# Georg Wegener

# Der Wall von Eisen und Feuer

## III

## Die beiden letzten Jahre

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

940.9161
W42w
v. 3.

*NOTICE:* **Return or renew all Library Materials! The *Minimum* Fee for each Lost Book is $50.00.**

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

**Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.**
**To renew call Telephone Center, 333-8400**

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

DEC 0 1 1989

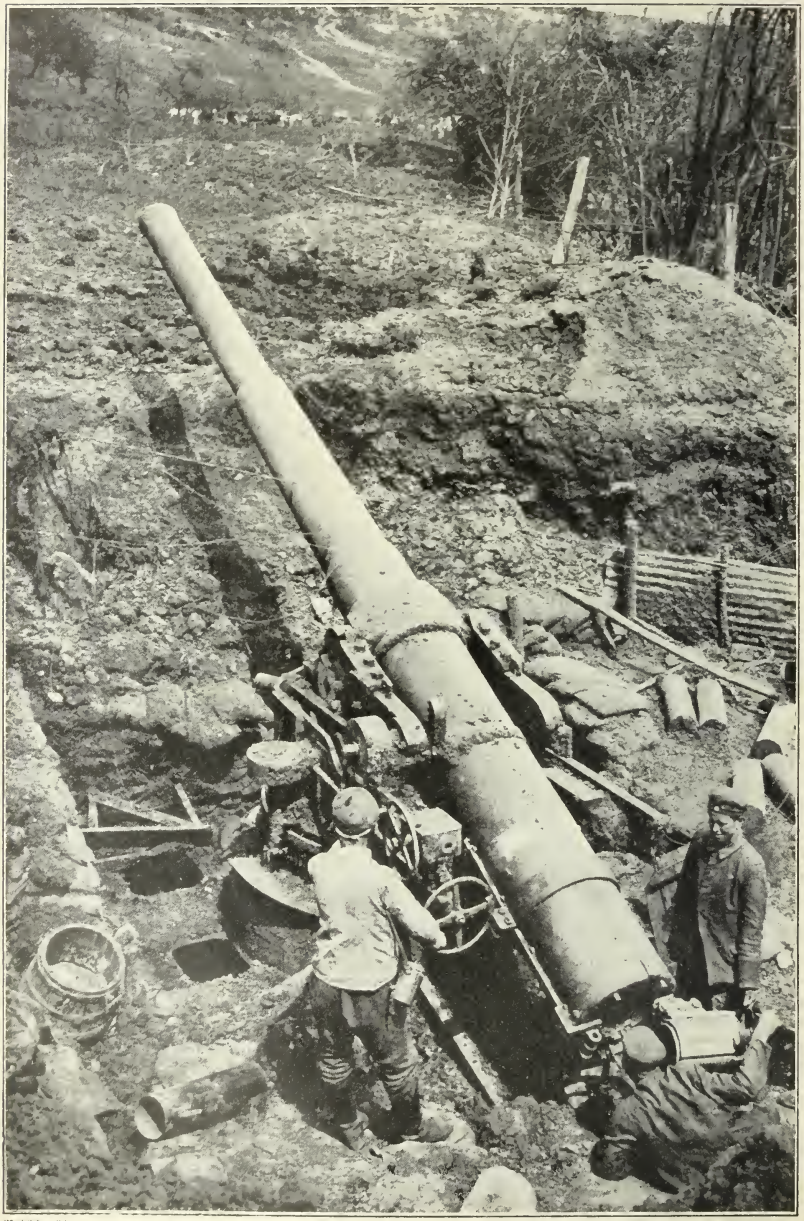
FEB 2 2 1990

AUG 2 0 1992

JUN 0 2 1992

L161—O-1096

28 III 0



Reichsarchiv.

Erobertes französisches Flachbahngeschütz, das über den Chemin-des-Dames hinweg Laon beschoß.

(S. 244.)

# Der Wall von Eisen und Feuer

## III

## Die beiden letzten Jahre

Von

Prof. Dr. Georg Wegener

Kriegsberichterstatter
im Großen Hauptquartier

Leipzig: F. A. Brockhaus · 1920

Copyright 1920 by F. A. Brockhaus, Leipzig.

940.9161
W-12w
V. 3

**Meinem Vater**

in seinem 83sten Lebensjahre.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/derwallvoneisenu03wege

# Geleitwort zum dritten Bande.

Leicht war es seinerzeit, den ersten Band dieses Werkes zu schreiben, der 1915 erschien und das erste Jahr des Krieges an der Westfront behandelte. Denn wenn ich auch den ungeheuern Ernst der plötzlich hereingebrochenen Weltentscheidung nicht im mindesten verkannte, so trug doch auch mich der Stolz auf die wundervolle Haltung unseres ganzen Volkes empor, und die über alles Erwarten hinausgehenden Erfolge unseres Heeres gaben mir, wie uns fast allen, die Hoffnung auf ein siegreiches Ende des mit voller Überzeugung als aufgezwungen empfundenen Kampfes.

Schwerer schon wurde, während des harten Jahres 1917, die Bearbeitung des zweiten Bandes, der die Ereignisse bis Ende 1916 führte und unter anderm unsern mißlungenen Ansturm gegen Verdun und die schreckliche Somme-Schlacht in sich schloß. Denn damals war es schon klar geworden, daß trotz aller unserer heroischen Taten und Opfer doch nur ein Wunder uns mehr als ein Remis bescheren konnte.

Unsagbar leidvoll ist es gewesen, jetzt, nach dem „Frieden" von Versailles, diesen dritten und letzten Band zu vollenden, der die Entwicklung bis zum bittern Ende im November 1918 begleitet und der nun schildern muß, wie zuletzt doch alles vergeblich gewesen ist.

Wenn ich mich dennoch dazu entschloß, so geschah es, weil ich es als ein großes Unrecht empfinde, daß man bei uns ganz vergessen zu haben scheint, wie Ungeheures, Beispielloses unser Heer auch in den beiden letzten Jahren noch geleistet und erduldet hat. Darauf hinzuweisen, an den unauslöschlichen Dank zu mahnen, den wir trotz alledem den Männern an der Front für ihre Opfer an Leben und Gesundheit, für ihr Ausharren im Grausen der Schlachten und ihr Leiden in der unmenschlichen Existenz da draußen überhaupt schuldig sind, das schien mir die Pflicht eines Mannes zu sein, der freiwillig eben dazu hinausgegangen war

und während des gesamten Krieges, von August 1914 bis November 1918, in einer so bevorzugten Stellung wie die meinige auf dem Kriegsschauplatz hat weilen dürfen. Und gibt es auch heut, in der Erschöpfung unserer Nerven, noch viele Tausende, die davon nichts hören, die überhaupt an den Krieg nicht mehr denken wollen (ach, sie werden es ja nur zu sehr müssen), so wird die Zeit doch auch für sie wiederkommen. Die Zeit wird wiederkommen, wo wir uns aus der Demütigung der Gegenwart wieder aufrichten werden an dem Heldentum unseres Riesenkampfes gegen die Übermacht; wo unsere Kinder und Enkel aus ihm wieder lernen werden, ihr eigenes Volk zu achten und zu lieben. Und wo auch die Umwelt gerechter gegen uns werden wird und sagen: „Wir haben euch verkannt; wir bewundern euren Widerstand gegen fast alle Großmächte der Welt; erzählt uns davon; wir hören." Dann soll dies Buch kein Torso sein. Und darum muß es vollendet werden, solange mir selbst die Erinnerung noch lebendig ist.

Behandelt wird auch in diesem Bande, obwohl ich auch anderes hätte erzählen können, nur die Westfront. Aber was im Geleitwort zum zweiten Bande ausgesprochen wurde, daß hier doch der Schwerpunkt des ganzen Weltkriegs liege und daß hier die Entscheidung fallen werde, hat sich im vollsten Maße bewahrheitet. Und so soll sie wenigstens eine möglichst abgerundete Darstellung finden. Freilich selbst in dieser Beschränkung ist die Fülle der äußern und innern Erlebnisse vier langer Kriegsjahre so übergewaltig, daß auch dies dreibändige Werk doch nur einzelne Stichproben geben kann. Und nur aus solchen Eindrücken eine Auswahl, wie sie eben dem Horizont des Verfassers entsprechen. Welcher Art dieser Horizont war, das wird allenthalben klar aus der Schilderung hervorgehen; der Leser wird überall deutlich erkennen, was ich selbst gesehn und erlebt, was ich von andern erfahren habe und welches meine Quellen gewesen sind.

Zweifellos ist mein Buch nicht das Ideal einer Erinnerung an den Krieg. Theoretisch wäre dies die Vereinigung der Darstellung eines großen im Weltkrieg führenden Strategen mit den Schilderungen der unmittelbaren Frontkämpfer, des gemeinen Mannes oder des unmittelbaren Unterführers im Schützengraben. Ein solches Werk existiert aber nicht und kann nicht existieren. Zusammenfassende Darstellung führender

Feldherrn haben wir. Vor allem Ludendorffs prachtvolles Buch. Aber hier fehlt naturgemäß die anschauliche Einzelheit. Auch schöne Einzelschilderungen persönlicher Art von Frontkämpfern gibt es — wenngleich Fronterinnerungen für den Umfang des Krieges doch eigentlich überraschend wenig erschienen sind und meist verzettelt in allerlei Zeitungen und Zeitschriften. Aber der Blick dieser Erzähler reicht notwendigerweise fast stets nur sehr wenig über den Abschnitt ihrer Kompagnie oder ihres Bataillons hinaus.

Wir Kriegsberichterstatter hatten wenigstens zwei Vorteile — und das ist, was ich oben mit der bevorzugten Stellung meinte —, die kaum ein anderer in gleicher Weise genoß. Wir besaßen, vor allem in den späteren Jahren des Krieges, als eine natürliche Auslese sich vollzogen und wir uns eine Vertrauensstellung im Heere errungen hatten, eine sehr freie und große Beweglichkeit, die uns unablässig auf dem gesamten Kriegsgebiet hin und wieder führte: vom äußersten Norden der Front, von der belgischen Küste bis zu ihrem äußersten Süden an den Schweizer Bergen, und vom vordersten Schützengraben bis zur letzten Etappe und dem Generalgouvernement. So gewannen wir eine Gesamtanschauung des Kriegsschauplatzes, wie sie wohl kaum irgendein Offizier der Obersten Heeresleitung gehabt hat. Und zweitens besaßen wir, als die einzigen dauernd und in angesehener Stellung beim Heer befindlichen, keinen militärischen Rang und keine Uniform; d. h. wir standen außerhalb der militärischen Hierarchie, ihrer Etikette und ihren Eifersüchten, und konnten deshalb in einer Weise, wie es durchaus keinem andern möglich war, mit jedem Gliede des ungeheuern Heereskörpers in unmittelbare und unbefangene Verbindung treten. Der höchste Kommandierende einer Armee konnte uns neben sich am Tisch oder im Auto sitzen lassen und so vertraulich mit uns verkehren wie er wollte, ohne bei irgendeinem Untergebenen Anstoß zu erregen; und ebenso konnten wir mit dem letzten Mann im Schützengraben oder im Truppenlager reden, wie uns beiden ums Herz war und ohne daß er und seine Kameraden in dienstlicher Erstarrung dastanden. Die einzigartige Vereinigung dieser beiden Vorzüge muß einem Werk wie dem vorliegenden zugute kommen.

Was den Charakter dieses dritten Bandes betrifft, so ist er genau der gleiche wie der der beiden vorhergehenden; d. h. er will eine möglichst

unmittelbare Wiedergabe davon sein, was ich selbst auf dem Kriegsschauplatz sah und hörte, ein Abglanz dessen, was wir draußen, nicht nur äußerlich, sondern auch im Herzen, erlebten. Aus diesem Grunde habe ich mich absichtlich noch näher als früher an meine gleichzeitigen Aufzeichnungen gehalten. Ich habe es vermieden, die damaligen Eindrücke in der Beleuchtung heutigen Empfindens zu geben. Ist doch dies heutige Empfinden noch ganz gewiß kein abschließenderes, objektiveres als das damalige. Wie es im Kriege selbst war, in uns und um uns, das soll festgehalten werden. Wo ich im Text ein Wissen oder ein Urteilen von heute gebe, da ist dies durch den Zusatz [1920] gekennzeichnet. Sonst entspricht das, was ich sage, der jedesmal angegebenen Zeit des Erlebens.

Es versteht sich von selbst, daß meine damaligen Aufzeichnungen vor allem den Glanz der Taten unseres Heeres berücksichtigten und hervorhoben. Daß ich daneben aber die düstern Farben des Bildes vergessen, daß ich die Schrecken des Krieges unterdrückt oder die Leiden der Truppe vernachlässigt hätte, das wird niemand sagen können, der dies Werk gelesen hat.

Irrig kann manches in meinem Buche sein; das ist menschlich, und ich werde für jede Berichtigung dankbar sein. Unwahrhaftig ist in diesem ganzen Werk nicht ein einziges Wort.

Lindenhof, im August 1920.

Georg Wegener.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Geleitwort zum dritten Bande | V |
| Erstes Kapitel. Thalatta! | 1 |
| Zweites Kapitel. Die Wacht an der belgischen Küste | 8 |
| Drittes Kapitel. In Erwartung | 14 |
| Viertes Kapitel. Der Rückzug in die Siegfriedstellung | 18 |
| Fünftes Kapitel. Die Arras-Schlacht | 28 |
| Sechstes Kapitel. Bei der Jagdstaffel Richthofen | 39 |
| Siebentes Kapitel. Die Aisne-Champagne-Schlacht | 50 |
| Achtes Kapitel. Aus den Kämpfen um den Hochberg | 58 |
| Neuntes Kapitel. Vom Wytschaete-Bogen | 85 |
| Zehntes Kapitel. Chemin-des-Dames | 99 |
| Elftes Kapitel. Noch einmal Höhe 304 | 122 |
| Zwölftes Kapitel. Die Flandern-Schlacht von 1917 | 128 |
| Dreizehntes Kapitel. Die Erzählung des Hauptmanns | 144 |
| Vierzehntes Kapitel. Die Führer der Flandern-Schlacht | 153 |
| Fünfzehntes Kapitel. Der Ausgang des Jahres 1917 | 162 |
| Sechzehntes Kapitel. Die deutsche Offensive von 1918 | 165 |
| Siebzehntes Kapitel. Der Durchbruch | 172 |
| Achtzehntes Kapitel. Die Basilika von St. Quentin | 184 |
| Neunzehntes Kapitel. Der Vormarsch der Badener | 190 |
| Zwanzigstes Kapitel. Die Kämpfe bei Bapaume | 206 |
| Einundzwanzigstes Kapitel. Osternacht | 212 |
| Zweiundzwanzigstes Kapitel. Ostertag | 219 |
| Dreiundzwanzigstes Kapitel. Das tote Land | 224 |
| Vierundzwanzigstes Kapitel. Nach Soissons | 231 |
| Fünfundzwanzigstes Kapitel. Der Vorsturm bis zur Marne | 239 |
| Sechsundzwanzigstes Kapitel. Schicksalswende | 260 |
| Siebenundzwanzigstes Kapitel. Der Ausgang | 269 |
| Register über alle drei Bände | 284 |

Die Abbildungen sind, soweit nicht andere Herkunft angegeben, Aufnahmen des Verfassers.

Die belgiſche Küſte mit deutſchen Befeſtigungen aus der Vogelſchau.

(S. 6.)

Die zur Verteidigung eingerichtete Mole von Seebrügge.
(Kap. 2.)

## Erstes Kapitel.

# Thalatta!

Anfang Januar 1917.

Das Kriegsjahr 1917 hat begonnen. Die Hoffnung, daß es das Friedensjahr sein werde, ist noch nicht greifbar nahe gerückt. Im Gegenteil, die Feinde haben unser Friedensangebot vom 12. Dezember haßflammend zurückgewiesen; der furchtbare Kampf geht weiter.

Schwer ringen wir hier im Westen gegen eine Übermacht. Auf andern Kriegsschauplätzen vermögen unsere Heere den Rausch und Glanz des Angriffs und des siegreichen Vorwärtsstürmens zu erleben; hier in Frankreich und Belgien ist die Verteidigung das Höchste, was wir in gegenwärtiger Lage erreichen können. Der Kampfruf der Champagneschlacht: „Durch kommen sie nicht!", der im Jahre 1915 die Losung war, ist es auch jetzt wieder im Jahre 1917. Aber wir wissen nicht nur, wie Ungeheures wir damit, physisch und moralisch, leisten; wir wissen auch, daß wir durch unsere Verteidigung hier, durch die Bindung des weitaus größten und schrecklichsten Teils der feindlichen Streitkräfte und Kriegsmittel, den Heeren der Mittelmächte auf den andern Kriegsschauplätzen den Rücken decken. Siege von einer Glorie wie der rumänische Feldzug sind zum großen — vielleicht zum größten — Teil doch im Trommelfeuer der Somme-Schlacht errungen worden.

In den ersten Tagen des Jahres habe ich, nach langer Zeit wieder einmal, den äußersten Norden unserer Westfront aufgesucht, die belgische Nordseeküste. Den Teil des riesenhaften Verteidigungswalls von Eisen und Feuer, wo ihm kein ähnlich gestalteter Gürtel von Stacheldrähten, Gräben, Artilleriestellungen, Munitionsdepots, Flugplätzen usw. auf der Feindesseite gegenüberliegt, sondern die offene See. Gerade hier aber

lauern hinter der leeren Kimmung besonders unheimliche Gefahren, die zu doppelter Wachsamkeit nötigen; Gefahren, die sich Zeit und Ort ihres Überfalls noch weit unvorhergesehener wählen können als die Streitkräfte zu Lande. Noch hat freilich die englische Flotte bis heute nicht gewagt, auf unsere Küstenstellungen einen ernstlichen Angriff mit Landungsversuch zu unternehmen. Wird sie es in diesem Jahr tun? In diesem Jahr wird ja der persönliche, mit eigenem Blut zu zahlende Anteil der Engländer am Kriege wesentlich größer sein müssen als bisher; die schwergeprüften Bundesgenossen verlangen es immer ungestümer. Und wenn sie es wagt, wie stehen wir heute dort demgegenüber da?

Ich kam wieder über Brügge gefahren. Mehr als zwei Jahre waren vergangen, seit ich zum ersten Male während dieses Krieges die alte, wundersame, mir aus dem Frieden wohlbekannte Stätte betrat. Rastloses, lärmendes Leben flutete damals durch des „toten" Brügge sonst so schweigsamen Gassen. Die Grande Place vor den spitzgiebligen alten Gildenhäusern war bedeckt mit Automobilen, die in Reihen vor dem Denkmal der Sporenschlacht von Kortrijk standen. Truppenzüge marschierten mit klingendem Spiel hin und wider. In den gotischen Palästen richtete man Stäbe, Kommandanturen ein; Offiziere klirrten die Treppen auf und ab, Ordonnanzen eilten hierhin und dorthin. Die alten gänge- und treppenreichen Gasthöfe Brügges waren überfüllt, alle Säle waren voll von speisenden, trinkenden und lebhaft redenden Männern in Feldgrau. Es war noch im letzten Ausklang der herrlichen Anfangszeit dieses Krieges, wo die Erstarrung des Vorwärtsstürmens zum Stellungskampf sich eben erst vollzogen hatte und noch niemand daran dachte, daß sie dauern würde. Zufällig waren damals, im Dezember 1914, überdies gerade Tage einer besondern Bewegung dort, die Zeit der ersten Versuche eines offensiven Vorgehens der Gegner an der flandrischen Front. Nachrichten von einem gefährlichen Überfall an der Yser durchschwirrten die Stadt, obwohl niemand Genaueres wußte. Der Oberkommandierende der ganzen Küstenstreitkräfte, Admiral von Schroeder, war nach Einbruch der Nacht plötzlich in seinem Kraftwagen zur Front gesaust. Im spärlich erhellten Dunkel auf dem Marktplatz sah ich die alarmierten Truppen, die noch in der Nacht hinausmarschieren sollten, und sprach mit ihnen. Und unvergeßlich ist mir ein Vorgang auf dem Bahnhof von Brügge, in

dessen Halle der Nebel der nassen Winternacht, untermischt mit dem Dampf der Lokomotiven, phantastisch hereinwallte. Wie ein Märchenungeheuer mit zwei funkelnden Riesenaugen taucht aus diesem Nebel fauchend und schnaubend eine Maschine auf, die einen Zug voll Geschützen, Munition und mit Mannschaften gefüllte Wagen hereinschleppt. Aus einem der schlecht erleuchteten, überfüllten Abteile springt eine Gestalt in langem Mantel heraus und mit lautem, erstauntem Ausruf auf mich zu, um mir die Hände zu schütteln. Es ist ein Bekannter aus meiner Stadt Eutin, von dem ich damals annahm, daß er als unabkömmlich nicht mit im Kriege sein könnte. In eiligster Rede und Gegenrede erfahre ich, daß der Zug eine Kriegsfreiwilligenkompagnie enthält, das „Freikorps von Below"; Leute aus allen möglichen Berufen, zum großen Teil geistiger Auslese: mein Freund war ein Realschuldirektor, ein anderer der Leiter einer großen Fabrik, ein dritter Chormeister eines ersten Berliner Theaters usw. Nach einigen Wochen fieberhafter, mit glühender Begeisterung durchgemachter Ausbildung gehen sie nun an die Front, und ihre Herzen sind heiß vor Stolz und Freude. Nach wenigen Minuten muß mein Freund wieder hinein in sein Abteil, der Zug setzt sich in Bewegung, und unter den erst einzeln, dann in immer mächtigern gemeinsamen Rhythmen aus den Fenstern hervorschallenden Klängen des „Deutschland über alles in der Welt" gleitet die lange Wagenreihe, umhüllt von glühenden Wolken durchleuchteten Dampfes, in das schwarze, feuchte Nachtdunkel hinaus, dem Feind entgegen.

Mehr denn zwei Jahre seitdem! Jahre, in denen so Ungeheures geschehen, daß sie wie Jahrzehnte gelten könnten. Als ich aber jetzt wieder nach Brügge kam, in der Dämmerung eines dieser nassen, trübseligen niederländischen Wintertage, von denen man überhaupt zögert, den Ausdruck Tag zu gebrauchen, da war es, als sei die Zeit inzwischen stillgestanden. Alles schien auf den ersten Anblick ganz wie damals. Dieselben Uniformen bewegten sich durch die Straßen; in denselben Räumen waren dieselben Behörden einquartiert; ihre Tätigkeit war die gleiche. Nur was zu jener Zeit ein vorübergehender Rausch- und Sturmzustand zu sein schien, war jetzt eine Dauereinrichtung geworden und arbeitete darum viel ruhiger, gemessener. Dennoch merkte man sehr wohl, welch ein starkes, spannungsvolles Leben auch heute noch unter

dieser scheinbaren Ruhe lag. Noch immer, seit mehr denn zwei Jahren, dieselbe stählerne Gespanntheit in dem Bewußtsein, daß der Angriff des Feindes täglich erfolgen konnte; dasselbe Gefühl der ungeheuern Verantwortung, die damit auf den Schultern unserer Marinetruppen hier an der flandrischen Küste lastete; dieselbe Entschlossenheit, diesem Ereignis mit vernichtender Energie entgegenzutreten. Das ist in der Tat eine der erstaunlichsten Leistungen, die je eine Truppe und ihre Führung zustande gebracht haben, durch mehr denn zwei Jahre eine derartige Spannung aufrechtzuerhalten, ohne daß Ermüdung oder Gleichgültigkeit eintrat. Nichts von einer solchen habe ich in diesen Tagen, weder hier und noch minder an der Küste selbst, beobachten können. Alles war wie damals voll von glühendem, lauerndem Leben, von höchster Wachsamkeit, von äußerster Bereitschaft.

Nur in einem doch etwas anders als damals in den ersten Tagen. Eine ganz andere Sicherheit herrschte, im Vollgefühl dessen, was inzwischen in zweijähriger ungeheurer Arbeit durch Anhäufung und Vervollkommnung der Verteidigungsmittel an der Küste Belgiens geschaffen worden ist. Man denkt an jene ersten Tage doch so etwas mit dem Gefühl des Bodenseereiters: wenn die Engländer damals einen energischen Landungsversuch gewagt hätten, wer weiß, was dann geworden wäre. — Heute? — „Wenn sie doch kämen!" ist jetzt die einzige Antwort, die ich von den jungen Offizieren auf eine solche Frage erhalte, und die Augen leuchten in grimmigem Wunsch. —

Am nächsten Morgen schien es in Brügge überhaupt nicht Tag werden zu wollen. Wie aus der Tiefe eines Sees von zähflüssiger Finsternis schien die alte Stadt sich emporzuringen, langsam, langsam, bis wenigstens eine düstere, gelbbraune Trübe, die das Licht vorstellte, durch das Fenster hereinquoll. Trüb blieb es auch dann noch, als ich nach Blankenberghe der Küste entgegenfuhr. Rings in bräunlichen Dunstschleiern die flandrische Landschaft. Die langen Reihen der Pappeln alle schiefgewachsen vom Druck des Seewindes. Auf den Feldern das Grundwasser überall in langen parallelen Gräben; die fetten, braunen, muschelförmigen Schollen des Schlickbodens, frisch vom Pflug geformt, glänzend in ihrem nassen Klietsch. Und als das Gefährt endlich in den Straßen Blankenberghes angelangt war, stürzte der Regen in solchen Güssen hernieder, daß ich ein paar Minuten unter dem Portal der Kirche Schutz suchte.

Aber nicht lange. Die Sehnsucht nach dem Meere, die tiefe, in Worte nicht zu fassende, die so seltsam, so unauslöschlich wie eine große, im Tiefsten verankerte Leidenschaft allen denen im Herzen bleibt, die das Meer wirklich kennengelernt haben, und die jetzt in mir mit einer Stärke wieder erwachte, von der ich selbst überrascht war, ließ mir keine Ruhe mehr. Ich eilte die Gassen vorwärts, die zum Meere führen. Jetzt die Freitreppe hinauf, die zwischen hohen, vielstöckigen Häuserwänden den Uferdeich ersteigt. Da war er schon, der Meersturm, der, eingepreßt durch diese Mauerschlucht, sich auf mich stürzte. Wie mit stemmenden Fäusten packte er mich an den Schultern, um mich zurückzudrängen, zerrte mich am Mantel und jagte mir die Regentropfen schmerzend wie Nadelstiche ins Gesicht. Aber ich lachte. Den Gesellen kannte ich; wir zwei hatten schon ganz andere Tänze miteinander getanzt. Ein paar Schritte mit bohrend vorwärts geneigtem Oberkörper, und ich stand oben auf der schönen gepflasterten Strandstraße, die sich blank und glatt auf beiden Seiten in die Ferne zieht.

Nun lag es endlich wieder vor mir, das große, wundervolle Weltmeer! Tiefes, mächtiges Brausen erfüllte rings die Luft, berauschender als die herrlichste Sinfonie. Aus der braunen Ferne, wo Himmel und Meer sich vermischten, jagten die gelblichen Schaumkämme heran, wie endlose Sturmreihen gewappneter Männer, die ein dämonischer Feldherrnwille gegen feindliche Brustwehren peitscht. Wie in Zorn und Vernichtungswut rasen sie daher, näher und näher, von den nachfolgenden vorwärts gedrängt; hochauf bäumen sie sich dann, brüllend, in langen Reihen zum Sprung — um plötzlich zusammenzubrechen, wie unter einem mähenden Maschinengewehrfeuer, und jäh vornüberzustürzen auf das Antlitz. Über ihre Leiber hinweg fluten andere Sturmwellen, immer neue, ebenso emporgebäumt, ebenso zusammenbrechend. Vergeblich alles, machtlos gleitet der Ansturm immer wieder von dem Wall des Strandes zurück.

Nun aber geschah etwas Merkwürdiges. Es war wirklich wie auf dem Theater. Nur wenige Minuten weilte ich in dem wilden Regensturm, da begann das Wetter sich zu wandeln. Das gleichmäßige Grau des Himmels gestaltete sich zu bestimmten, jagenden Wolkengebilden. Zwischen ihnen blitzte hier und dort ein Stück Blau hindurch. Am fernen Horizont sonderten sich, klarer und immer klarer, Himmel und

Meer: der Himmel licht, der Meeresrand dunkelblau. Weiter gegen den Strand zu kam helle, warme Farbe in das Meer; es schimmerte bernsteinbraun, so wie Andreas Achenbach die Nordsee so oft gemalt hat, und die Schaumkämme der Wogen leuchteten darauf wie glänzende Perlenschnüre auf bräunlichem Samt. Nicht lange, so funkelte ein strahlendes Licht über der ganzen See. Blendend in weißem Glanz überstürzten sich jetzt die herrlichen Brandungswogen, um dann in breiten Fächern auf den weißen Sand hinaufzuschießen und sich langsam wieder zurückzuziehen, anzusehen wie königliche, spitzenumsäumte Frauenschleppen. —

Und dieses wunderbare Wetter, das seit Monden hier nicht gewesen war, dieses Meer zugleich in Sturm und Himmelsglanz, ist mir dann treu geblieben die Tage und Nächte, die ich hier geweilt habe, und hat neue Bilder unvergänglicher Schönheit zu den zahllosen alten hinzugefügt, die ich von der ewigen Salzflut im Herzen trage. Ob ich auf den Dünen wanderte und hinausspähte über die grenzenlose Weite. Ob ich auf Turmeshöhe stand und weit nach rechts und links das krause Gewirr der gelben Dünenberge verfolgte und den breiten elfenbeinschimmernden Ufersand davor, auf dem in blendendem Weiß die sich durchkreuzenden Schaumkreise ausliefen. Ob ich bewundernd verfolgte, wie an den zyklopischen Quadern des Dammes von Seebrügge die Sturmwogen donnernd zerschellten, oder in nächtlicher Einsamkeit am mondübergossenen Strand einherschritt und die Wellenberge wie unter zarten, geheimnisvollen Lichtschleiern herangleiten sah.

Freilich, zuletzt ward der Anblick doch zu einem Empfinden bitterer, schmerzlicher, zuletzt qualvoller Art. Und dem möchte ich noch Worte zu leihen versuchen, ehe ich davon erzähle, was ich von unsern Verteidigungsarbeiten an dieser Küste sah.

Düster ist, trotz allen Lichtes, heute die seltsame Einsamkeit dieses Strandes, der doch sonst an lachendem Leben vielleicht der reichste der ganzen Erde war. Wie erblindete Augen starren die mit Brettern vernagelten Fenster der langen Reihen von Hotels und Villen am Strand der Badestädtchen. Leer sind die glänzenden Digues von den eleganten Toiletten, leer der weiße Ufersand und die schäumenden Wogenränder von dem jauchzenden Treiben der beidergeschlechtigen Badenden. Stacheldraht sperrt die vorspringenden Seestege. Todeinsam, so weit das Auge

reicht, die Oberfläche der See; kein Segel, keine Rauchfahne auf ihr. Nur die Gewißheit wach, daß irgendwo dort hinten, unsichtbar hinter der Kimmung, Tod und Verderben hin und wider streicht, vor dem Herankommen nur abgehalten durch den ebenso unsichtbaren Tod, den unsere Seeminen unter dem Spiegel der Flut oder die drohenden Schlünde unserer Geschütze im Dünensand auch ihrerseits bereithalten.

Das aber war nicht allein das Bedrückende; sondern noch etwas anderes, was vielleicht gerade ich als alter Weltwanderer besonders empfand, was aber schließlich uns allen ebenso gilt. Eben die scheinbare Freiheit und Unendlichkeit des Meeres ließ doppelt die Weltgefangenschaft fühlen, in der England uns augenblicklich hält. Wie dem Verhafteten in seiner Zelle seine Lage zwiefach unerträglich erscheint, wenn er vor seinem Fenster eine weite Landschaft sich breiten sieht, so kam hier das Empörende, nicht zu Duldende, zum Bewußtsein, daß wir ausgeschlossen sein sollen von den Weiten des Meeres und den lockenden Fernen des Erdballs. Eine verbotene Welt soll für uns das Feld des Ozeans, das allzugängliche, sein. Die andern können ihn durchkreuzen, wohin sie mögen, wir nur sollen es nicht, und können es auch wirklich zur Zeit nicht. Wie eine Welle von Schamröte steigt es mir ins Gesicht, wenn ich davon lese, wie die Angehörigen der uns feindlichen Völker nach wie vor auf ihren Schiffen streifen wohin sie wollen, ihrer Arbeit nachgehen oder die Wunder der Welt aufsuchen, weil England es ihnen erlaubt. Und wir können es nicht, weil England es nicht erlaubt! Das ist unwürdig, das ist unduldbar, das darf nicht sein! Bis ins Tiefste fühle ich den Zorn unserer jungen, stolzen Marine mit. Und auch ihr grimmiges Bewußtsein von der furchtbaren Waffe, die ihr zu Gebote steht, wenn einst der Tag reif sein wird, sie uneingeschränkt anzuwenden.* Um die Bahn wieder freizumachen über die glänzende Meerflut.

---

* Die große Schicksalsfrage jener Monate, ob verschärfter U-Boot-Krieg oder nicht, bewegte auch die Westfront auf das lebhafteste. Bei der Marine bestand, soweit ich mit ihr in Berührung kam, unbedingtester Glaube, daß wir damit den Krieg gewinnen würden. Beim Landheer war der Abschluß der Debatten meist der: in dieser Sache können wir kein eignes Urteil haben und müssen uns ganz auf die Autoritäten verlassen. [1920.]

Zweites Kapitel.

## Die Wacht an der belgischen Küste.

Januar 1917.

Seltsam verändert, zum Teil geradezu umgekehrt hatte die Woge unseres Vormarsches die Verteilung des Lebens an der belgischen Küste. Wer zu Friedenszeiten diese Küste besucht hat, weiß, wie die einzelnen Badestädte und -städtchen dort wie an einer Schnur sich längs des geradlinigen Strandes aufreihten: Westende, Middelkerke, Ostende, Wenduyne, Blankenberghe usw. Alle nach dem gleichen Schema geformt, ein bißchen wie Kulissen, seewärts mit einer glänzenden Schauseite von hochgetürmten Hotels und Pensionsvillen längs der mit spiegelnden Fliesen belegten Digue; dahinter, mehr oder minder tief, einige bescheidenere Straßen. Zwischen den einzelnen Badeorten spannte sich dann, ungleichmäßig hoch und unregelmäßig breit, der weißgelbe Streifen der urwüchsigen Düne. Bei den Badeorten sammelte sich damals im Sommer und bis spät in den Herbst ein fröhliches Menschengewimmel; wie Märchenpaläste schimmerten für den Vorüberfahrenden nachts die hellerleuchteten Häuserfronten weit hinaus auf die See. Die Dünenstrecken zwischen den Badestädten dagegen blieben verhältnismäßig einsam bei Tage, völlig verlassen während der Nacht.

Ganz anders seit dem Herbst 1914. Einsam war jetzt der Strand der Badestädte, und nachts lag über ihnen die gleiche Finsternis wie über der gesamten Küste. Umgekehrt aber jetzt die Dünenstrecken! Zwar von der See aus erschienen auch sie verlassen. Von weitem wenigstens. Der nahe Herankommende aber gewahrte auch schon von dieser Seite geheimnisvolle Spuren eines eigenartigen Treibens. Stacheldrahtgewirr flocht sich in den Dünensand. Hier verriet ein schmaler Spalt mit einer Glasscheibe, daß dahinter lebendige Augen in die Weite spähten. Dort ragte die

schmale Mündung eines Maschinengewehrs, dort die dickere eines größern Geschützes über den mit Weidengeflecht befestigten Rand der Düne, oder die Schneckenhörner eines Scherenfernrohrs standen unbeweglich zwischen den zitternden Halmen des Strandhafers. Sah man jedoch die Landseite der Düne, so erblickte man mit Staunen ein Leben, geschäftig wie ein riesiger Ameisenhaufen. Weithin wimmelten die Sandberge von menschlichen Gestalten, die emsig die hellfarbigen Gehänge durchwühlten. Balken und Bretter türmten sich auf, herangeschleppt auf rasch gelegten Feldbahnen. Ein Labyrinth von entstehenden Schützengräben, Wohnräumen und dergleichen grub sich in den weißen Sand. Hier und dort erhoben schwere Küstengeschütze sich auf schnell geschaffenen Betonplatten. Andere ähnliche Unterbauten für erwartete noch zahlreichere und mächtigere Geschütze erwuchsen daneben. Ein glühender, fast sich überstürzender Eifer war überall tätig, um die rasch erworbene Küste nicht minder rasch gegen jeden Überfall zu sichern.

So sah ich es schon Ende 1914. Nicht viel anders war es noch heute. Der Anblick der verödeten Strandstraßen in den Badeorten ist noch immer der gleiche. Nur Middelkerke ist seither schwer beschädigt, Westende fast ganz in Trümmer gelegt durch die Kanonaden der französischen Festlandsbatterien von Nieuport und der dort vom Meere landeinwärts ziehenden Stellungslinie des Gegners; teilweise auch wohl englischer Schiffsgeschütze, die von Punkten vor der belgisch gebliebenen Küstenstrecke aus schossen. Einsam ist auch der Badestrand vor den Städtchen. Wenigstens jetzt in der kühlern Jahreszeit. In der wärmern gab es zeitweilig ein recht großes Getümmel dort. Die Heeresverwaltung hatte schon im Sommer 1915 für die Truppen an der Westfront regelmäßige Badezüge eingerichtet, die weither, bis tief aus Frankreich, die Leute zur Erholung herbeiführten. Da sprangen dann oft Tausende nackter junger Männer — an Badekostüme brauchte nicht gedacht zu werden — mit großem Jubel in den Brandungswellen herum. — In den Dünen aber herrscht auch heute, wie stets seit 1914, ganz gleichgültig welche Jahreszeit und welches Wetter, das geschäftige Gewimmel riesiger Ameisen, die den Boden durchwühlen. Noch immer schleppen sie auf den Bahngeleisen neue Massen von Brettern, Balken, Eisenteilen aller Art heran; noch immer sieht man zwischen den Vierecken von Bretterwänden neue Betonklötze entstehen, neue Batterien, noch riesiger als die letzten, aus dem Boden hervorwachsen.

Welch eine Summe von Arbeit muß hier in diesen zwei Jahren geleistet worden sein! Staunend sagt man sich das von vornherein. Erst die wirkliche Durchwanderung der Verteidigungsanlagen aber zeigt, in welchem Umfang das der Fall ist. Sowohl in den technischen Einzelheiten wie auch in den großen Gesamtgedanken, nach denen die Küstenverteidigung sich hier entwickelt hat. In jenen stürmischen Monaten von 1914 gab es solche doch nur erst in den Anfängen. Damals kam es vor allen Dingen darauf an, so rasch wie möglich das, was an Verteidigungsmitteln gerade verfügbar war, heranzubringen. Erst im Lauf der Zeit hat sich ein großzügiger Gesamtplan herausgebildet, der, in sorgfältiger Berücksichtigung der natürlichen Eigenschaften der Küste, der vorgelagerten Meeresteile, der rückwärtigen Verbindungen usw., den Ausbau der Befestigungen gestaltet hat und immer noch weiter gestaltet. Der auch nicht nur den Angriff von der See aus ins Auge faßt, sondern auch einen solchen von der Landseite her.

Schon 1914 hatte ich gestaunt über die dicksten der Kanonen, die man zwischen den Dünen aufgestellt hatte. Wo blieben sie aber jetzt gegenüber den gigantischen Gesellen, die heute dort schußbereit liegen! Ein herrlicher Anblick, solch ein Langgeschütz größten Kalibers von heute! In frühern Jahrhunderten ließen die Könige und Staaten ihre großen Geschützstücke — ihre ultima ratio — gern von den Händen bedeutender Künstler prächtig gestalten; heute hat die Kunst bei Werken dieser Art nicht mehr mitzureden, nur der Zweck formt sie, so einfach, so nüchtern wie möglich. Dennoch aber wirken diese Riesengeschütze von selbst auch jetzt in hohem Grade ästhetisch in der vollendeten Harmonie, mit der die Form dem Zweck entspricht und aus dem Material herausgeboren ist, in der Verbindung von ungeheurer Kraft und rassiger Eleganz. Man ist versucht, das glatte, spiegelnde Metall mit der Hand zu streicheln, wie eine kostbare Bronze. Wie spielend drehen sich die, Tausende von Kilogramm schweren, Rohre samt ihren Panzertürmen auf den gewaltigen Betonbettungen, rund um den ganzen Horizont. Wie spielend richtet sich das mächtige Stahlungetüm aus der Wagerechten aufwärts bis zu Winkeln von überraschender Steilheit, durch die seine Geschosse eine abenteuerliche Reichweite bekommen. Leicht wie ein Spielzeug dreht der Hebel den schweren, eingefetteten Stahlkeil des Verschlusses

zur Seite, gibt den Blick durch das blinkende Rohrinnere mit den schön-geschnittenen spiraligen Zügen frei und gleitet ebenso leicht und geräuschlos unter unserer Hand wieder in seine Lage zurück. Und wie ein feinstes Präzisionsinstrument läßt sich diese ganze Masse nach den Angaben der fast mikroskopisch eng gestrichelten Gradkreise auf das Ziel einstellen, gehorsam den Weisungen, die telephonisch oder auf andern Wegen von der Kommandostelle erfolgen. Zyklopischen Schatzhäusern gleich liegen in nächster Nähe der Geschütze die bombensichern Munitionskammern voll der gewaltigen Zuckerhüte, die man mit einem respektvollen Interesse betrachtet. Stellen sie doch die ungeheuerste Zusammendrängung einer potentiellen Kraft vor, die der Mensch ersonnen hat, einer Kraft furchtbarster Vernichtung, die doch dem Druck eines Fingers gehorcht. Sinnvolle Vorrichtungen sind vorhanden, um mit geringster Mühe und ohne Zeitvergeudung diese Geschosse mechanisch zu den Geschützen zu befördern und in das Rohr einzulassen. Diese großen Batterien, die nach bestimmtem Plan an der Küste verteilt sind, überschneiden sich mit den Reichweitekreisen ihrer Geschosse und sperren so die See auf mehrere Dutzend Kilometer vor der Küste. Von der See selbst aus sind sie überhaupt nicht sichtbar; ihre Befehlsstände in den Dünen selbst so geschickt verborgen, daß auch der am Strand Vorübergehende, ohne darauf aufmerksam gemacht zu werden, den schmalen Spalt zwischen den Halmen des Dünengrases nicht gewahren würde, durch den im Innern der Kammer mit Hilfe von Entfernungsmessern, Fernrohren, Fadenkreuzen, Kreisteilungen usw. die Beobachtung, Berechnung und Befehlsübertragung erfolgt.

Diese Riesenbatterien bestreichen das Meer viel ferner hinaus, als man vom Strande aus sehen kann. Für den Fall, daß es dem Gegner dennoch gelingen sollte, ihren Feuergürtel zu durchbrechen, sei es durch einen unter besondern Umständen glückenden Überfall, sei es indem er die damit verbundenen Opfer wagt, treten dann zu ihnen die schweren Küstenmörser hinzu, die Geschosse von nicht geringerer Zerstörungskraft schleudern, nur weniger weit. Wie stämmige, bulldoggartige, gedrungene Ungeheuer hocken sie hinter ihren grasbewachsenen Brustwehren. Zwischen ihnen leichtere Kanonen verschiedener Kaliber für Nahewirkungen. Endlich Mengen sorgfältig eingebauter Maschinengewehre, die überall die nächsten Meeresteile und den Strand bestreichen können, den Landungsboote

etwa erreichen sollten. Ein Gewirr von Schützengräben und Infanteriestellungen, in die Dünenberge eingeschnitten und von Stacheldrahthindernissen umgeben, vervollständigt das sinnvolle System der Verteidigung am Lande. Flugzeugabwehrkanonen, einige Flugzeughäfen, ausgestattet mit den neuesten und mächtigsten Maschinen für Kampf und Erkundung, patrouillierende Torpedoboote, Unterseeboote und dergleichen treten noch hinzu.

Für den, der an der Außenseite der Düne, längs des Strandes dahinwandelt, ist auch heute noch sehr wenig von dem heimlichen Leben zu sehen, das im Schoß der Sandberge haust. Auf der Rückseite aber gewahrt man die zahllosen seither entstandenen Wege, Treppen, Eingangstore der unabsehbar sich hinziehenden Siedelungen, die, ein modernes Gegenstück zu den uralten Höhlenstädten Chinas, sich hier in den Erdboden eingewühlt haben. Da sind Mannschaftsräume, licht, trocken, warm, mit Balken gestützt und mit Brettern verschalt, so daß sie aussehen wie Schiffszwischendecke. Hier geräumige Küchen, mit hellen Fliesen ausgelegt, wie tadellose Restaurationsküchen in Berlin W. Wohlausgestattete Mannschaftskantinen und Offizierkasinos, die in der schließlich doch schwerlastenden mehrjährigen Eintönigkeit und Abgeschiedenheit das Dasein hier erträglicher gestalten. Vor den Höhlenwohnungen der Mannschaften sieht man überall die dem Schmucksinn und der Behaglichkeitsfreude des Deutschen entsprechenden Gartenanlagen, die sich natürlich nur im Sommer entfalten. Die schilfumgebenen Achterwasser, die sich hinter den Dünen entlang ziehen, sind mit Badehäuschen und Bootsstegen versehen, mit zierlichen Entenhäusern besetzt; neben den zahmen Enten, die sich die Leute darauf halten, sieht man auch Wildenten und Bläßhühner schwimmen, die kaum minder zahm sind, denn sie werden sorgfältig gefüttert. Die Tiere sind alle einzeln bekannt unter den Namen „Fritz" und „Lieschen" usw., und wehe dem, der ihnen etwas tun würde. Eine Kompagnie hat es sogar zu einem stolzen eigenen Schwan gebracht.

Man stelle sich aber deshalb das Leben dieser Leute hier nicht allzu idyllisch vor. Gewiß, sie haben es wohl etwas besser als die Mehrzahl ihrer Kameraden der Landfronten in ihren immer wieder zertrommelten Gräben, wo die — meist in der Heimat erphantasierte — „Schützengrabenpoesie" mit den Jahren verdammt gering geworden ist. Aber

es ist doch wenig genug, und das Leben ist ihnen hart, in der seltsamen Mischung von furchtbarer Einförmigkeit und furchtbarer Spannung.

Ungern versage ich es mir, Näheres auch von den Persönlichkeiten zu erzählen, mit denen ich in den Tagen meines Aufenthalts hier mehr oder minder in nahe Berührung gekommen bin. Unter ihnen waren so interessante, daß man besondere Aufsätze darüber schreiben müßte. So sah ich den merkwürdigen Fliegerleutnant Killinger, der Schicksale durchgemacht hat von einer Romantik, die denen Plüschows nichts nachgeben. Bei Libau von den Russen gefangengenommen, erst zum Tode verurteilt, dann lange auf der Feste Schlüsselburg interniert, hierauf nach Sibirien verschleppt, ist er in der Mandschurei entkommen, hat sich wochenlang unter den fürchterlichsten Entbehrungen, nur von Blättern sich nährend, in chinesischen Feldern der Verfolgung entzogen und ist schließlich, unter ähnlichen Abenteuern wie Plüschow, wieder nach Deutschland zurückgekehrt. So lernte ich den Kapitänleutnant Aie kennen, der unsern Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm den Großen" mit in die Luft gesprengt hat, um ihn den Engländern zu entziehen, und der dann ebenfalls unter romantischsten Umständen wieder nach Deutschland gelangt ist, um sich dem Vaterland von neuem zur Verfügung zu stellen.

Unvergeßlich wird mir besonders der Abend im Stabe des Oberkommandierenden der ganzen Küstenverteidigung bleiben, in dem Kreis lebensvoller, kenntnisreicher, weitgereister Männer, mit denen mich eine Fülle von Erinnerungen an die Welt der Südsee, Chinas, Mittelamerikas u. a. m. verband.

Es ist tragisch, daß unsere junge Flotte infolge der Taktik der Engländer unerwarteterweise fast gar nicht dazu kommt, die Tätigkeit zu entfalten, zu der sie eigentlich erzogen ist: den Hochsee-Großkampf. Das ist eine schwere Belastungsprobe ihrer Nerven. Was sie hier tut, ist doch etwas, was ihr früher nur als eine untergeordnete Nebenleistung galt. Sie bewegt sich hier wie der Schwan auf dem Lande. Und es ist nichts, wobei der fortreißende Schwung auf Stunden zusammengedrängter Entscheidung — das Wesen der Seeschlacht — sich entfalten und sie tragen kann. Wie sehr der dasein würde, wenn es einmal dazu käme, das habe ich gerade in diesen Gesprächen als Eindruck davongetragen.

Um so höher müssen wir es der Marine danken, daß sie so erfolgreich die jahrelange Wacht an der belgischen Küste hält.

Drittes Kapitel.

## In Erwartung.

Anfang März 1917.

Seit Monaten stehen wir hier an der Westfront wieder in einer jener Zwischenperioden, die die großen Hauptvorgänge der Kampftätigkeit ablösen. Vom Beginn des Stellungskrieges im Herbst 1914 ab läßt sich ein solcher Wechsel von höchstgesteigerten Kämpfen und mehr oder minder ausgeprägten Atempausen dazwischen erkennen: Wellenbergen und Wellentälern. Nur daß, wie auf dem Ozean bei stetig wachsendem Sturm, die Mächtigkeit der Wogen immerfort zunimmt. Schon Ende Dezember 1914 machten die Franzosen an mehreren Stellen die ersten ihrer Offensivstöße, mit denen sie uns aus ihrem Lande herausdrängen wollten. So heftig die damaligen Kämpfe auch waren, wir denken heute ihrer kaum noch, weil die späteren Ereignisse sie vollkommen in den Schatten gestellt haben. Im Februar 1915 begann dann das leidenschaftliche Ringen im Osten von Reims, auf der Linie Souain—Massiges, das wir die „Winterschlacht in der Champagne" zu nennen pflegen, obwohl sie sich noch weit in den Frühling hineinzog. Hier versuchten die Franzosen zum erstenmal mit jener furchtbaren Erbitterung und den rücksichtslosen Menschenopfern, die ihre Angriffe auch späterhin auszeichneten, unter Einsatz von sechs vollen Armeekorps und unter immer neuem, fast stiermäßig hartnäckigem Anrennen auf derselben Frontstelle unsere Stellungslinie mitten durchzureißen. Damals glaubte man schon, die irgend vorstellbare Höchstleistung von kriegerischer Kraftentfaltung an Munition und Menschen erlebt zu haben. Bald belehrte uns aber die „Champagne-Herbstschlacht", die von Ende September bis

Anfang November 1915 dauerte, daß das Maß der kriegerischen Energie, der Opfer und der Schrecken noch ganz unerwartete Steigerungen zuließ. Gegen das viertägige Trommelfeuer vom 22. bis 25. September 1915 und gegen die daran sich anschließenden Massenstürme der Franzosen in der Champagne, unter gleichzeitigem ähnlich wütendem Anstürmen der Engländer bei Loos und Arras, erschien die „Winterschlacht" geradezu als ein Kinderspiel. Dann kam im Februar 1916 unsere eigene Verdun-Offensive, die wiederum an Massenwirkungen, an Erbitterung der Kämpfe, an Blutigkeit der gebrachten Opfer noch über die Herbstschlachten von 1915 hinausging. Hier, in dem grauenhaften Ringen um die Forts Douaumont und Vaux, um den Caillette-Wald und die Souville-Schlucht, um die Höhen Toter Mann und 304 u. a., schien der Gipfelpunkt dessen erreicht, was menschliche Vorstellungskraft sich an Größe und Schrecklichkeit des Krieges ersinnen konnte. Aber es ist noch höher gegangen; die Somme-Schlacht ist gekommen, die Ende Juni 1916 mit einem siebentägigen Trommelfeuer an der 40 Kilometer langen Front von Gommécourt bis Soyécourt einsetzte und dann in vielmonatlichem daran sich schließendem Ringen Erscheinungen der Erbitterung zeitigte, Geschützmassen ins Feuer führte, Munitionsmengen verbrauchte und Menschenopfer erforderte — vielleicht so viele Hunderttausende, wie die „Winterschlacht" Zehntausende —, daß daneben alles wiederum verblaßt ist, was wir bisher erlebt haben!

Taktisch gemeinsam war dabei, daß jeder dieser großen Angriffe mit einem riesigen, sorgfältig und lange vorbereiteten Gesamtsturm begann, dem jedesmal auf seiten des Angreifers die Hoffnung zugrunde lag, das Ziel, die Zersprengung der gegnerischen Front, sogleich auf den ersten Ansturm zu erreichen. Es lag auch in der Natur jeder dieser Unternehmungen, daß sie einen durchschlagenden Erfolg nur haben konnten, wenn sie ihn sofort errangen, ohne daß der Gegner sich sammeln und seine Verteidigung ins Werk setzen konnte. Jedesmal ist das mißglückt. Merkwürdigerweise hat dann aber der Angreifer in keinem Falle das Spiel ebenso plötzlich wieder aufgegeben, das doch, allen bisherigen Erfahrungen nach, nachträglich nicht mehr zu gewinnen war, sondern hat es unter ungeheuern weiteren Opfern an der gleichen Stelle fortgesetzt, bis es zuletzt allmählich und stillschweigend abflaute.

Auch die Somme-Schlacht hat gegen Schluß des Jahres 1916 wieder so weit an Heftigkeit nachgelassen, daß man von einem Ende sprechen kann. Es ist mit dem Winter eine verhältnismäßige Ruhe eingetreten, so ausgesprochen wenigstens im Vergleiche mit der Größe der vorhergehenden Kämpfe, daß man, wenn der Kampf jetzt nach Beendigung des Winters in derselben Gegend mit neuer Großartigkeit wieder aufflammen sollte, darin mit ebensolchem Recht eine neue Schlacht, einen neuen Wellenberg sehen müßte, wie man 1915 die Herbstschlacht in der Champagne von den Kämpfen ebendort im Februar und März unterschied.

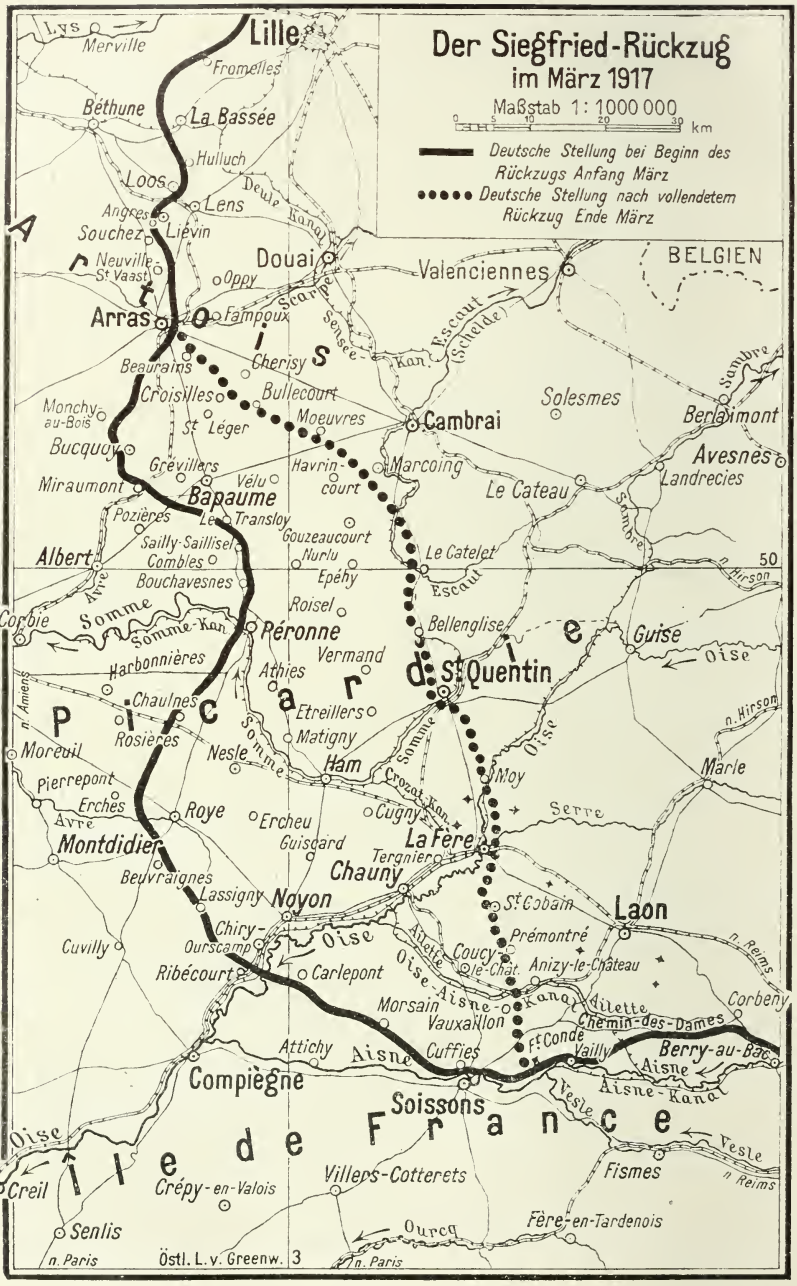
Mehrere Monate hat diese verhältnismäßige Winterruhe jetzt gedauert. Auf dem südlichen Abschnitt der Somme-Front, den die Franzosen besetzt halten, war sie sehr viel ausgeprägter als auf dem nördlichen, dem englischen Frontteil. Auf letzterem haben namentlich Artilleriekämpfe und Patrouillenvorstöße, sowie Teilangriffe immer noch so lebhaft geherrscht, daß diese Kämpfe in allen andern Kriegen für etwas Gewaltiges gegolten hätten.

Jetzt löst sich nun zum drittenmal der Winter in den Lenz; die Zeit ist da, wo in den beiden früheren Jahren, die auch ihre winterlichen Pausen hatten, jedesmal die Kampftätigkeit mit erneuter und gesteigerter Wut aufgeflammt ist. Es ist kein Geheimnis, weder bei uns noch beim Gegner, daß die Welt auch von diesem Winterende das gleiche erwartet. So sicher erwartet, daß sie schon jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, sich wundert, weshalb sie noch nicht beginnt. Auch diesmal erwartet sie den Beginn mit einer neuen riesenhaften und plötzlichen Gesamtwirkung von ungeheuern, in der Stille aufgespeicherten und einheitlich zusammengefaßten Kräften. Die Worte, die ich im vorigen Sommer vor dem Ausbruch der Somme-Schlacht schrieb, über jene unheimliche „Stille vor dem Sturm", die man empfand wie die Ruhe des Raubtiers vor dem Sprung (s. Bd. II, S. 274 f.), könnte ich heute Silbe für Silbe wiederholen. Die Franzosen sind in dieser Winterpause sichtlich ganz besonders mit ungeheuern Vorbereitungen beschäftigt gewesen, denn sie waren weitaus am schweigsamsten. Wir wissen, daß die Engländer, gerade wie vor der Champagne-Herbstschlacht, wieder ein neues Stück der französischen Front mit übernommen haben. Wie sie sich vor der letzteren von der Arras-Gegend bis gegen Albert

Z. III 98

Phot.: Pietsch.

**Deutsche Küstenwehr in Belgien.**
(Kap. 2.)




F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt in Leipzig

hinab vorgeschoben und so den Franzosen die Möglichkeit gegeben hatten, größere Truppenmassen an anderer Stelle zusammenzuhäufen, so wissen wir, daß sie in den letzten Wintermonaten ihren Frontabschnitt noch weiter nach Süden, bis über die Somme hinaus, ausgedehnt haben. Und sie haben überdies offenbar die Aufgabe bekommen, die Bewegungen der französischen Kameraden möglichst verschleiern zu helfen.

Auch diesmal sind wir vorbereitet. Wir sind es auch in dem Sinne, daß wir auf Grund der bisherigen Erfahrungen mit einer nochmaligen Steigerung der Wucht des Stoßes und — so unvorstellbar das zunächst auch erscheint — der Schrecken des Krieges rechnen. Wir sind diesmal sogar vielleicht trotzdem noch ruhiger als zuvor, weil in einer Weise, wie das in der Weltgeschichte selten vorgekommen ist, Volk und Heer mit rückhaltloser Zuversicht unserer militärischen Oberleitung vertrauen: unserm Hindenburg und seinem Ludendorff. Wir sind es in dem Grade, daß auch die gewollte Rückwärtsbewegung unserer Front im Somme-Gebiet, die neuerdings eingeleitet ist, nirgends bei uns eine Besorgnis hervorruft. Das ist vielleicht das Großartigste, wovon die Geschichte dieses Krieges zu erzählen haben wird, diese moralische Wirkung zweier Männer. Wir wissen es, und mehr noch als wir es wissen, fühlen wir es, wie furchtbar schwer und gefährlich unsere Lage an der Westfront ist. Alles kommt darauf an, daß unser eigenes Herz nicht schwach wird. Und da wagen sie es, als erste große weithin sichtbare Handlung dem deutschen Soldaten einen Rückzug aufzuerlegen. Und diese Soldaten glauben an sie, sie nehmen den Befehl mit voller Ruhe auf und mit der Gewißheit: Unsere Führer wissen, wozu es gut ist.

Viertes Kapitel.

# Der Rückzug in die Siegfriedstellung.

Mitte April 1917.

Ehe die neue Riesenoffensive begann, die die Engländer und Franzosen vorbereiteten, den ganzen Winter hindurch, unter Zusammenraffung aller Kräfte und Leidenschaften, hatte jedermann das Gefühl, daß es sich diesmal vielleicht um die ausschlaggebende Entscheidung des ganzen Krieges handeln würde. Höchste Spannung lag nicht nur über den unmittelbar beteiligten Heeren, sondern über allen Völkern der Erde. Es war, als hielte die Weltgeschichte den Atem an.

In den Tagen, wo ich diese Zeilen schreibe, hat der Großangriff der Verbündeten eingesetzt: der englische bei Arras, der französische in der Gegend der Aisne südlich von Laon und in der Champagne östlich Reims. So viel ist aber bereits heute zu sagen, daß der Ansturm der Feinde bisher wiederum keinen irgendwie entscheidenden Erfolg erzielt hat, daß der Durchbruch unserer Linien nirgends gelungen ist. Unzweifelhaft sind damit die Kämpfe noch nicht zu Ende. Im Gegenteil, wir wissen, daß wir erst in den Anfängen der größten Schlacht dieses Krieges stehen. Wenn aber diese Offensive nicht die bisherigen Erfahrungen sämtlicher Durchbruchsversuche dieses Feldzuges über den Haufen wirft, so scheint die ernsteste Gefahr für uns vorüber. An dem Mißlingen des ersten Stoßes der diesjährigen Offensive hat außer dem heldenmütigen Widerstand unserer Truppen und der von Ludendorff ersonnenen neuen elastischen Abwehrtaktik unzweifelhaft eine vorausgehende großartige strategische Handlung unserer Obersten Heeresleitung das Hauptverdienst. Die Heeresleitung hat jetzt amtlich gesagt, daß die große Rückzugsbewegung unserer

Armeen zwischen Arras und Soissons die „Siegfriedstellung" erreicht hätte, und damit diesen Namen zum erstenmal öffentlich ausgesprochen.

Die gesamte Rückzugsbewegung auf die Siegfriedstellung ist die großzügigste Anwendung einer veränderten strategischen Handlungsweise, die seit einiger Zeit bei uns zu erkennen ist. In den ersten Zeiten des Stellungskriegs trat fast überall der Grundsatz hervor, von dem einmal besetzten Boden möglichst keinen Schritt zurückzuweichen. Ein Bestreben, das in der innersten heldischen Natur des deutschen Soldaten begründet war. Da die Ortslage der Stellungsfront von der Nordsee bis zur Schweizer Grenze in den Herbsttagen des Jahres 1914 größtenteils zufällig entstanden war, so verlief sie an zahlreichen Stellen militärisch für uns durchaus nicht günstig. In stolzem Kriegergeist aber wurden auch unter schwierigen Umständen solche Frontteile um jeden Preis gehalten oder, wenn verloren, wiedergewonnen. Angesichts der Notwendigkeit indessen, bei der immer längeren Dauer des Krieges die Schonung des Menschenmaterials immer höher zu bewerten, ist die Oberste Heeresleitung neuerdings dem Grundsatz des unbedingten Festhaltens an der Scholle, auch in unvorteilhaften Stellungen, entgegengetreten. Auf den Enderfolg des Ganzen kommt es an, und diesem zuliebe müssen zuweilen ungünstige Stellungen, vorspringende Winkel, die von Flankenfeuer gefaßt werden, dem Feinde zugekehrte und seinem Feuer wie seiner Beobachtung besonders ausgesetzte Gehänge und dergleichen zugunsten einer militärisch besseren Ortslage aufgegeben werden können. Hindenburg, der große Meister der siegbringenden strategischen Rückzüge im Osten, durfte die Aufstellung dieser neuen Grundsätze wagen. Ja, er durfte sogar es unternehmen, einen solchen Rückzug größten Maßstabes hier an der Westfront ins Werk zu setzen.

Schon seit Ende vorigen Jahres wurde, unbestimmt und gerüchtweise, im Heer und auch in der Heimat bekannt, daß in der westlichen Gegend der Westfront, an der Grenze von Artois und der Picardie, eine größere Zurücknahme unserer Stellungen beabsichtigt sei. Genaueres war darüber aber nicht zu erfahren. Noch bis in die allerletzte Zeit hinein hat es unsere Heeresleitung meisterhaft verstanden, trotz der ungezählten Mitwisser, die eine so umfassende Handlung schließlich bekommen mußte, das Geheimnis über den Umfang, die Zeit des Rückzugs und die Art

der neuen Stellungen zu wahren. Heut wissen wir, daß nicht nur die Gegend westlich und nordwestlich von Bapaume, sondern der gesamte große Bogen von Arras bis zur Aisne östlich von Soissons von uns freiwillig geräumt und durch eine fast geradlinig verlaufende Linie zwischen diesen beiden Endpunkten ersetzt worden ist. Zwar ist unter den dem Feind wieder überlassenen Ortschaften keine einzige mehr als eine bescheidene Kleinstadt; selbst das geschichtsberühmte Noyon zählte im Frieden nur 7000 Einwohner. Die übrigen, wie Ham, Nesle, Roye, Péronne, Bapaume, erreichten nicht einmal 5000; nur der Industrieort Chauny am Oise-Kanal überstieg ein wenig die 10000. Alle großen und wichtigen Städte dieses Teils des von uns besetzten Frankreich: Lille, Douai, Cambrai, St. Quentin, Laon, bleiben innerhalb unserer Linien. Immerhin ist aber das geräumte Gelände an den breitesten Stellen, von der alten Front vor Roye und Noyon bis in die Gegend von St. Quentin, doch 40 bis 50 Kilometer tief. Eine Rückwärtsbewegung von derartigem Ausmaß, gegenüber einem äußerst starken, wachsamen und entschlossenen Gegner, war zweifellos erstens eine Unternehmung von höchster Gewagtheit und Schwierigkeit und zweitens nur dann gerechtfertigt, wenn ihre strategischen Vorteile ungemein groß waren.

Was den ersten Punkt betrifft, so dürfen wir jetzt, wo die Bewegung in vollstem Umfange gelungen ist, mit Recht sie aufs höchste bewundern. Kaum je ist etwas mit einer so systematischen, das Größte wie das Kleinste gleichmäßig ins Auge fassenden Sorgfalt vorbereitet und durchgeführt worden wie dieser Siegfriedrückzug. Schon vor mehreren Monaten, während an der Front das aufmerksamste Auge noch keine Veränderungen hätte wahrnehmen können, wurde in aller Ruhe durch deutsche Ingenieure hinten die Siegfriedstellung gebaut. Ihr Verlauf konnte mit aller Ruhe so gewählt werden, daß sie sich dem Gelände aufs günstigste anpaßt und alle örtlichen Vorteile uns zuweist. Es versteht sich von selbst, daß alle in diesem Kriege selbst gemachten Erfahrungen dabei verwertet, daß auf die Durchschlagskraft der neuen Riesengeschütze, auf die Wirksamkeit der Minenwerfer und der Maschinengewehre, auf die Verschüttungsgefahr, die Giftgase usw. bei ihrer Einrichtung geachtet worden ist, daß man für die geschickteste Anlage der Beobachtungspunkte,

der Befehlsstellen, der Munitionslager und was alles sonst dazu gehört, Vorsorge getroffen hat, ganz anders als es bei den früheren oft unmittelbar im harten Drang des Kampfes selbst geschaffenen Stellungen möglich gewesen.

Sobald dann das Beziehen der neuen Stellungen ernstlich beschlossen war, begann in aller Stille die umfassende Fortführung des hinter der Front aufgespeicherten Kriegsgeräts, das man dem Gegner nicht überlassen wollte; auch alles dessen, was zum Bau der Wege, der Bahnen, der Unterkünfte, was zur Ausbesserung und Ergänzung der Kriegsvorräte diente; der Abbruch und die anderweitige Errichtung der großen Lazarettanlagen, die Rettung wertvoller Kunstschätze in rückwärtiger gelegene französische Museen, die Vorsorge für neue Unterkünfte der zurückgezogenen Truppen u. a. m. Alles das mußte mit der größten Vorsicht geschehen, damit es dem Gegner möglichst lange unbekannt bleibe; und mußte vor allem so geschehen, daß die Verteidigungskraft der Front in den bisherigen Stellungen nicht litt. Erhielt der Gegner zu früh Wind davon und gelang es ihm, während eines kritischen Zeitpunktes dieser Arbeiten die Linien zu durchbrechen, so konnte ein Zusammenbruch die Folge sein.

Und diese Gefahr steigerte sich naturgemäß, je näher die entscheidenden Tage rückten, wo der große Sprung, der Abzug der Kampftruppen aus den bisherigen Linien in die neuen, erfolgen sollte. Ausersehen für die entscheidende Siegfriedbewegung war schon geraume Zeit vorher die Mitte des März, wenn auch über den genauen Termin nur die obersten Stellen unterrichtet waren. Infolge der schweren Kämpfe an der Ancre hatte sich die Heeresleitung aber entschlossen, streckenweise die Zurücknahme der Truppen in vorbereitete Zwischenstellungen schon vorher beginnen zu lassen. Hierbei kam es doppelt darauf an, dem Gegner den Beginn dieser Bewegung zu verschleiern, ihn darüber im Unklaren zu lassen, für was für eine viel weitergehende Sache dies den Anfang bildete, und endlich sein Nachrücken möglichst zu erschweren. Die Teilbewegung begann in der letzten Februarwoche zu beiden Seiten der Ancre in der Gegend westlich und südlich von Bapaume. Es wird stets eine der meisterhaftesten Leistungen unserer Führung wie unserer Truppe in der Geschichte dieses Krieges bleiben, wie vollkommen es gelang, auch

noch während dieser Bewegungen selbst den Engländer zu täuschen, wie lange es gedauert hat, bis er den Abzug der Unsern aus den von ihm immer noch weiter beschossenen Gräben bemerkte, und mit welch einer glänzenden Tapferkeit die kleinen, aus Freiwilligen bestehenden Patrouillen und Vortrupps, die wir zur Verschleierung noch hier und dort im Gelände ließen, den Gegner aufgehalten, irregeführt und ihm Verluste beigebracht haben; ja wie die schließlich allzu triumphierend anrennenden Engländer sich vor den Zwischenstellungen unserer Kampftruppen sehr blutige Köpfe holten. Beispielsweise bei Bucquoi-Essarts in der Nacht vom 13. zum 14. März. Die Rückkehr zu den Formen des Bewegungskrieges, die in diesen Kämpfen lag, mit ihren schneidigen Vorstößen und Überfällen, mit ihren geschickten Anpassungen an wechselndes Gelände, mit ihren weitausgedehnten Möglichkeiten zu persönlicher Entschlußtat, zu kecken Husarenstückchen, war für unsere Leute gegenüber dem eintönigen unterirdischen Stellungskrieg wie eine Erlösung. Ihr soldatisches Herz lachte und machte sie kühner und freudiger als seit langem, obwohl all das einer Rückwärtsbewegung dienen mußte.

Die entscheidenden Tage der Siegfriedbewegung waren die letzten. Ich hatte während dieser, vom 8. bis 18. März, die Erlaubnis, inmitten der Operationen weilen zu dürfen. Und zwar bei den Truppen, die den gesamten Frontabschnitt vor Bapaume und Cambrai hielten. So habe ich die ganze großartige Bewegung hier an der vielleicht spannungsvollsten Stelle in allen ihren Teilen kennenlernen können. Aus dem Munde der Beteiligten selbst erhielt ich die Schilderungen von den heldenhaften, oft erstaunlich verwegenen Patrouillentaten, mit denen unsere Verschleierungstrupps inzwischen in dem Vorgelände der Reservestellungen sich in den zerschossenen Dörfern, in einzelnen Deckungen, hielten, den langsam vortastenden Gegner überfielen, ihm größere Truppenmengen vorzutäuschen verstanden, als in Wahrheit vorhanden waren, und ihn gelegentlich auch in kühnen Vorstößen aus bereits besetzten Örtlichkeiten wieder verjagten. Ich konnte im Räumungsgelände auf den Landstraßen das Gedränge der Kolonnen, der riesigen Lastkraftwagen, der Gefährte aller Art beobachten, die unablässig wertvolles Material zurückschafften, oder aus den geräumten Dörfern, von denen gewiß war, daß sie die vorschreitende Zone des Kampfes binnen

kurzem vernichten würde, die Reste der französischen Bevölkerung nach rückwärts wandern sehen. Die überlasteten Straßen gerieten dabei in einen immer fürchterlicheren Zustand, so daß sie schon von selbst für den nachrückenden Feind so gut wie unbrauchbar hinterbleiben mußten. Daneben hielt man aber eine Anzahl anderer Straßen bis in die letzten Tage gesperrt, damit sie für die Abführung der Artillerie und den letzten Abmarsch der Kampftruppe in gutem Zustande blieben. Das System dieses Abmarsches mit allen Einzelheiten war für jede Batterie und jedes Regiment genau vorgeschrieben. In den Lagerdörfern der Truppen, in den Quartieren der Kommandos sah man das Abräumen, Verpacken und Vorausſenden der nötigen Einrichtungsgegenstände. Die große Gunst eines nebelreichen Wetters und wolkenbedeckten Himmels half alle diese Bewegungen dem Feinde verbergen. Eine Gruppe von Vorarbeiten umfassendster und wichtigster Art diente dazu, vor der neuen Stellung jenen Glacisgürtel zu schaffen, in dem der Feind möglichst ungünstige Geländeverhältnisse antraf: unpassierbare Straßen, keine Brücken, keinerlei Unterkünfte, kein Wasser, oder, wo solches lief, aufgestaute Flüsse und weithin überschwemmte Täler; keine Deckungsmöglichkeiten für seine Artillerie, keine Beobachtungsstellen und dergleichen. Jede Stunde, die der nachrückende Feind aufgehalten wurde, war von unschätzbarem Wert und bedeutete das Leben von Hunderten, ja Tausenden unserer Männer, Tage und Wochen der Verzögerung seiner Pläne, die Verteidigungsmöglichkeit der Westfront, vielleicht die Existenz unseres ganzen Volkes.

Auch die eben hierzu notwendigen Zerstörungsarbeiten waren seit langem aufs sorgfältigste durchdacht und seit Anfang Februar systematisch durchgeführt worden. Ebenfalls unter dem tiefsten Schleier des Geheimnisses. „Alberich" hieß in den Telegrammen, Ferngesprächen und sonstigen Befehlen an die Eingeweihten das Deckwort, mit dem diese Arbeiten bezeichnet wurden. An genau vorher bestimmten Tagen wurden sie streifenweise ausgeführt. Ich habe, außer daß ich ihren Spuren überall im zu räumenden Gelände begegnete, einen der „Alberich-Offiziere", der mit ihrer Leitung betraut war, auch auf einer großen Inspektionsfahrt an einem solchen „Alberich-Tage" begleitet. Es war für mich unter den beklemmenden Eindrücken des Krieges einer der allerschrecklichsten; dieses In-die-Luft-Sprengen der Dörfer, auch wenn sie schon größtenteils vom

Gegner selbst zerschossen waren, dies Umlegen der als Beobachtungsstellen brauchbaren Kirchtürme, das Abhauen der Deckung gewährenden Bäume, das Zuschütten der Brunnen, das Aufpflügen der Straßen, der Abtransport der Bevölkerung u. a. m. Auch der Offizier selbst hatte alles andere als eine Freude dran; er teilte mit mir das Gefühl, und sprach es auch in erschütterten Worten aus, wie fürchterlich doch die Notwendigkeiten des Krieges seien. Eine Freude hatte nur vielleicht hier und da ein Ingenieur an der beherrschenden Genauigkeit seiner Arbeit, wenn die Mauern eines Bauwerks sich auf seinen Wink gehorsam so umlegten, wie er es berechnet und vorhergesagt hatte. Und eine Freude hatten vielfach unleugbar die Mannschaften und hier und da auch wohl ein jüngerer Offizier. Sie sind ja nun einmal wie die Kinder; und wie diesen macht ihnen das Zerstören-, das „Kokeln"-dürfen, wenn es mit so gutem Gewissen geschehen konnte wie hier, ein unleugbares Vergnügen. Deshalb ist es wohl möglich, daß zuviel geschehen ist. In den Befehlen lag es niemals; diese hielten sich an das durchaus Notwendige.

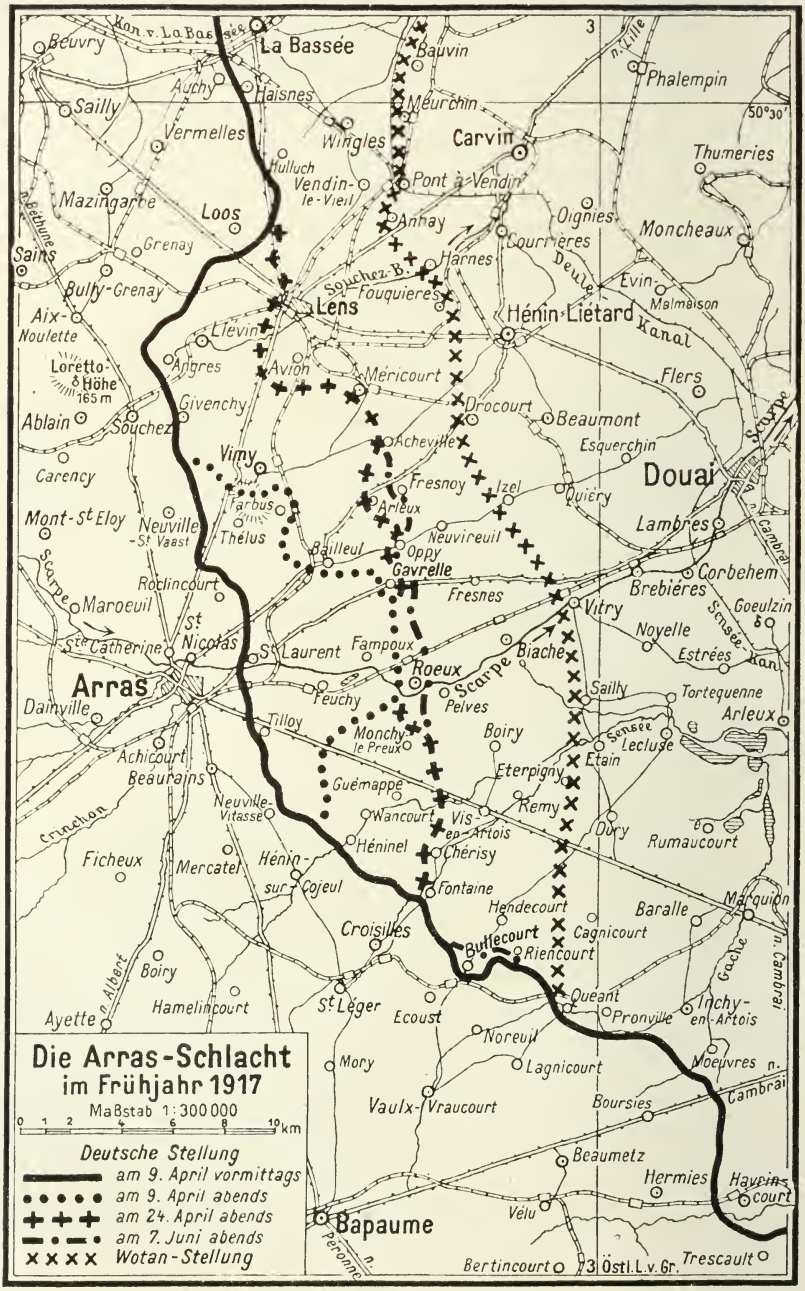
Trotz des günstigen Fortgangs aller dieser Vorbereitungen wuchs natürlich die Spannung bis zu dem Abend des 16. März, wo der große entscheidende Rückwärtssprung der Kampftruppen auf der ganzen Riesenfront von Arras bis Soissons ausgeführt werden sollte. Noch drei Tage vorher war ich beim Generalkommando des Garde-Reservekorps Zeuge davon, wie der Stabschef Oberst von Kessel, von einer Frontbesichtigung vor Bapaume zurückkommend, den General Freiherrn von Marschall beglückwünschte und seine Überzeugung aussprach, daß alles in seinem Bereich glänzend gehen werde; der Engländer merke augenscheinlich nichts. Desselben Mannes Stirn war aber am Tage darauf bedenklich umwölkt. Unerwarteterweise war der Feind gegen Grévillers vorgebrochen und hatte seine Linien bis in die unmittelbarste Nähe von Bapaume herab geworfen. Es war die Möglichkeit, daß er hier gerade in der entscheidenden Zeit einen Angriff beabsichtigte.

Die erregungsvollsten Stunden, die eigentlich gefährlichen, sind bei einem solchen Rückzug diejenigen, wo die zuerst abrückende Artillerie schon abgezogen ist und im Fall eines Angriffs also die Infanterie nicht mehr unterstützen könnte. Ich verweilte während dieser Zeit beim

Bes.: Anker.

Sprengung des Kirchturms von Bourlon.

(S. 24.)




F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt in Leipzig

Generalkommando des Garde-Reservekorps im Schlosse von Havrincourt. Von seinem Turm aus überschauten wir die im Schatten der Nacht versunkene Landschaft. Gespannt spähte der Blick zur Front hinüber, ob irgendwo Anzeichen ein Aufmerksamwerden des Feindes verrieten. Nichts dergleichen ließ sich wahrnehmen. Vereinzelte Abschüsse tönten durch die Nachtluft wie immer; die deutsche Artillerie unterhielt absichtlich mit einigen Batterien den Eindruck einer von den gewöhnlichen Frontnächten nicht verschiedenen Feuertätigkeit. Da und dort zuckte am Horizont das Wetterleuchten ferner feindlicher Mündungsfeuer auf. An einigen Stellen verriet rötlicher Feuerschein das Aufglimmen von Bränden in Dörfern oder Lagern; nirgends jedoch in außergewöhnlichem Maße. So verrann Stunde um Stunde bis gegen 2 Uhr nachts. Um diese Zeit, das wußten wir, hatten, nach dem genau vorgezeichneten Plan, die letzten der Kampfregimenter ihre Stellungen in den Gräben verlassen und waren in geordnetem Rückmarsch begriffen. Man sah sie nicht, aber wußte, daß sie überall im Dunkel der Nacht, möglichst lautlos, dahinzogen. Ihre Stellungen waren leer. Nur einzelne todesmutige Posten hielten diese noch und täuschten dem Gegner die gewohnten Geräusche einer großen Menschenzahl vor. Wenn der Feind jetzt noch vorbrach, wenn er jetzt die Abzugsstraßen mit einem Geschoßhagel überschüttete, dann war es noch immer furchtbar.

Langsam ging die ernste Nacht herum. Meldungen liefen ein von hier und dort, und als am nächsten Morgen die Sonne aufging, wußten wir, daß die Regimenter wohlbehalten die nächste vorgeschriebene und gesicherte Rückzugslinie erreicht hatten. Die Hauptgefahr war vorüber! Gegen Mittag durchzog die erste Säule unserer in dieser Gegend zurückmarschierenden Truppen den Park von Havrincourt (s. Abbildung S. 33). Und wir erfuhren nach und nach, daß ebenso glücklich sich auch weiterhin die ganze Umordnung unserer Front vollzogen hatte. Hier sowohl wie auf dem gesamten Frontbogen bis östlich von Soissons. Verdutzt, zögernd und mißtrauisch folgte der Engländer, ungestümer in seiner Gegend der leidenschaftliche Franzose. Aber, durch unsere Vortruppen zurückgehalten und genarrt, haben sie beide noch eine ganze Reihe von Wochen gebraucht, ehe sie den vollen Umfang unserer Bewegung begriffen und ehe sie sich bis an unsere neue Stellung herangearbeitet hatten.

Was ist nun der Sinn dieser gewagten Unternehmung gewesen? Gewagt auch im psychischen Sinne. Denn sie konnte, als ein Rückzug, sowohl auf die eigene Truppe selbst demoralisierend wirken, auch im Auslande als Eingeständnis einer Niederlage aufgefaßt werden.

Nun, weder bei unserer eigenen Truppe noch in unserm Vaterlande hat sie entmutigend gewirkt. Zu groß war das Vertrauen zu der Führung Hindenburgs. Im Ausland, von den bewußten Zweckmeldungen der gegnerischen Blätter abgesehen, erregte die Bewegung, je nach dem Standpunkt, Erstaunen, Unruhe, unheimliches Gefühl oder bewunderndes Verstehen. Ich setze zur Kennzeichnung dessen ein paar Worte hierher, die die Amsterdamer „Nieuws van den Dag" schon am 6. März, nach Räumung der Vorstellungen an der Ancre, also noch lange vor der Entwicklung der ganzen Handlung, schrieben: „Wer ist überlistet, und wer steht verblüfft da? Auch wenn er nun, nachdem er sich von der ersten Überraschung erholt hat, ein Gesicht aufsteckt, als hätte er den Fuß auf den Feindesnacken gesetzt? Wer ist es, der trotz aller Bemühungen und Vorbereitungen, während er auf dem Standpunkt steht, die erhofften Früchte pflücken zu können, in seinen Erwartungen getäuscht und in die schwierigste Lage gebracht worden ist? Unter den ungünstigsten Umständen liegen nun die Engländer in den durchweichten Granattrichtern, in den durch Trommelfeuer vernichteten Schanzen, den eingefallenen Schlupflagern, in einem Gelände, wo die Brunnen verstopft sind, keine Wege zu finden und die Dörfer zu kaum zu erkennenden Trümmerhaufen verunstaltet wurden, in einem durch das Tauwetter zu einem einzigen Schlammsumpf umgestalteten Gelände, all dem Jammer der Witterung ausgesetzt und dem deutschen Artilleriefeuer preisgegeben. Alle Anstrengungen sind umsonst gewesen, neue Opfer müssen sie bringen, um sich auf dem eroberten Gelände, wo die deutsche Artillerie auf jeden Punkt eingeschossen ist, neue Stellungen anzulegen." Mit nicht zu übertreffender Klarheit ist hier von einem Ausländer einer der wichtigsten Zwecke der Rückbewegung festgestellt.

Ein anderer damit zusammenhängender Grund und Zweck ist darin zu suchen, daß die Franzosen und Engländer augenscheinlich in dieser Gegend zwischen Arras und Soissons den Hauptangriff ihrer neuen Riesenoffensive für 1917 vorbereitet hatten. Dadurch, daß wir die Front

verlegten, haben wir mit einem Schlage ihre ganzen auf dieser großen Strecke gemachten Vorbereitungen: Anlagen von Bahnen, Truppenlagern, Munitionsstapeln, Einbau von Batterien, Flughäfen usw., vielmonatliche Arbeiten von ungeheurer Kostspieligkeit, unwirksam gemacht. Wollten die Gegner an dem Angriff hier festhalten, so mußten sie alles das, unter viel ungünstigeren Umständen, aufs neue herstellen. Unter allen Umständen verzögerte es den Ausbruch der Offensive um mehrere Wochen und gab uns die Zeit zu weiteren Vorbereitungen dagegen. Die beträchtliche Frontverkürzung und Verbesserung ihrer Verteidigungskraft machte überdies von selbst für uns erhebliche Truppenmassen für die Abwehr der neuen Offensive frei.

Diese gewonnenen Wochen waren für unser durch die Somme-Schlacht bis an die Grenze des Ertragbaren erschöpftes Heer zu seiner körperlichen und seelischen Erholung unschätzbar wertvoll, und sie verlängerten die Frist zum Ausreifen der Wirkungen des „Hindenburg-Programms" in der Heimat.

All das ist ja jetzt bereits deutlich hervorgetreten. Die gegnerische Frühjahrsoffensive ist in diesem Jahre viel später eingetreten als in den früheren: wesentlich später, als sie allgemein erwartet worden war; und sie macht dennoch in mancher Hinsicht den Eindruck, als ob sie nicht ganz so systematisch reif gewesen sei wie die an der Somme. Statt einer gemeinsamen Unternehmung in zusammenhängender Front, wie es wahrscheinlich geplant war, sehen wir sie an zwei weit voneinander entfernten Stellen und nicht gleichzeitig losbrechen. Von den französischen Angriffen östlich Reims unterliegt es dabei kaum einem Zweifel, daß sie erst seit einigen Wochen improvisiert sind. Wir dagegen sind diesmal in jeder Weise vorbereitet gewesen und haben Truppen und Artillerie so reichlich zur Hand gehabt, daß wir die ersten Angriffe der Gegner weit vor ihren von ihnen selbst gestellten Zielen zurückgeworfen haben und der weiteren Entwicklung der Dinge in Ruhe entgegensehen können.

Fünftes Kapitel.

# Die Arras-Schlacht.

April bis Juni 1917.

Die Folge des Siegfriedrückzugs war, daß die Gegner, an Stelle ihrer Berührung am Zusammenarbeiten gehindert, sich nunmehr entschlossen, gesonderte Angriffe vorzunehmen. Die neue Siegfriedstellung in ihrer Gesamtheit frontal anzugreifen, wagten sie nicht; sie unternahmen es, sie zu erschüttern, indem sie an ihren beiden Flügeln angriffen, dort, wo sie im Norden und im Süden mit den früheren Linien zusammenstieß. Der Wucht einheitlicher Gesamtwirkung wurde die Frühjahrsoffensive also beraubt; örtlich, und, wie es sich ergab, zum Teil auch zeitlich. Immerhin waren aber die Gefahren für uns, angesichts der ungeheuern aufgehäuften Kriegsmittel und der in höchster Anspannung zusammengebrachten Menschenmassen der Gegner, noch furchtbar genug. Gelang diesen nördlich oder südlich der Siegfriedlinie ein Durchbruch, dann war es ihnen leicht möglich, diese Stellung von der Flanke und dem Rücken her aufzurollen. Mit größter Energie warfen die beiden Verbündeten sich in dies Unternehmen hinein.

Den Anfang machten die Engländer, indem sie am 9. April, dem Ostermontag, in der Gegend vor Arras losbrachen. Ihre diesjährige Frühjahrsoffensive wird daher als die Arras-Schlacht bezeichnet. Die Franzosen warteten bis zum 16. und 17. April. An diesen beiden Tagen stürmten sie auf einer vom Aisne-Gebiet bei Soissons bis zur Champagne in der Gegend von Aubérive reichenden Front vor, und man faßt deshalb ihre Angriffskämpfe als die Aisne-Champagne-Schlacht zusammen.

Wenn auch räumlich getrennt, so war doch innerlich auch die Frühjahrsoffensive von 1917 als eine große Gesamthandlung gedacht, und sie stellte als solche wirklich die größte Schlacht der bisherigen Weltgeschichte vor. Im Laufe des Mai ging sie zu Ende, als ein Erfolg für uns! Denn wir, die Verteidiger, haben erreicht, was wir wollten; der Gegner, der Angreifende, hat es nicht erreicht. Feldherrngenie hat den Angriff von der dazu vorbereiteten Gegend durch einen kühnen Schachzug abgeleitet und durch Zweiteilung in seiner Kraft gelähmt; Geschick und Entschlossenheit der Einzelleitungen und ein Heldentum der Truppen, eine grimmige Zähigkeit des Ausharrens in der Hölle der feindlichen Artillerie, eine Raschheit und Wucht und ein unermüdlicher Kampfzorn im Gegenangriff, wie sie nicht herrlicher gedacht werden können, haben dann an beiden Angriffsstellen die zusammengeballte Übermacht der Massen von Menschen und Material zum Stehen gebracht und dem Gegner Verluste zugefügt, so schwer, daß er schon deshalb diese Schlachten als Niederlage empfinden muß und, wie wir es besonders von den Franzosen wissen, auch wirklich als solche empfindet. Wir sollen uns des Großen, das soeben abgeschlossen ist, bewußt werden, mit dem ganzen Stolz, zu dem es uns berechtigt, mit dem tiefen Dank, den wir den Männern schulden, die dies mit dem Schweiß ihres Zorns und dem Blut ihres Herzens zustande gebracht haben, und daraus neue Kraft und Zuversicht für das Kommende schöpfen.

Unsere Stellung vor Arras verlief Anfang April aus der Gegend westlich von Angres (südwestlich von Lens) zwischen Souchez und Givenchy hindurch ziemlich geradlinig nach Südsüdosten, ungefähr 2 Kilometer östlich an Arras vorbei; von Neuville-Vitasse an dann südostwärts über Bullecourt und Quéant, die beide in unserm Besitz waren. Der Angriff der Engländer traf uns nicht unvorbereitet. Die uns zu Gebote stehenden Erkundungsmittel hatten uns trotz aller Verschleierungsversuche des Gegners bereits seit Februar des Jahres Klarheit darüber verschafft, daß mindestens ein wesentlicher Teil ihrer Frühjahrsangriffe in der Gegend von Arras stattfinden würde. Die gewaltigen Neuanlagen von Unterkünften, Munitionsstätten, Eisenbahnlinien, Bahnhofsbauten, die Zusammenhäufungen von Batterien und die unausgesetzte Vermehrung der Infanteriemassen, besonders in der Gegend von Loos und dicht

beiderseits von Arras, waren uns wohlbekannt. Anfang April wußten wir, daß an der in Betracht kommenden Front 31 bis 33 englische Divisionen unsern eignen, der Zahl nach wesentlich geringern Truppen gegenüberstanden. Früher als die Franzosen auf ihrem Frontabschnitt, energisch bereits vom 2. April ab, begannen die Engländer ihre artilleristische Vorbereitung des Angriffs durch ein sehr wirksames Zerstörungsfeuer der schweren Artillerie auf unsere Stellungslinien, mit einem gewaltigen Aufwand von Munition. Planmäßig steigerte es sich vom 6. April an zu einer heftigen Beschießung auch unserer weiter zurückliegenden Lager und Unterkunftsorte und aller rückwärtigen Verbindungen. Ohne Rücksicht auf ihre Verluste durch unsere glänzenden Kampfflieger wagten sich die feindlichen Fluggeschwader in großer Anzahl zu Fernflügen und Bombenabwürfen über unsere Linien. Alles das waren Anzeichen eines nahe bevorstehenden großen Angriffs.

In der Nacht des Ostersonntags wuchs das feindliche Artilleriefeuer zu außerordentlicher Stärke an. Ein ungeheures einheitliches Donnerrollen erscholl auf der ganzen etwa 16 Kilometer langen Frontlinie von Angres bis Tilloy südöstlich von Arras. Unsere Batterien und Zugangsstraßen wurden mit solchen Mengen von Giftgasen überschüttet, daß die Verbindungen mit der Front größtenteils unmöglich wurden. In der ersten Frühe des Ostermontags, am 9. April, erfolgte dann der Ausbruch des grollenden Vulkans.* Um 5 Uhr morgens geschah, obwohl es kaum möglich erschien, eine nochmalige Steigerung

* Es sei hier daran erinnert, daß ein Jahr später, als wir unsere Frühjahrsoffensive von 1918 gegen die englische Armee begannen, der Dechant von Manchester es fertiggebracht hat, gegen die Deutschen eine flammende Anklage zu richten, weil sie sich gerade die Karwoche für ihre gegenwärtige Angriffsschlacht ausgesucht hätten. „Nachdem sie", rief er von der Kanzel, „alle Grundsätze der christlichen Sittlichkeit gebrochen haben, konnten sie freilich den Mahnungen des Karfreitags und Ostersonntags nicht ihre Herzen öffnen." — Dazu halte man, daß unsere Offensive 1918 in Wahrheit am 21. März, d. h. zehn Tage vor Ostern begann, das grausige vorbereitende Trommelfeuer der englischen Arras-Offensive von 1917 auf unsere Stellung aber, wie gezeigt, am 2. April, d. h. ausgerechnet am Palmsonntag, dem Beginn der Karwoche, anfing, seine furchtbarste Steigerung in der Nacht des Ostersonntags fand und daß der Infanteriesturm am Morgen des Ostermontags erfolgte. Das zehntägige Trommelfeuer ihrer Verbündeten an der Aisne-Champagne-Front setzte am 6. April, d. h. am Karfreitag selbst, ein!

des gegnerischen Bombardements; es wurde plötzlich auf der ganzen genannten Linie zu einem Trommelfeuer ungeheuerlichster Art. Damit sollte den erschütterten Nerven der seit acht Tagen unter dem Granathagel liegenden Verteidiger der Rest gegeben werden. Besonders furchtbar war es gegenüber Neuville-St. Vaast und gegenüber Arras nördlich der Scarpe. Zwanzig Minuten später brach der große Infanterieangriff los, in mehr als 20 Kilometer Breite, von Souchez, unweit Angres, bis Hénin-sur-Cojeul, südwärts von Tilloy.

Wie wir aus Gefangenenaussagen wissen, waren die Engländer der unbedingten Überzeugung, diesmal den großen Durchbruch durch unsere Linien zu erreichen. Und wie noch jedesmal zum Beginn einer so gewaltig vorbereiteten Offensive glückte es dem ersten Anfangsstoß auch, Erfolge zu erzielen. Im Nordosten und Osten von Arras überrannten die englischen Massen unsere vordern Stellungen. Um 8 Uhr 30 Minuten überschritten sie die Straße Arras—Lens, drangen gegenüber Neuville-St. Vaast in Thélus ein und gelangten hier noch vor Mittag östlich von Farbus bis zu der Bahnlinie Arras—Lens. Unmittelbar östlich von Arras, längs der Scarpe, stießen sie bis Fampoux vor. Unverzüglich breiteten sich an diesen Einbruchstellen die eingedrungenen Scharen, ihrem Plan gemäß, nach rechts und links aus, um unsere Stellungen seitlich aufzurollen. Nach Norden gelang ihnen das nur bis an den Osthang der Vimy-Höhe, nach Süden dagegen eroberten sie auf diese Weise südlich der Scarpe die Orte Feuchy, Tilloy und einige Befestigungslinien vor Monchy-le-Preux. Im ganzen hatten sie am Abend des Ostermontags auf einer Strecke von etwa 17 Kilometer beiderseits der Scarpe einen Bogen in unser Gebiet vorgetrieben, der an den weitesten Stellen, vor Roeux und vor Gavrelle, etwa 6 Kilometer Tiefe hatte, bei Farbus etwa vier. Er verlief westlich von Vimy—Ostrand von Farbus—Westrand von Bailleul—westlich von Gavrelle, Roeux, Monchy und Wancourt. Zwei unserer Divisionen hatten namentlich schwere Verluste erlitten. Der zähe Widerstand der Unsrigen nach dem Auslauf der ersten Angriffswucht, gefestigt durch die selbständige Entschlossenheit einiger Unterführer, brachte jetzt aber den englischen Vormarsch zum Stehen und fügte von nun an, insbesondere durch geschickt geleitetes Maschinengewehrfeuer, dem Gegner sehr schwere

Verluste bei. Die großen Kämpfe setzten sich aber noch die beiden folgenden Tage fort. Am Nachmittag des 10. April erfolgten hartnäckige Angriffe südlich der Scarpe, die den Engländern ungeheure Blutopfer kosteten, ohne ihnen nennenswerten Erfolg zu bringen; erst am 11. in der Frühe nahmen sie Monchy ein, dagegen wurden sie von Roeux und ebenso von Vimy zurückgeschlagen. Ihre berühmten Tanks, die hier in sehr viel größerer Zahl zur Verwendung kamen als in der Somme-Schlacht und deren Schrecken und Unüberwindlichkeit die gegnerische Presse in allen Farben gemalt hatte, vermochten daran nichts zu ändern.

Ich weilte am 11. April (vgl. S. 39) bei der unter Befehl des Generalleutnants von Wundt — des berühmten Alpensteigers — südlich der Scarpe kämpfenden 18. Reservedivision, der Nachbartruppe des Abschnitts Monchy, und durchlebte bei dem in dem romantischen Schlößchen Goeulzin liegenden Divisionsstab die aufregenden Stunden mit, während deren die wechselnden Nachrichten von dem Kampf um das auf einer beherrschenden Höhe liegende Monchy, das wiedergenommen werden sollte, eintrafen. Der Geschützdonner von dort klang den ganzen Tag und noch die Nacht hindurch wie das Dröhnen eines ungeheuern Wasserfalls. Monchy blieb dem Feinde, aber die Stimmung unter den Leuten an diesem Tage, nach der Überwindung der ersten Wirkungen des Ostermontags, war doch getrost und voller Zuversicht. Ich hörte tags darauf in Sailly nahe der Kampffront selbst unmittelbar von den aus dem Kampf kommenden Soldaten die triumphierenden Erzählungen, wie diese Tanks von unserer Artillerie gefaßt und zusammengeschossen wurden, ja, wie verschiedene darunter selbst unserm Maschinengewehrfeuer nicht standhielten. Der Zauberbann war gebrochen. Auch die Kavallerieattacken, die die Engländer mehrfach ritten, führten, wie seinerzeit an der Somme, nur zu blutigsten Verlusten. „An ein Durchkommen ist nicht mehr zu denken", das sagten sie alle. Bei Bullecourt war der Feind bereits eingedrungen, württembergische Truppen warfen ihn wieder hinaus und brachten über tausend Gefangene und zahlreiche Maschinengewehre als Beute mit.

Hiermit endete der erste große Gesamtsturm der Engländer vor Arras. Ohne Frage war es ihrem Aufgebot ungeheurer Vorbereitungen gelungen, verschiedene unserer Divisionen niederzuwerfen, in unsere

Reichsarchiv.

Die künstlich überschwemmte Oise-Niederung vor der Siegfriedstellung.

(S. 23.)

Phot. Fischer.

Schloß Havrincourt.
(S. 25.)

Die Kampftruppe quert am 17. März bei ihrem Rückzug auf die Siegfriedstellung den Schloßhof von Havrincourt.
(S. 25.)

Artilleriestellungen einzudringen und unsere Linien im Nordosten und Osten von Arras um mehrere Kilometer zurückzudrücken. Die Reserven lagen zum sofortigen Eingreifen zu weit zurück. Die Lage war einige Tage hindurch bedenklich.* Allein die Hauptsache, der eigentliche Sinn des Angriffs, die völlige Zerreißung unserer Westfront, die Gewinnung des freien Schlachtfeldes, auf dem nun die Verfolgungsarmee vorwärtsbrausen und das besetzte Land im Rücken der Siegfriedstellung vom Gegner befreien sollte, trat nicht ein.

Von nun an entwickelt sich wieder das alte Bild. Auf mehr oder minder lange Zwischenzeiten mit Teilangriffen hier und dort, während deren hinter der gegnerischen Front neue Angriffsmittel aufgehäuft werden, folgen neue wütende Generalstürme, die mit stiernackiger Zähigkeit versuchen, das beim erstenmal verfehlte Ziel nachträglich doch noch zu erreichen. Als erste Zwischenzeit kann man die Tage vom 12. bis 22. April bezeichnen. Wir selbst hielten es während dieser Tage für geboten, den nördlichen Teil der Angriffsfront, unsere Stellungen um Liévin und Angres, freiwillig zu räumen. Sie hatten zwar gehalten, waren aber nun infolge des Einbruchs weiter im Süden einem Flankenangriff ausgesetzt, wenn der Feind sich in seiner neuen Stellung erst richtig eingerichtet hatte. Die Gefahr bestand, daß wir unsere in diesem Vorsprung befindliche Artillerie einbüßten. Und so nahmen wir in der Nacht vom 12. zum 13. April selbständig unsere Front hier zurück in die Linie Westrand von Lens—Avion—Méricourt—Acheville—Arleux—Oppy—Gavrelle. Die Uberzeugung, daß sie hier sicherer sein würde als in jenen, auch durch das vorhergehende schwere Artillerie- und Minenfeuer stark beschädigten Stellungen, hat sich vollkommen gerecht-

* Wie schwer die Oberste Heeresleitung damals selbst den Anfangserfolg der Engländer bei Arras empfunden hat und welche Gefahren er für uns barg, haben wir erst aus dem Bekenntnis Ludendorffs („Meine Kriegserinnerungen", S. 333) recht ersehen. Das Vertrauen von Heer und Heimat auf die neue Führung war so groß, daß sie ihn damals, bei allem Eindruck, den er machte, doch nicht ganz so gefährlich auffaßten. Und ihr Vertrauen behielt ja auch recht. Gut war es für die Aufrechterhaltung der Zuversicht, daß einzelne Heldentaten der Unsern in der Öffentlichkeit den nachteiligen Eindruck des Ganzen überglänzten. In diesem Sinne erkennt man gut, was solche Einzelleistungen, wie die im Kapitel 6 geschilderte der Richthofen-Staffel, die gerade in diese Tage fiel, moralisch bedeuten! [1920.]

fertigt, denn in dieser Linie stehen die Unsern im großen und ganzen noch heute. Die Teilangriffe, die der Gegner in dieser Zwischenzeit an verschiedenen Stellen unternahm, brachten ihm fast nur schwerste blutige Verluste.

Vom 20. an kündigte die erneute Zunahme der englischen Artillerietätigkeit einen zweiten großen Durchbruchsversuch an. Am 23. April, um 6 Uhr morgens, entfaltete sich aus der schweren Kanonade der Nacht auf der ganzen Arras-Front ein Trommelfeuer kolossalsten Maßstabes. Dann erfolgte überall der Infanteriesturm. Bei Lens brach der Angriff durch unsern kraftvollen Gegenstoß unter schwersten Verlusten für den Gegner sogleich zusammen. In der Mitte zwischen Gavrelle und der Scarpe gelang es den Engländern im Schutze des ungeheuerlichen Qualms, die Unsern über Gavrelle und Roeux hinaus zu drängen. Sofort einsetzende energische Gegenangriffe warfen sie jedoch überall wieder zurück. Bei Gavrelle bis an den Ostrand des Dorfes; Roeux wurde ganz von uns im Sturm wiedergewonnen. Ähnlich ging es südlich der Scarpe, wo alle unsere Stellungen entweder zäh gehalten oder in sofortigen und unaufhörlich wiederholten Gegenstößen zurückerobert wurden. Außer schweren blutigen Verlusten büßte der Feind hier über 600 Gefangene und sieben Tanks ein. Nachmittags ging das grandiose Ringen weiter. Der Feind setzte zu beiden Seiten der Scarpe, von Oppy bis südlich Fontaine, neue gewaltige Infanteriemengen und zahlreiche Tanks zum Sturme an. Nördlich der Scarpe wurde er vollkommen zurückgewiesen. Südlich davon im wesentlichen auch. In der Nacht aber nahmen wir hier aus ähnlichen Gründen wie weiter im Norden unsere Linien in eine geeignetere Stellung 500 bis 1000 Meter weiter hinten zurück. Die Absicht des Durchbruchs, den der Gegner diesmal besonders an der Scarpe und längs der Straße Arras—Cambrai erhofft hatte, war auch diesmal zum Scheitern gebracht worden. Das Ergebnis des zweiten großen Gesamtangriffs war noch viel geringer geblieben als das des ersten.

Die Engländer gaben aber nicht nach. Die in ihrer Natur liegende stiere Zähigkeit ließ sie das Heil in immer neuen, gleichartigen Angriffen suchen. Und etwas anderes schien noch hinzuzukommen. Die Zwischenzeiten wurden wesentlich kürzer, die großen Schlachttage drängten

sich enger als vorher zusammen. Eine Art wütender Hast schien sie zu treiben. Man geht kaum fehl, wenn man dahinter die Sorge um die gerade im Lauf des April so ungeheuerlich anschwellenden Verluste durch unsern U-Boot-Krieg erkennt, die ihnen Eile gebot.

In der Zwischenzeit vom 24. bis 27. April gaben wir das von der Artillerie völlig zusammengeschossene Dorf Gavrelle auf. Der dritte große Durchbruchsversuch der Engländer erfolgte am 28. April in der Frühe 5 Uhr 30 Minuten auf der Linie Acheville bis südlich Fontaine. Also wieder in nahezu 20 Kilometer Länge beiderseits der Scarpe und der Straße Arras—Cambrai. Das ganze Ergebnis für den Gegner war das Dorf Arleux. Bei Oppy kämpfte er erbittert aber vergeblich gegen ein bremisches Infanterieregiment, dessen Leistungen um so höher zu bewerten sind, als es bereits eine längere Zeit härtester, blutigster Kämpfe hinter sich hatte. Sehnsüchtig hatte die Truppe bereits auf die in Aussicht gestellte Ablösung gewartet, als in der Frühe des 28. April der gewaltige Ansturm der englischen Massen einsetzte. Er überrannte einen beträchtlichen Teil unserer Gräben, auch im Bereich des Regiments. Ungeachtet aller Erschöpfung gingen die Kompagnien aber sofort zum Gegenstoß über; ohne Artillerievorbereitung, zum Teil ohne Maschinengewehre, stürmten sie durch das furchtbare feindliche Sperrfeuer vorwärts, von Graben zu Graben, von Trichter zu Trichter, in glänzender Todesverachtung. Sie befreiten eine vom Feinde eingeschlossene Kompagnie, machten zahlreiche Gefangene, eroberten alles verlorene Gelände zurück und konnten am folgenden Morgen dem sie ablösenden Garde-Reserveregiment die ihm anvertrauten Stellungen restlos übergeben. Dies hat dann weiterhin die Verteidigung mit glänzendem Schneid geführt. Die in die Zwischenzeit fallenden Teilkämpfe um Oppy am 28. und 29. April, die das Dorf in unsern Händen beließen, brachten den Engländern furchtbare Verluste ein. Vor dem Abschnitt Oppy—Roeux lagen 4000 bis 5000 Tote von ihnen.

Vom 30. April an leitete wieder ein gesteigertes Feuer und am 2. Mai Massenangriff der englischen Flieger auf unsere beobachtende Fesselballone den vierten großen Durchbruchsversuch ein. Das Trommelfeuer begann nach Mitternacht, am 3. Mai, in ungeheurer Ausdehnung, von Lens bis Quéant, also auf ungefähr 30 Kilometer Frontlänge.

Um 5 Uhr 30 Minuten stürmten 14 bis 16 zum Teil frisch eingesetzte englische Divisionen gegen die Linie Acheville—Quéant an. Zahlreiche Tanks, insbesondere südlich der Scarpe, begleiteten diesen besonders gewaltig gedachten Angriff. Den ganzen Tag hindurch wurde erbittert gekämpft im Stoß und Gegenstoß. Unsere Infanterie hielt sich glänzend. Das Dorf Fresnoy wechselte mehrmals den Besitzer und blieb zuletzt dem Gegner; sonst aber hatten wir am Abend alle unsere Stellungen im wesentlichen in unserer Hand. Verschiedene Regimenter der Reserve haben sich hervorragend ausgezeichnet. So besonders bei der Zurückweisung der mit größter Zähigkeit unternommenen, immer wiederholten feindlichen Anstürme auf Gavrelle und Oppy, wo preußische Garde und Bayern kämpften. Dorf Roeux und sein Bahnhof wurden im Gegenangriff wieder genommen. Der Großangriff vom 3. Mai bedeutet wohl die gewaltigste der Anstrengungen des Engländers bei Arras und auch zugleich den Gipfel seiner blutigen Verluste. Er versuchte noch einmal in der Morgenfrühe des 4. Mai einen Massensturm, der ihm aber nur neue, überaus schwere Opfer einbrachte.

Dann pausierte er wieder bis zum 10. Mai. Unter den an sich äußerst erbitterten Teilkämpfen dieser Zwischentage ist die glänzendste Tat unsere Wiedereroberung des Dorfes Fresnoy und der anschließenden Stellungen in 2,5 Kilometer Breite durch einen schneidigen Angriff bayrischer Truppen am 8. Mai.

Am Abend des 11. Mai, um 9 Uhr 30 Minuten, begann der fünfte und letzte Durchbruchsversuch und setzte sich am folgenden Tage fort. Zu beiden Seiten der Scarpe drangen große Infanteriemassen nach üblicher Artillerievorbereitung vor, die größtenteils im Nahkampf zurückgewiesen wurden. Nur Dorf Roeux ging zum zweiten Male in Feindeshand über. Am 12. wurde nichts Wesentliches darüber hinaus von den Engländern erreicht. Anfängliche Erfolge bei Bullecourt, mit großer Übermacht errungen, wurden ihnen durch ein Bataillon Garde in hartem Nahkampf wieder entrissen. Während der folgenden Tage setzte sich das heiße Ringen um Bullecourt fort. Entsprechend unserer Taktik, nicht um jeden Preis am Boden festzuhalten, wenn es an Einsatz nicht lohnt, räumten wir aber in der Nacht vom 16. zum 17. Mai planmäßig die Trümmerstätte von Bullecourt.

Der Kampf erstarrte seitdem immer mehr zum Ringen um einzelne Ortschaften, deren Gewinn oder Verlust zwar Taten höchster Anstrengung und größten Heldentums für die einzelnen Truppenteile in sich birgt, aber zu dem großen Ziel der englischen Offensive in gar keinem Verhältnis mehr steht. Immer noch kehren in den Schlachtberichten dieselben Namen wieder, die schon in den ersten Tagen genannt wurden. Ein neuer, großer Angriff, wenngleich man ihn nach den bisherigen Ergebnissen kaum noch als einen Durchbruchsversuch bezeichnen kann, begann am 20. Mai auf der Front von vier unserer Divisionen und setzte sich noch zum nächsten Tag fort. Die Kämpfe waren erbittert, das Ergebnis war die Zurückweisung des Gegners.

Zu Ende sind damit die Kämpfe bei Arras nicht vollständig, ebensowenig wie im Vorjahr die Kämpfe an der Somme einen plötzlichen Abschluß fanden. Allein es scheint, als ob der Engländer nun daran verzweifelt, hier sein Ziel zu erreichen, und sich entschließt, es anderswo zu versuchen. Die letzten heftigen Angriffe, die er am 5. Juni gegen die Front von Gavrelle bis Roeux richtete und die von Bayern erfolgreich zurückgeschlagen wurden, scheinen mehr den Zweck einer Verschleierung andernorts geplanter Unternehmungen zu haben als eine ernsthafte Wiederaufnahme der Durchbruchsversuche hier. Und so können wir, wie der Kaiser es in seinem Telegramm an Ludendorff getan hat, diese Schlacht bei Arras seit Anfang Juni als beendigt ansehen. Die Front verläuft nun westlich von Lens, Avion und Acheville und von hier ungefähr nordsüdlich, westlich von Fresnoy, Oppy, ostwärts von Gavrelle, Roeux, westwärts von Chérisy und Fontaine. Sodann wie vorher, nur daß Bullecourt dem Feinde gehört. Der Gegner hat während der Arras-Schlacht 34 Divisionen eingesetzt, davon viele zwei-, ja dreimal, und hat, nach den englischen Verlustlisten, rund 250000 Mann dabei verloren.

Fesselnd ist es, die Stimmung der englischen Gefangenen während des Verlaufs der Schlacht zu verfolgen. Wir haben bei unserer dort kämpfenden Armee bis gegen Ende des Mai über 6000 verwundete und unverwundete Gefangene gemacht. Zu Anfang waren sie sehr hochfahrend und zuversichtlich. Auch nachdem der erste große Anfangsstoß die mit Sicherheit erwartete Entscheidung nicht brachte, waren die in jenem ersten

großen Durchbruchsversuch in unsere Hände geratenen Engländer durchweg voller Stolz und Siegeszuversicht. Zu gewaltig war der Eindruck gewesen, den ihnen selbst die ungeheuern Massen ihrer zusammengebrachten Artillerie und Munition und die Kolossalität ihres Trommelfeuers gemacht hatten. Sie waren sicher, daß solch einer Materialentfaltung auf die Dauer doch niemand standhalten könne. Und auch späterhin war es immer noch dieser Gedanke, der es ihnen schwer machte, an dem Enderfolg der Schlacht bei Arras zu zweifeln. Nach dem Mißlingen des zweiten Großkampfes, nach dem 23. April, begann aber doch ihre Sicherheit immer mehr zu schwinden. Sie verbargen ihr maßloses Erstaunen über die Widerstandsfähigkeit der Unsern nicht, um so weniger, als sie sahen, wie wir auch die inzwischen einsetzende französische Offensive mit derselben Energie und Kraft zurückwiesen, und gaben ihrer Bewunderung von den Leistungen des deutschen Heeres in wachsendem Maße Ausdruck.

Wundervoll über alle Beschreibung war die Stimmung bei den Unsern. Stolzeste Freude über das Geleistete erfüllte sie, feste Zuversicht, daß es auch allen weitern Anstrengungen des Gegners nicht glücken wird, unsere Front zu zerreißen, und eisernes selbstverständliches Pflichtgefühl, auszuharren, solange der rasende Kriegswille der Gegner es notwendig macht.

Sechstes Kapitel.

## Bei der Jagdstaffel Richthofen.

Bei Douai, Mitte April 1917.

Als Boelcke fiel, ging ein tiefes Trauern durch das deutsche Volk und das Gefühl: „Wir werden nimmer seinesgleichen sehen." — Aber aus der großen Schar seiner Schüler sind neue erfolggekrönte Kämpfer erstanden, und mit ihnen einer, den das Volk in den letzten Monaten mit einem ähnlich jähen Flug zur Sonnenhöhe des Ruhms hat emporsteigen sehen wie Boelcke, und der wie Boelcke neben sich auch einen Kreis glänzender, von demselben Geist durchglühter, von ihm zu erfolgreichster Nacheiferung angespornter engerer Genossen herangebildet hat. Ich brauche seinen Namen nicht erst zu nennen; jedermann in unserm Volk jauchzt heut dem Kampfflieger Freiherrn von Richthofen zu.

Ein glücklicher Zufall hat mich bei der Jagdstaffel Richthofen gerade an einem ihrer besonderen Ehrentage weilen lassen. Es war zur Zeit des ersten furchtbaren Anpralls der englischen Arras-Offensive (9—13. April). Ich hielt mich während dieser Kämpfe im Bereich der 18. Reservedivision, bei Exzellenz von Wundt auf, die in der Gegend von Sailly und Monchy focht, und war am Abend des 12. nach dem damals westlich von Douai gelegenen Flugplatz der Staffel hinausgefahren. Es dunkelte bereits, ich kam, wie gebeten worden, gerade zum Abendessen, wo des Tages Arbeit vorüber war, und traf den jungen Führer am Tisch im Kreise seiner Offiziere. Ich war mit Angehörigen seiner Familie seit langem befreundet, kannte ihn selbst aber noch nicht.

Dem historischen Sinn macht es Freude, in der Geschichte unseres Volkes immer wieder dieselben Namen alter Geschlechter mit Auszeichnung hervortreten zu sehen. Wie sind, um nur etwas herauszugreifen,

die Familien der Bülow, Goeben, Alvensleben usw. mit den Kriegen Preußens verknüpft und auch sonst mit seinem Leben und Wesen; wer Fontane kennt, der weiß das. Auch die Richthofens sind unserm Volke schon viel gewesen. Vor allem für die engere schlesische Landschaft, wo sie mit vielen Zweigen sitzen. Sie sind bisher weniger auf soldatischem als auf andern Gebieten hervorgetreten. So auf diplomatischem: ein Richthofen hat lange die auswärtige Politik Deutschlands gelenkt; ein anderer war bis vor kurzem ein durch Wissen, Arbeitskraft und lautere Geradheit seines Charakters ausgezeichneter Führer der Konservativen Partei. Noch mehr auf gelehrtem. Einem verdanken wir grundlegende Forschungen über friesische Sprache und Volkstum. Der bedeutendste aber, einer der Großen unserer Geistesgeschichte, war der unvergeßliche Ferdinand Freiherr von Richthofen, der Erforscher Chinas und das anerkannte Haupt der modernen geographischen Wissenschaft; ein Mann, dessen ungewöhnlicher, bis heute machtvoll nachwirkender Einfluß in der Geologie und Geographie ebensosehr auf seiner glänzenden Forschungs- und Lehrtätigkeit wie auf dem persönlichen Adel seines Wesens beruhte. In diesem Kriege aber war der Name Richthofen bisher nach außen noch nicht hervorgetreten. Jetzt war durch diesen jungen Offizier vor mir auch das geschehen. Ich sah ihn mir während des Abendessens mit heimlicher Freude an. Er war wie Boelcke nur mittelgroß, kräftig gebaut, sein Kopf mit der gewölbten Stirn und den germanisch hellen und blauen Augen — deren Ausdruck auffallend an die Boelckes erinnerte — setzte in Verwunderung durch die fast rosige Frische der Farbe. Es war auf ihm nichts eingeschrieben von der ungeheuern Nervenanspannung, die mit seinen täglichen Einzelkämpfen auf Tod und Leben verbunden ist. Auch sein ganzes Wesen war von einer überraschend ruhigen, zurückhaltenden, fast zarten Art; im Eindruck auf mich vollständig anders, als später sein verunglücktes Buch viele hat annehmen lassen; überaus wohltuend, fein und ganz einfach, ohne einen Schatten von Ruhmredigkeit, wenn auch der freudige Stolz in der Seele auf seinen jungen Glanz erkennbar war (und seine Haltung hätte gemacht sein müssen, wenn das nicht so gewesen wäre). Einzig das stark gebildete Kinn vielleicht verriet schon äußerlich die ungewöhnliche Energie des Mannes. Und die Art verriet sie, wie er auf seine Umgebung wirkte, die an ihrem Vorkämpfer

sichtlich mit einer ganz eigenartigen Mischung von froher Kameradschaft begeisterter Bewunderung und absolutem Fügen hing.

Wie Boelcke ist Manfred Frhr. von Richthofen von Jugend auf ein leidenschaftlicher Sportfreund gewesen. Er in erster Linie als Reiter und Jäger. In den Kriegsdienst trat er als aktiver Ulanenoffizier. Dann, als die kavalleristische Tätigkeit im Stellungskrieg ihn wenig befriedigte, wurde er Flieger; zuerst flog er als Beobachter, hierauf als Flugzeugführer mit Beobachtern; darnach in einem Bombengeschwader. Als dann Ende August in der Somme-Schlacht Hauptmann Boelcke an die Spitze einer neu aufgestellten Jagdstaffel trat, holte er sich unter andern den Leutnant von Richthofen und bildete ihn persönlich aus. Schon bei dieser Staffel, in den gemeinschaftlichen Flügen mit Boelcke, mit dem ihn bald eine nahe Kameradschaft verband, entwickelte der Zögling sich zu seinem besten Schüler. Auf die Zahl von sechzehn Siegen hat er es in der „Jagdstaffel Boelcke" gebracht; er wurde vom Kaiser mit dem Pour le mérite geschmückt, und als ein unglücklicher Zufall den Meister gefällt hatte, war er es, der bei der ergreifenden Totenfeier Boelckes in Cambrai im Trauerzug auf einem Kissen die Auszeichnungen des Verstorbenen trug. (Vgl. Bd. II, S. 357.) Seine erstaunlichste Entwicklung nahm er aber, wie Boelcke, erst von dem Augenblick an, wo ihm Ende Januar die Führung einer eigenen Jagdstaffel übertragen wurde. Hier war die Ziffer seiner Luftsiege in wenigen Wochen bis zu der gleichen Ziffer 40 emporgeschnellt, mit der Boelcke an der Spitze aller Kampfflieger der Welt gestanden hatte.

Meine Frage, ob er seine Erfolge einer besondern Technik im Luftkampf zuschreibe, verneinte er ganz entschieden. Irgend etwas derartiges habe er nicht. Natürlich müsse man seine Maschine beherrschen; auf besondere Kunstfliegerei, überraschende Sturzflüge, „loopings" und dergleichen, lege er aber kein Gewicht und fördere sie auch in seiner Staffel nicht. 'rangehen, das sei alles. Die verbreitete Meinung, die physische Grundlage der Erfolge Boelckes wie Immelmanns sei eine eigentümliche Fähigkeit gewesen, plötzliche Stürze durch große Höhen- und damit Luftdruckunterschiede, die bei andern sekundenlange Benommenheiten hervorbrächten, ohne jede Bewußtseinsstörung zu überstehen, so daß sie infolgedessen den Gegner unversehens von oben her überfallen und ihn erlegen konnten,

ehe er selbst recht zum Verständnis seiner Lage gelangte, lehnte er ebenfalls ab. Er glaube nicht, daß Boelcke durch eine besondere physische Gewappnetheit gegen atmosphärische Einflüsse einen rein körperlichen Vorsprung vor andern gehabt hätte; Boelcke sei ja vielmehr sogar Asthmatiker gewesen. Auch ihm selbst sei die ganze Vorstellung einer Bewußtseinstrübung durch rasche Druckunterschiede überhaupt unbekannt; er verspüre auch bei den größten und raschesten Höhenabstürzen nicht die geringsten körperlichen Beeinträchtigungen. — Ob er denn nach einem schweren Luftkampf sich in außergewöhnlicher Erregung befinde? — „Nein," meinte er, „das kann ich durchaus nicht sagen. Ich bin nur am Ende eines Tages, an dem ich mehrmals geflogen bin, einfach ganz hundemäßig müde und sehne mich nach dem Bettzipfel." Er geht stets sehr früh zu Bett. Auch heute tat er es bereits vor 10 Uhr. Nachher sagten mir seine Kameraden einiges, worin sie das Geheimnis seiner Überlegenheit sähen. Vor allem habe er ein fabelhaftes Auge, das geradezu ein Phänomen sei. Er sähe stets doppelt und dreimal so viel und so scharf, wie die andern. Wenn noch niemand am fernen Himmel feindliche Flieger gewahren könne, er entdecke sie, ihre Zahl und Art genau, und sein Auge lasse sie in dem Flimmern nicht wieder los. Dies Jägerauge helfe ihm auch beim Flug und Schuß. Ein zweites sei seine unbändige Entschlossenheit und Zähigkeit. Er gehe immer sofort und geradeswegs auf den ins Auge gefaßten Gegner los und lasse ihn nicht wieder locker, bis er erledigt sei; der Gedanke, daß auch er getroffen werden könne, scheine gar nicht in seinen Sinn zu kommen.

Neben der im August vorigen Jahres aufgestellten Jagdstaffel Boelcke, die seitdem diesen Namen weiterträgt und die zur Zeit mit 130 gefällten Gegnern weitaus an der Spitze unserer Kampffluggeschwader stand, hat sich die erst im Januar gegründete Jagdstaffel Richthofen bereits zur Zahl 70 erhoben. Von der Gesamtschar der Fliegeroffiziere der letzteren waren neun zugegen. Alle ganz junge Menschen; anscheinend keiner älter als der Führer, die meisten schienen etwa 22 bis 23 Jahre alt. Unter ihnen dem Führer am nächsten an Fliegerruhm kam der Leutnant Schäfer, ein hoch und schlank gewachsener Mann von liebenswürdigem Wesen, der 16 Feinde besiegt hatte. Sodann der junge, bewegliche und humoristische Leutnant Wolff mit 9 Siegen. Seit kurzem hatte

Manfred von Richthofen auch seinen jüngern Bruder Lothar in seine Staffel aufgenommen und flog gern gemeinsam mit ihm. Auch in den andern, die noch nicht die gleichen Leistungen aufweisen konnten, lebte doch unverkennbar der Stolz, zu dieser Staffel zu gehören. Es war eigentlich ein ganz merkwürdiger Eindruck, zumal für mich als Hochschullehrer, der gewöhnt war, Jünglinge dieses Alters als Studenten um sich zu sehen, diesen Kreis junger Männer hier zu beobachten, die in ihrem jugendlichen Äußern, in der Frische und Heiterkeit ihres Wesens, in ihrem Scherz und ihrer Wärme, sich ganz so wie einfache, fröhliche, gute Jungen darstellten, und das auch ohne Frage sind — und die jetzt doch zugleich bewunderte Helden waren, die jeder von ihnen mehr als einen Menschen in gefahrvollstem Einzelkampf besiegt hatten. Eines erkannte ich: eben gerade die große Jugend, die im Vollbesitz ihrer Nervenelastizität ist und ohne viel vor- und rückzudenken nur lebt und handelt, sie ist es, die das leisten kann, was wir von unsern Kampffliegern leisten sehen.

Sehr verschieden war die Charakteristik, die sie ihren französischen und ihren englischen Gegnern zuteil werden ließen. Den französischen Flieger schienen sie als Gegner weniger hoch zu achten als den englischen. Der Franzose fliege geschickt, sei aber überaus vorsichtig, fast ängstlich, und es komme darauf an, ihn zum Luftkampf unausweichlich zu stellen oder ihn zu überraschen. Ganz umgekehrt der Engländer, der immer und unbedingt jeden Kampf annehme, den man ihm biete; in dessen Hirn der Gedanke, daß es anders sein könnte, gar nicht möglich scheine, oft wenn es sogar geradezu dumm wäre, dem Gefecht nicht aus dem Wege zu gehen.

Ich blieb die Nacht draußen in einem der Gaststübchen des Flugplatzes. In der Morgenfrühe des 13. spannte sich frosthelle Luft und ein wolkenloser Himmel über der weiten Ebene. Flugwetter!* Der

* Die satirische Schrauberei zwischen den einzelnen Waffengattungen, die hier draußen natürlich, wie überall, auch ihr Wesen treibt, hat bei den andern Truppen den Unterschied zwischen „Flugwetter" und „Fliegerwetter" geprägt. Flugwetter ist danach das unangenehme „schöne" Wetter, wo Flüge gemacht werden müssen, Fliegerwetter dagegen das erwünschte „schlechte", wo die Flieger sich morgens im Bett auf die andere Seite drehen und zu Hause bleiben können. Hier traf aber der Spott ganz gewiß nicht zu; im Gegenteil, sie waren alle wie rassige Jagdhunde vor Kampfeifer.

Kanonendonner der Arras-Schlacht war in den letzten Tagen abgeebbt; während der Nacht hatte es nur ab und zu ein wenig gegrollt, obwohl wir von der Front nur wenige Kilometer entfernt waren, und heut in der Frühe war in der heitern, sonnendurchglänzten Luft überhaupt nichts zu hören. Aber die Flieger blinzelten in die flimmernde Bläue hinauf, wie in animalischer Witterung, und schauten ihren Führer an. „Heute wird es regnen", sagten sie und lachten.

Als wir zum Startplatz schritten, glänzten rings im tauenden Reif die niedrigen Schuppen und Häuschen des Flugplatzes wie frisch gewaschen. Am Rand des freien Plans standen fünf Doppeldecker in einer Reihe zum Abflug fertig. Ein sechster, der des Freiherrn von Richthofen, etwas vorwärts zur Seite. Alle waren eines Typs, kurz und gedrungen und kleiner, als ich sie bisher gesehen. Und, was noch mehr gegen frühere Zeiten abstach, alle verschieden bemalt. Wie buntschillernde Riesenin sekten, wie ein Schwarm leuchtender Schmetterlinge, die sich mit ausgebreiteten Flügeln am Boden sonnen, sahen sie von weitem aus. Der Grundsatz, sich möglichst luftfarbig zu machen, war hier ganz verlassen. „Unsichtbarkeit", erklärte mir Richthofen, „erreicht man doch nicht, wohl aber läuft man Gefahr einer Verwechslung feindlicher und befreundeter Flugzeuge. Diese verschiedenen Zeichen auf den Rümpfen sind in der Luft deutlich sichtbar, man erkennt einander während des Kampfes und kann sich gegenseitig unterstützen." Deshalb hatte jeder der Flieger seiner eigenen Maschine, mit der er immer flog und mit der er verwuchs wie mit einem lebenden Wesen, eine besondere Zeichnung gegeben, die es seinen Kameraden erlaubte, ihn beim Luftkampf im Auge zu behalten und stets zu wissen, wer die Maschine lenkte. Das eine Flugzeug hatte einen weißen, das andere einen roten, das dritte einen sonstwie gefärbten Streifen, eines trug ihn quer, das andere längs usw. Richthofens Flugzeug war von oben bis unten hellrot gefärbt. „Ich erreiche so," sagte er, „daß mein Geschwader stets sieht, wo ich bin." Er wußte, daß er mit dem Namen „der rote Kampfflieger" auch schon beim Gegner bezeichnet war. Aus seinen Augen lachte etwas wie der Stolz des Ritters, der seinen Schild und seine Helmzier gekannt und gefürchtet weiß.

Wirklich, wir empfinden schon sowieso sehr stark, wieviel alte Ritterlichkeit im modernen Luftkampfwesen wieder lebendig geworden ist; hier

die persönliche Kennzeichnung der Rüstungen durch weitleuchtende Zeichen vermehrte den Eindruck noch. Diese jungen Streiter zogen wirklich ganz so hinaus wie die mittelalterlichen Herren, von denen der Chronist Froissart aus dem 14. Jahrhundert so farbenreich erzählt, mit ihren schimmernden Bändern, Wappen und Standarten, die sie und ihren Stolz kenntlich machten, auch bei geschlossenem Visier.

Einer der Flieger nach dem andern, die zum Starten bestimmt waren, warf sich nun in seine Flugkleidung, die wie ein Mittelding von Taucher und holländischem Fischer aussah, und schlenderte, die Hände in den weiten Hosentaschen, lachend und scherzend zwischen den von den Flugzeugwarten abfahrtbereit gehaltenen Maschinen herum oder umstand das große Fernrohr, mit dem der Himmel sorgsam beobachtet wurde. Auch Richthofen hatte die Tracht bereits angelegt und durchmusterte bloßen Auges aufmerksam das Firmament. Mit einem Male — ich selbst gewahrte oben im flirrenden Blau nirgends das geringste — griff er plötzlich zum Fernglas, wandte sich dann rasch zu einer aufgehängten Glocke und läutete Alarm. Im Nu liefen sämtliche Monteure zu den Flugmaschinen; jeder Flieger eilte zu der seinigen, bestieg den Sitz, die Propeller donnerten los, eins nach dem andern der kleinen schnellen Flugzeuge rannte anfahrend eine Strecke über den Erdboden dahin, löste sich von ihm und stieg dann rasch ins Blau empor. Zuletzt Richthofens Maschine.

Die zurückgebliebenen Flieger, die Flugzeugwarte, die Ordonnanzen und Wachmannschaften, alles verfolgte nun mit größter Spannung die Vorgänge am Himmel. Jetzt erkannte auch ich, erst durch das Glas, dann ohne dieses, ein Geschwader englischer Flugzeuge; mindestens sechs, vielleicht mehr. Ich mußte sie scharf im Auge behalten, sonst verlor ich sie sogleich wieder in der flimmernden Helle. Die Flieger neben mir sahen anders. Sie erkannten und benannten die einzelnen Typen, und sie riefen empört: „Welche Frechheit; die kommen in kaum mehr als 2000 Meter Höhe hier an? Was stellen die sich denn vor?"

Die Engländer schienen jetzt zu stutzen und die Gefahr, die ihnen nahte, zu erkennen; sie kreisten unruhig durcheinander. Es dauerte nur wenige Minuten, da hatten die Unsrigen die gleiche oder eine noch größere Höhe erreicht. Aus der Luft erklang das scharfe Geknatter des Maschinengewehrs; der Gegner hatte den Kampf angenommen. Alle Flugzeuge

bildeten einen weit ausgezogenen Schwarm heller, durcheinanderkreisender Punkte. Meine Nachbarn begleiteten mit lebhaften Reden und Gebärden alle Wandlungen des Kampfes.

„Da ist Richthofen! Sehen Sie ihn nicht? Dort oben."

„Das ist Schäfer. Donnerwetter, er ist dicht hinter dem Kerl. Er läßt ihn nicht locker."

„Das da muß Wolff sein. Ja, das ist er."

So und ähnlich flogen die Rufe durcheinander. Plötzlich ein gemeinsamer Triumphschrei. Hoch am Firmament leuchtete ein stark flammender Punkt auf.

„Ein Engländer brennt!"

Bei Gott, welch phantastisches, furchtbares Schauspiel! Der Feuerpunkt vergrößerte sich rasch. Was für eine Glut mußte das sein, die das augenblendende Himmelslicht so überstrahlte und weißbrennend am Himmel stand. Dann glitt der leuchtende Fleck abwärts, er zog sich aus zu einem langen Flammenband, das wie ein riesiges orangefarbenes Meteor über den Himmel strich. Über den Tageshimmel! Es war unleugbar schön, so schön, wie ich kaum je etwas gesehen. Und war doch so entsetzlich zugleich, daß der Atem stockte. Wenige Sekunden später sonderte sich am obern Ende des Feuerstreifens ein tiefschwarzer Rauchstreif ab, so daß das Ganze wie eine schauerliche Fackel am Himmel loderte. Am untern Ende aber löste sich aus der Flamme, die noch einen Augenblick am Himmel stehenblieb und dann erlosch, die Gestalt eines Flugzeugs los und sank taumelnd und kreisend abwärts. Es schien manchmal sich noch wieder aufrichten, im Gleitflug sich herunterretten zu wollen. Allein vergeblich. Langsam näherte es sich, wie ein tanzendes Papier, dem Erdboden. Dann stürzte es, aus mehrern hundert Metern Höhe noch, plötzlich senkrecht ab und verschwand hinter einer Bodenfalte — zu fern von uns, als daß wir hätten hineilen können.

„Da fällt ein zweiter", scholl es wieder durcheinander. Schaukelnd und pendelnd sah man ein anderes feindliches Flugzeug, ohne zu brennen, aber in ähnlichem verzweifelten Kampf um Wiederaufrichtung, zur Erde sinken, umkreist von einem der Unsrigen, der es nicht losließ. Zuletzt stürzte es ebenfalls senkrecht ab und verschwand hinter der einige Kilometer entfernten Bodenerhebung. Unmittelbar darauf kündete eine

große, schwarze, hinter der Bodenfalte aufsteigende Wolke die Stelle, wo die feindliche Maschine zur Erde geschlagen und offenbar explodiert war.

Jetzt glitt aus dem Lichtflimmer ein bisher nicht beachteter Doppeldecker zu uns hernieder und landete auf unserm Flugplatz. Ein deutscher, aber nicht von unserer Staffel. Eine laute Stimme aus dem Rumpfe rief: „Verwundet." Sofort erklang schallend das Kommando: „Sanitäter heran!" In eiligem Lauf rannte eine Schar von Sanitätsmannschaften herzu. Zwei Leute saßen in dem Flugzeug, das einem benachbarten Geschwader angehörte und sich mit in den Kampf gemischt hatte. Der eine von ihnen, ein Unteroffizierflieger, blutete stark und schien große Schmerzen zu haben. Er wurde sorgfältig aus dem Sitz gehoben und in den Verbandraum gebracht. Rasche Untersuchung ergab, daß er einen Schuß durch den Oberschenkel hatte, der allerdings schmerzhaft, aber nicht lebensgefährlich war.

Inzwischen ging droben in den Lüften der wilde Kampf weiter, mit Kreisen und Maschinengewehrgeknatter.

„Seht, da brennt wieder einer!"

Von neuem wiederholte sich das fürchterliche Schauspiel des aufblitzenden Feuerpunkts, des im Sinken lang sich ausziehenden seltsam orangeglühenden, die Tageshelle überstrahlenden Meteors und der daraus hervorwachsenden schwarzen Rauchfackel. Wieder löste sich aus der stehenbleibenden und verlöschenden Flamme deutlich das pendelnde Flugzeug los. Durch das große Fernrohr schien ein Mann erkennbar, der sich vor dem Feuer, das wohl der Explosion des Benzins entstammte, aus dem Führersitz auf den einen Tragflügel geflüchtet hatte und sich dort festklammerte. Dann aber war er nicht mehr sichtbar. Plötzlich begannen rings um das langsam, wieder wie ein tanzendes Papier, abwärts sinkende Flugzeug zahlreiche kleine farbige Lichtbälle herumzuspringen, die wie in einem glänzenden Feuerwerk von ihm ausgingen. Es waren seine Leuchtsignalkugeln, die in Brand gerieten. Inmitten dieses, für uns lautlosen, Lichtertanzes taumelt die dunkle Silhouette des feindlichen Flugzeuges rettungslos weiter abwärts. Auch dieser Gegner zerschmetterte binnen kurzem am Boden.

„Da kommt Leutnant Schäfer zurück!"

Eine Maschine schoß in schrägem Gleitflug heran und hielt. Wir eilten hinzu. Aus dem Sitz erhob sich Leutnant Schäfers lange Gestalt und zog die Kappe von dem schweißbedeckten Antlitz. „Na, wie steht's?" scholl die Frage. Von den Lippen des Ankömmlings aber klang eine Flut zorniger Ausrufe. „Himmelherrgottssakra, so eine Schweinerei! Ich hatte ihn. Ich hatte ihn ganz sicher, ich war auf ein paar Dutzend Meter an ihm und ließ ihn nicht los, und da muß das verdammte Maschinengewehr Ladehemmung haben. Ausgerechnet!" Er war außer sich vor Grimm. „Und das schönste ist, sie haben mir das ... (er nannte einen Maschinenteil) weggeschossen. Ich kann meine Maschine wahrscheinlich drei Tage lang nicht fliegen. Es ist um ..." Wütend ging er von dannen, sich umzuziehen.

Und noch zwei feindliche Flieger, diese wieder ohne in Brand zu geraten, stürzten vor meinen Augen vom Himmel herunter; alle zu fern, als daß wir von hier aus uns um ihre Bergung selbst bemühen konnten; wir mußten das den in der Nachbarschaft des Absturzortes liegenden Truppenteilen überlassen — wie es ja meist bei Flugkämpfen der Fall ist. Der letzte Engländer oben — es schien nur noch einer — flüchtete gegen Arras zu, der Kampf war zu Ende. Noch einige Minuten, und wie große Vögel aus verschiedenen Himmelsrichtungen zu einer Niststatt kommen, erschien hier und da und dort aus dem gleißenden Himmelsblau über unserm Flugplatz eine unserer heimkehrenden Maschinen, zog in raschem Gleitflug lautlos heran und stand auf dem Rasen vor den Schuppen still. Kaum eine halbe Stunde war seit ihrem Abflug vergangen, da waren sie alle wieder da. Die Kämpfer stiegen aus ihren Sitzen und standen lachend, stolz, glücklich, lebhaft erzählend inmitten ihrer sie beglückwünschenden Kameraden und der mit Begeisterung um ihre Offiziere gescharten Mannschaften. Niemand war verletzt. Das Ganze hätte wie ein frohes Sportspiel erscheinen können. Wie wenig es das aber war, sah ich an Richthofens roter Maschine. Ein gegnerischer Maschinengewehrschuß hatte die linke untere Tragfläche getroffen und ihre Stoffbespannung auf etwa anderthalb Meter Länge wie der Schnitt eines großen Messers aufgeschlitzt. Und dicht am Sitz lief an der äußern Holzverkleidung eine zweite Schramme dahin, die zeigte, daß ein anderes Geschoß hart am Leben des Führers vorübergegangen war.

Reichsarchiv.

Die Gegend von Roeux an der Scarpe.
(Kap. 5.)

Verpassen der Gasmasken im „Stinkraum".

Schloß Goeulzin bei Douai.

(S. 32.)

Es ergab sich, daß von den fünf im Kampf gefällten Gegnern einer auf Manfred von Richthofen kam. Damit hatte dieser den einundvierzigsten Feind herabgeholt; selbst die Ziffer seines Meisters Boelcke war, zum erstenmal, überflügelt! Sein jüngerer Bruder Lothar, bisher noch ein Anfänger, hatte sogar das Glück gehabt, zwei der Feinde herunterzuholen. Den vierten hatte Leutnant Wolff abgeschossen und damit seinen zehnten Gegner; den fünften der tüchtige Vizefeldwebel Festner, der sich auch in jüngster Zeit schon mehrfach ausgezeichnet hatte. Während die Flugzeugwarte sofort sich an den Maschinen zu schaffen machten, um entstandene Schäden zu beseitigen, suchte der Führer durch Befragung den Verlauf des Luftkampfes möglichst zweifelsfrei festzustellen und an der Hand der Karte den Ort der Abstürze zu ermitteln. Den Vizefeldwebel Festner, der über letzteres die bestimmtesten Angaben machen konnte, sandte er mit dem Motorrad dorthin. Dann ging er zum Fernsprecher, um dem Generalkommando seine Meldung zu machen. —

Es war noch nicht 10 Uhr vormittags, als ich Abschied nehmen mußte von der Jagdstaffel Richthofen, um weiterzureisen. Der Tag war noch lang und der Himmel hell. Ich schied mit dem Gefühl, daß noch mehr „in der Luft lag". Und wahrhaftig, es ist so gekommen. Was ich mit ansehen durfte, war nur der Anfang eines noch größern Tages gewesen, bisher wohl des glänzendsten in der Geschichte unserer Kampfgeschwader. Denn tags darauf, am 14. April, enthielt der amtliche deutsche Heeresbericht über den 13. die nachfolgenden Worte: „Der Gegner verlor im Luftkampf 24 Flugzeuge, davon gingen 13 diesseit unserer Linien nieder ... Die von Rittmeister Frhrn. von Richthofen geführte Jagdstaffel vernichtete allein 14 Flugzeuge; dabei schoß Frhr. von Richthofen selbst seinen 41., 42. und 43. Gegner ab. Leutnant Wolff schoß vier feindliche Flugzeuge ab und erhöhte damit die Zahl seiner Siege auf 14. Leutnant Schäfer besiegte drei, Leutnant Frhr. von Richthofen, Leutnant Klein und Vizefeldwebel Festner je zwei Gegner."

Siebentes Kapitel.

# Die Aisne-Champagne-Schlacht.

April und Mai 1917.

So gewaltig der englische Teil der Frühjahrsoffensive von 1917, der Angriff bei Arras, auch war, er wurde noch in Schatten gestellt, sowohl was die Riesenhaftigkeit der Vorbereitungen des Gegners, die Ausdehnung seiner Front, den Enthusiasmus seiner Erwartungen wie auch die dafür gebrachten Blutopfer betrifft, durch den französischen Teil, die Aisne-Champagne-Schlacht.

Ein neuer Oberbefehlshaber leitete sie, General Nivelle, auf dessen im Herbst 1916 vor Verdun erwiesene Fähigkeiten und vor allem seine rücksichtslose Entschlossenheit, im Gegensatz zu dem vorsichtig zögernden Joffre, seine Nation die größten Hoffnungen setzte. Die Wahl des Angriffsgeländes war mit dadurch bestimmt, daß nahe an dessen westlichem Flügel, in der Gegend von Noyon, bereits nach dem ursprünglichen Plane für die französische Frühjahrsoffensive dieses Jahres große Angriffsmittel aufgehäuft waren. Seine Ausdehnung bis in das alte Kampfgebiet der Champagne war wohl darauf mit gegründet, daß in den dort im Hintergelände schon vorhandenen strategischen Bahnen und den großen Truppenlagern von Châlons und Mourmelon-le-Grand ebenfalls ausgezeichnete Anhalte bereits vorlagen. Nivelle hat aber keine Mühe gescheut, alle diese Vorbereitungen im größten Stile noch zu steigern durch Anlage neuer Lager, Flughäfen, Batteriestellungen, strategischer Chausseen, Eisenbahnen — insbesondere zahlreicher „Eisenbahnklauen“* —, durch Bereit-

* Diese bereits in der Somme-Schlacht auftretenden Gleisanlagen, die nach ihrem merkwürdigen Bilde auf der Karte den obigen Namen erhielten, dienen für

stellung ungeheuern Kriegsmaterials, sowohl an Massen der Batterien und Munition wie an Größe der Kaliber, an Minenwerfern, Flugzeugen, Tanks usw., ferner durch Zusammenhäufung von Truppenmassen. Er hatte zu Anfang des Angriffs in der ersten Linie an Infanterie 20 Divisionen bereitgestellt. Unmittelbar dahinter 33 Reservedivisionen; weiter zurück noch 28. Insgesamt also 81 Infanteriedivisionen! Dazu, um den erwarteten Durchbruch sofort in großem Stil ausnützen zu können, noch 7 Kavalleriedivisionen. Endlich hatte Nivelle es verstanden, seine Leute zur höchsten Siegeszuversicht und Begeisterung zu entflammen. Durch das Bild ihrer eigenen Kraftentfaltung hinter der Front berauscht, waren sie vollkommen gewiß, mit diesem Angriff ein für allemal ein Ende zu machen; und sicher, diesmal den heiligen Boden des Vaterlandes vom Feinde zu befreien, waren sie alle bereit, sich mit rücksichtslosester Hingabe auf diesen zu stürzen.

Auch darauf zuletzt hatte die französische Heeresleitung die größte Sorgfalt verwandt, diese Vorbereitungen mit allen Listen vor uns so geheim wie möglich zu halten. Eins der wichtigsten Anzeichen für eine Offensive war bisher die erhöhte Tätigkeit des Gegners an und unmittelbar hinter der Front gewesen. Man erinnert sich noch, wie die Joffresche Champagne-Offensive sich unter anderm durch die massenhafte Anlage der sogenannten Wabengräben, der rostförmig nebeneinander angebrachten Bereitschaftsstellungen für die Sturmtruppen, ankündigte. Andere ähnliche Arbeiten oder besondere Menschenansammlungen im vordern Stellungsgürtel, die sich unsern Horchposten, unsern Patrouillen, unsern Fesselballonen, unsern Flugzeugbeobachtern auch schon von Höhen über unsern eigenen Linien aus verrieten, kamen hinzu. Diesmal

gepanzerte Eisenbahnkanonen riesigsten Kalibers, die von den Schienen aus schießen. Sie können, um beim Schuß den nötigen Halt zu haben, nur in der Richtung des Geleises feuern; größere Abweichungen davon als 1—2 Grad werden vermieden. Deshalb müssen im Aufstellungsgelände des Geschützes mehrere in verschiedenen Bogen gekrümmte Geleisausläufe vom Hauptstrang aus angelegt werden. Oft ist es ein ganzes Büschel. Auf ihnen fährt das Geschütz umher und sucht sich diejenigen Aufstellungspunkte heraus, wo die Geleisrichtung gerade auf das Ziel hinweist, das beschossen werden soll. Hat es dort eine Anzahl Schüsse abgegeben, so sucht es einen andern Punkt auf. Es vermeidet auf diese Weise auch, daß das „Anschneiden", d. h. die mathematische Festlegung, seines Mündungsfeuers dem Gegner seinen Ort verrät. Wenn der Gegner die Schüsse erwidert, ist es schon nicht mehr dort.

hatte Nivelle solche Arbeiten nahe der Front sorgfältig vermieden; er nahm die Nachteile, auf solche Hilfsmittel dicht hinter der Linie verzichten zu müssen, in Kauf gegenüber dem Vorteil, uns durch Vorbereitungen weiter hinten um so sicherer zu überraschen.

Wir sind dadurch nicht getäuscht worden. Auf eine Schlacht größten Maßstabes in der Gegend von Laon und Reims waren wir schon gefaßt gewesen von dem Zeitpunkt an, wo wir unsere „Siegfriedbewegung" beschlossen. Wer im Winter 1916/17 an der Westfront in oder mit Stäben zu tun gehabt hat, erinnert sich, welch eine Rolle in allen Erwägungen und Vorbereitungen für das Frühjahr die kommende große Schlacht spielte, die man an der Südflanke dieser Stellung erwartete und schon damals gern mit dem Namen der „Abwehrschlacht bei Reims" zusammenfaßte. Die Maßnahmen der neuen Verteidigungstaktik, die unsere oberste Heeresleitung ersonnen hatte, sollten hier besonders zur Entfaltung kommen. Alle unsere Beobachtungen bestätigten uns seitdem diese Voraussicht. Unsere Flieger vor allem neben andern Nachrichtenquellen haben uns über die großartigen, mit fieberhaftem Eifer und ohne Rücksicht auf Kosten und Arbeitskräfte im Hinterlande vorgenommenen Arbeiten der Gegner dauernd unterrichtet. Und mit der gleichen Energie hat unsere Heeresleitung ihre Gegenmaßregeln getroffen.

Während die Engländer auf ihrem Frontabschnitt bei Arras, aus welchen Beweggründen, ist unbekannt, bereits am 9. April ihre Infanterieschlacht begannen, zögerten die Franzosen damit bis zur Mitte des Monats. Dafür leiteten sie sie aber mit einem Trommelfeuer ein, das nicht nur durch seine Heftigkeit, durch die Massen der dazu aufgestellten Batterien, das Kaliber der verwandten Geschütze und Minenwerfer, die Zahl der geschleuderten Granaten, sondern auch durch seine nie dagewesene Dauer alles bisher in diesem Kriege Erlebte noch einmal wieder überbieten sollte, damit diesmal mit unbedingter Sicherheit alles Leben in den deutschen Gräben schon vor dem Angriff vernichtet oder, wo noch solches vorhanden, mit seinen Nerven bis zum Wahnsinn zusammengedonnert sei und keinen Widerstand mehr leisten könne. Ich sah beim Generalkommando des 7. Reservekorps in Schloß Neuflize vor Reims eine kartographische Zusammenstellung aller der französischen Batterien, die

man vor der Front dieses Abschnittes bei den Franzosen festgestellt hatte. Der Eindruck dieser Mengen war geradezu phantastisch. Ganz besonders in der Stadt Reims selbst: von etwa 50 Batterien der verschiedensten Kaliber war der Standort in den Straßen und auf den Plätzen der Stadt mit Sicherheit festgelegt. Das Feuer der gesamten Artillerie der französischen Offensive begann am 6. April, am Karfreitag, und dauerte bis zum Beginn des 16.; also zehn Tage! Und zwar gleichzeitig auf der ganzen gegen 100 Kilometer langen Frontlinie von der Gegend von Laffaux nordöstlich von Soissons bis zum Tal der Suippes bei Aubérive, jenem Ort, der in der Champagne-Herbstschlacht von 1915 soviel genannt worden ist, und wie jetzt das östlichste, damals ungefähr das westlichste Ende der französischen Offensive bezeichnete. Die Ausdehnung über die Gegend von Reims hinaus bis so weit in die Champagne ist von den Franzosen augenscheinlich erst nachträglich beschlossen worden, nachdem auf der andern Seite, westlich von Soissons, unser Abmarsch in die Siegfriedstellung den dortigen Angriff vereitelt hatte. Das Trommelfeuer ist nicht auf der ganzen Strecke überall gleichmäßig stark gewesen; es war auch in der Zeit nicht ununterbrochen gleichmäßig heftig; aber im ganzen genommen stellte es dort das Fürchterlichste dar, was menschliche Energie bisher an Zerstörungskraft zu entwickeln versucht hat.

Aus den aufgefundenen Angriffsbefehlen und aus dem Verlauf selbst können wir erkennen, daß ein ungemein groß gedachter Angriffsplan zugrunde lag. Der Angriff zerfiel in zwei große Teilschlachten: die eine mit der Front von Reims westlich bis Laffaux nördlich von Soissons, die andere östlich von Reims gegen das zwischen der Straße von Reims nach St. Hilaire und dem Suippes-Tal sich hinziehende Höhengelände von Moronvilliers. Vor Reims selbst, mit Ausnahme des Brimont, und vor dem Massiv des Berru stieß der Feind nicht vor. Die in Reims selber aufgestellten Batterien beteiligten sich wohl am Kampfe, beschossen aber nicht die ihnen unmittelbar gegenüberliegenden Linien, sondern griffen fernwirkend in den Kampf auf den Flügeln ein. Waren westlich und östlich davon die deutschen Linien durchbrochen, dann sollten die beiden Armeen die dazwischenliegenden Verteidigungslinien der Deutschen umklammernd überwältigen und sodann sowohl die

Siegfriedstellung von Süden nach Norden aufrollen wie so rasch als möglich frei vorwärts in das Besetzungsgebiet der Deutschen, Richtung Mézières—Charleville, vorstoßen.

Am Vorabend des für den Sturm angesetzten Tages durcheilte der letzte Armeebefehl Nivelles die Reihen der Franzosen. Er lautete nur stolz und schön: „Die Stunde ist da! Vertrauen und Mut! Es lebe Frankreich!"

Am 16. früh schwieg das französische Artilleriefeuer plötzlich auf der Front westlich von Reims, und die durch einen Nachtmarsch aus den hinteren Bereitschaftsstellungen herangeführten Sturmtruppen brachen gleichzeitig auf dieser Strecke gegen unsere Linien vor. Auf der Front östlich von Reims setzte der Gegner erst einen Tag später, am 17., zum Sturm an.

Unsere Stellung westlich von Reims, soweit sie von dem Angriff in Mitleidenschaft gezogen wurde, verlief damals von Vauxaillon über Laffaux mit scharfer Ecke nach dem Fort Condé am Rande der zur Aisne abfallenden Höhen zwischen Vailly und Soissons, folgte dann dem Aisne-Tal über Vailly bis Soupir. Von dort wich sie nordostwärts zurück auf den Höhenrücken des Chemin-des-Dames, ungefähr in der Gegend von Vendresse—Troyon. Dann verlief sie auf diesem Rücken weiter bis zu seinem Ende, dem Winterberg. Von dort stieg sie südostwärts herab in die Gegend von Reims, strich zwischen dem Hügel des Forts Brimont und der Stadt hindurch und dann dicht nördlich an dieser entlang. Mit der Siegfriedstellung fiel sie nur im östlichen Teil des Chemin-des-Dames zusammen, auf dessen Rücken in seiner Gesamterstreckung diese neue Stellung, von St. Gobain über Laffaux herankommend, dahinlief. Die ganze vorspringende Ecke von Vauxaillon bis zur Aisne bei Condé und von dort zum Chemin-des-Dames bei Troyon, der sogenannte „Condé-Zipfel", war eine Art Vorfeldstellung. Die Heeresleitung hatte auch diesen Zipfel zur Räumung bestimmt gehabt, um so mehr, als er in seiner spitzigen Form Flankenangriffen stark ausgesetzt war, hatte sich aber entschlossen, ihn von der großen Rückbewegung im März vorläufig noch auszunehmen und ihn als eine Art Eckpfeiler gegen den hier zu erwartenden Sturm stehen zu lassen. Erst wenn er als solcher seine Dienste getan, sollte er geräumt werden.

Er hat sie in glänzendem Maße getan. Von beiden Seiten her, von Westen besonders bei Laffaux und von Süden bei Vailly, erfolgte der ungeheure Anprall des 16. April auf ihn in immer neuen Wogen. Die Unsern schmetterten den Gegner an diesem und dem folgenden Tage in heroischem Widerstand mit furchtbaren Verlusten zurück. Ebenso am 17. Erst in der Nacht zum 18. entschloß sich unsere Leitung, jetzt den Vorsprung zu räumen. Musterhaft, wenn auch in dieser Lage nicht ohne Verluste, wurde der Rückzug ausgeführt. Am 20. wurde die Siegfriedlinie in voller Ordnung erreicht. Erst von diesem Tage ab wagte der durch die Schläge des 16. und 17. schwer erschütterte Gegner sich langsam nachzufühlen, und erst zwei Wochen später hatte er sich unter weiterhin für ihn sehr blutigen Vorfeldkämpfen mit unsern Patrouillen und Sicherungstruppen bis in die neue Stellung herangearbeitet, die ihm nun Halt gebot.

Noch weniger erreichte er weiter im Osten. Wo sein Anprall am 16. unmittelbar auf die Siegfriedstellung traf, zerschellte er vollkommen, fast ohne jedes Ergebnis und mit schwersten Verlusten. Aber auch wo sie aufhörte, vor unsern alten Stellungen in der Niederung östlich vom Chemin-des-Dames, erging es ihm nicht besser. Wir wissen, daß hier ein Angriff im Aisne-Tal in der Gegend von Berry-au-Bac und nördlich davon gleich am ersten Tage 12 Kilometer weit vorstoßen sollte, bis Brienne an der Aisne, und den beherrschenden Berg von Prouvais nordwestlich davon in Besitz nehmen. Die südöstlich daran anschließenden Truppen sollten das Tal der hier von Süden auf die Aisne zufließenden Suippes erreichen und noch östlich darüber hinaus vordringen. Die nächste Sturmgruppe hatte die wichtige Aufgabe, den Hügel von Brimont, dessen in unserm Besitz befindliche Fortanlagen der Festung Reims einer der Angelpunkte unserer Stellung vor dieser Stadt sind und die durch das vorhergehende Trommelfeuer mit besonderm Eifer sturmreif gemacht worden waren, mit einer raschen Bewegung zu überrennen. Hierdurch sollte bei Reims am ersten Kampftage eine einheitliche Front geschaffen werden, die statt wie bisher von Südost nach Nordwest von Süd nach Nord gerichtet war, geeignet, im Verein mit dem erhofften ähnlichen Vorstoß im Osten von Reims die ganze übrige deutsche Reims-Front von den Seiten her zu überfluten wie die aufgestauten

Wasser des Roten Meeres die Scharen des Pharao. Ein glänzender Plan, von den schwersten Folgen für uns, wenn er wirklich an diesen beiden Tagen gelang.

Er ist nicht gelungen! Nicht entfernt ist am 16. und 17. April an irgendeiner Stelle das gesteckte und für die Durchführung des Ganzen erforderliche Ziel erreicht worden. Der Sturm auf den Brimont wurde abgeschlagen, der Angriff auf den Prouvais-Berg stockte schon bei Juvincourt, statt des Suippes-Tals gewannen sie nur die Linie des Aisne-Marne-Kanals und wurden auf dessen Ostseite im Gegenstoß von schon gewonnenem Gelände wieder verdrängt. Und die weitere Verfolgung des Angriffs am 17. änderte daran nicht nur nichts, sie wurden in Gegenstößen zurückgeworfen, mußten sich eingraben, ihre schwer erschütterten Sturmdivisionen flüteten zurück in Erholungsquartiere; der Angriff war unter furchtbaren Verlusten gescheitert. Auch die neuen Panzerwagen, die die Franzosen nach englischem Muster hier in großen Mengen in den Kampf geführt hatten, haben ihnen nichts helfen können. In Mengen lagen sie nach dem Kampf zertrümmert vor unserer Front, zerschmettert oder in Brand gesetzt von unserer Artillerie.

Nicht viel anders war das Ergebnis auf dem Ostflügel der Gesamtschlacht. Unsere Stellungen lagen hier an dem den gegnerischen Linien zugekehrten Südhange der in westöstlicher Richtung hinziehenden Berge von Moronvilliers. Dieser Hang war also der Artillerie des Gegners sehr ausgesetzt, während er seiner Steilheit wegen unserer eignen Artillerie weniger zugänglich war. Hier gelang den Franzosen ein größerer Anfangsgewinn; auch hier jedoch nicht entfernt in dem gewollten Umfang. Ihre hier am 17. April losbrechenden Sturmwellen überrannten unsere vorderen, unterhalb des Höhenkamms gelegenen Linien und bemächtigten sich eines Teils der Stellungen auf den Höhen selber. Dort aber kam die Bewegung zum Stocken; statt eines weitern Vordringens gegen den Kessel vor Reims, wie es beabsichtigt war, erschöpften sich die Franzosen während der nächsten Tage in dem wilden Ringen um die Kuppen und Rücken des Bergzuges. Im Gegenstoß drängten brandenburgische Divisionen die Franzosen von dem größten Teil der Höhen wieder herunter. So war auch auf diesem Flügel die große Offensive gescheitert. Sie ging späterhin über in äußerst erbitterte,

aber doch auf örtliche Ziele beschränkte Kämpfe um diese Berge an sich, insbesondere um seine höchste Kuppe, den Hochberg. Ein besonders heftiger aber vergeblicher Angriff am Hochberg fand am 30. April statt. Ein anderer, weiter gegen den Mont Cornillet hin, am 4. Mai usf. Ein sehr schweres Anrennen gegen die Gesamtkette noch einmal am 20. Mai, das aber auch die Linie der Höhenstellungen nur unwesentlich verschieben konnte.

Westlich von Reims versuchte der Gegner noch einmal, nach mehrwöchentlicher Erholung, einen Vorstoß größten Maßstabs am 5. bis 17. Mai. Er hatte nicht mehr so weitgehende Ziele wie am 16. April, sondern versuchte im wesentlichen unsere Stellung am Chemin-des-Dames zu erschüttern. Er erreichte aber nur, daß er uns dort auf die andere Seite des Höhenrückens, in das Tal der Ailette hinunterdrückte. Dann war seine Stoßkraft erschöpft. Er beschränkte sich auf die nicht einmal erfolgreiche Verteidigung des Errungenen. Auch hier mündete die auf die rasche Befreiung ganz Frankreichs gerichtete Frühjahrsoffensive 1917 aus in das überaus heiße, aber doch ebenfalls örtlich bleibende Ringen um Einzelheiten des Chemin-des-Dames.

In Frankreich hat das Scheitern des Riesenplans einen tiefen Eindruck gemacht. Nivelle wurde des Oberbefehls entkleidet. Die fürchterlichen Verluste, die sein rücksichtsloses Einsetzen von Menschen im Gefolge gehabt hatte, haben diesen den Namen des „Blutsäufers" eingetragen und schwere Meutereien hervorgerufen, die lange Zeit hindurch das Gefüge des französischen Heeres erschütterten. Während die Engländer nach ihrem Mißerfolg bei Arras sich zu der noch größern Flandernschlacht entschließen konnten, haben die Franzosen es das ganze Jahr 1917 hindurch zu keiner Unternehmung ebenso großen Stils mehr bringen können.

Achtes Kapitel.

# Aus den Kämpfen um den Hochberg.

5. Mai 1917.

## Zu den Höhen von Moronvilliers.

„Gefahrenzone. In Gasbereitschaft treten.“ Eine Tafel kündigt es rechts zur Seite des Weges, der nach Pont-Faverger führt. Unser Kraftwagen — wir sind drei Kameraden: Dr. Osborn, Colin Roß und ich — rollt daran vorüber, gegen Süden; vorbei an ziehenden Kolonnen und größern oder kleinern Trupps von Soldaten, die an dem fast juliheißen Nachmittag durch den mehltrockenen Staub der Landstraße dahinwandern, jeder seine kurze Blechtrommel mit der Gasmaske umgehängt. Wolkenloser, lichtglühender Himmel spannt sich über der seltsamen Champagne-Landschaft, die so öde erscheint und die doch in ihren Linien so großzügig ist und so fein in ihren Farben. Unser Ziel ist, den Bergen von Moronvilliers möglichst nahe zu kommen. Neue wilde Kämpfe um den Höhenkamm dieser Berge haben stattgefunden. Zuletzt die vom 30. April um die Kuppe des Hochbergs selbst, wo der Gegner in jähem Ansturm diese höchste Warte der Bergkette schon überrannt hatte und in gefährlichem Weiterdrängen bereits die Nordhänge abwärts flutete; wo dann aber Brandenburger in heißem Ringen ihn wieder zurückwarfen, bis über die Kuppe hinaus und auf ihren Südhang, so daß die ersehnte Beobachtungsstellung dort oben ihm wieder entrissen ward. Die Truppe, die sich hierbei hervorgetan, war dasselbe berühmte brandenburgische Leibgrenadierregiment 8, das im Januar 1915 vor Soissons so Glänzendes geleistet, dasselbe, das beim Douaumont sich so vorzüglich bewährt hatte. Von seiner neuen Tat

wollen wir aus dem Munde des Regimentskommandeurs, Oberstleutnant von Gluczewski, selbst uns Näheres erbitten. Das wackere Regiment war soeben abgelöst worden, aber der Kommandeur weilte augenblicklich noch auf dem Regimentsgefechtsstand, von dem aus er damals den Kampf geleitet hatte, um seinen Nachfolger einzuführen. Bei der Division hatte man uns auf der Karte den Ort des Gefechtsstandes in einem der zahlreichen Wälder nahe am Nordfuß der Berge gezeigt. „Sie können ruhig bis zu dieser Weggabelung fahren. Es wird manchmal dahin geschossen, aber das ist ja überall so. Von dort aber gehen Sie, bitte, zu Fuß weiter. Sie sind telephonisch angemeldet; an der Waldecke hier wird Sie ein Posten erwarten und Sie durch die Laufgräben dann zum Gefechtsstand hinführen. Eilen Sie ein bißchen, damit Sie nicht gerade in den Abendsegen geraten."

Unser Wagen hatte die Höhe der letzten größern Bodenwelle erreicht, die bisher den Anblick der Höhen von Moronvilliers noch verdeckte. Wie das Wellental zwischen zwei breiten Dünungswogen des Ozeans senkte sich das Gelände in weicher Schwingung vor uns hinab zur Niederung, in der das Suippes-Flüßchen von Osten nach Westen dahinmäandert. Das zarte Leuchten des ersten Frühlingsgrüns schimmerte über den Büschen der absteigenden Hänge. Jenseit der Niederung wölbte sich, in 10—12 Kilometer Luftentfernung, der Höhenzug in voller Größe und Klarheit empor! Landschaftliche Eindrücke werden durch Vergleichsverhältnisse bestimmt. Im Alpenvorland würde man Berge dieser Art überhaupt kaum sehen. Hier hat diese kleine Hügelkette, die zwischen Prosnes im Süden und Moronvilliers im Norden von Osten nach Westen dahinstreicht, wenn auch nur rund 10 Kilometer lang und in ihrer höchsten Erhebung über ihrer Umgebung noch nicht 200 Meter hoch, doch einen bedeutenden Charakter. Sie beherrscht rings den Ausdruck der Landschaft und zieht unwillkürlich die Blicke auf sich. Wirklich wie eine einheitliche Woge bäumt sie sich auf, mit breitem Rücken, auf dem die einzelnen Kuppen nur wenig hervortreten. Dort zur Linken, am Ostende, die erste flache Gipfelung ist der Pöhlberg, nach der Karte 227 Meter (über dem Meeresspiegel; über dem Suippes-Tal etwa 90 Meter weniger) hoch; die zweite der Keilberg (242 Meter). Dann kommt der Rücken der Bärenburg (252 Meter)

und dicht daran anschließend die höchste, schon so berühmt gewordene Kuppe, der Mont Haut oder Hochberg (257 Meter). Weiter westlich folgt der niedrigere Luginsland (221 Meter) und dann, getrennt durch den Hexensattel, der westlichste Eckpfeiler, der Mont Cornillet (223 Meter). Nicht sichtbar von hier aus ist der Fichtelberg (205 Meter), der jenseit des Hauptkammes, südlich vom Pöhlberg, liegt.

Auf der Bärenburg — anhalt-bernburgische Truppen hatten diesen romantischen Namen gegeben — bin ich schon einmal gewesen; im Herbst 1914. Damals bestand dort oben ein berühmtes Waldsanatorium für genesende Feldgraue, mit allerlei liebevollen Schmuckanlagen. Von den Blockhäusern am Steilrand der von der Bärenburg nach Nordwesten absteigenden Schlucht hatte man einen herrlichen Blick in die Landschaft. Was mag jetzt aus der ehemaligen Idylle geworden sein? Noch ziehen sich die dunkeln Schatten breiter Waldflecke oben über die Kuppen, aber das Glas lehrt, daß das kein Wald mehr wie ehedem ist; die starren, schwarzen Stümpfe mit den unordentlichen Lücken dazwischen verraten den fürchterlichen Zustand der Wälder in der unmittelbaren Kampfzone, über die hundertfach der Granatenhagel dahingebraust ist und sie mitleidslos zerschlagen, zerrissen, zerwühlt und verbrannt hat. Auch an einigen andern Stellen der Bergkette sind noch lose Waldflecke zu sehen, alle spärlich und unordentlich wie einzelne schüttere Haarstoppeln auf einem kahlen Schädel. Alles andere erscheint bloß und nackt. Nichts von einem grünen Frühlingsschimmer ist auf jenen Hängen zu gewahren; dürr, gelb, wüstenhaft sehen sie aus, als hätte der Gluthauch des Kriegs, der seit den letzten Wochen vom Südhang immer von neuem über den Kamm herüberzüngelt, endgültig alles Leben des Bodens dort getötet. Nur an einigen Stellen ist der Anblick noch furchtbarer; so vor allem an der Kuppe des Hochbergs. Da schimmert der Boden weiß! Das ist die weiße Champagnekreide, die unter der dünnen Grasnarbe lagert und die hier die dicht wie Regentropfen herniedergefallenen Granaten mit ihren Explosionen freigelegt haben. Zwischen jenen hart nebeneinander sich drängenden Granattrichtern, die als Gesamtheit so weißlich aussehen, verlaufen unsere Grabenlinien!

Ohne weiteres erkennt man, welch eine Bedeutung der sichere Besitz dieser Höhen für die Franzosen haben müßte. Denn weithin sichtbar

liegt für den Beobachter dort oben das gesamte nördlich daran anschließende Gelände, ausgebreitet wie eine Karte. Noch ist es ihnen nicht gelungen. Sie besitzen vollständig nur den Fichtelberg jenseit des Kammes; sonst liegen sie, soviel ich weiß, noch an den Südhängen der Kammhöhen. Genau kennt, bei der seltsamen Verzahnung der Linien in einem solchen Graben- und Löcherkrieg, die Gesamtlage wahrscheinlich niemand. Sollten einige ihrer Stellungen auf den Nordhang herüberreichen, so könnten es zweifellos nur vereinzelte und höchst gefährdete Vorsprünge sein. Aber sie haben es noch nicht aufgegeben, mehr zu bekommen. Eben während unser Wagen auf der Straße weiter dahinfegt, dem Fuß der Berge entgegen, wächst oben am Keilberg zwischen den dunkeln Waldstoppeln plötzlich ein schwarzbrauner Riesenbaum empor. Wie eine ungeheure Pinie breitet sein Wipfel sich langsam aus und schwebt über dem Wald, bis seine Umrisse sich lösen und das ganze Gebilde in der hellen Sonne zerschmilzt. Da, ein zweiter Baum, ein ungeheuerlicher, mißfarbener, phantastischer Pilz, von einem spukhaft raschen Wachstum! Dort ein dritter, dieser weiter links, tief schon an den Nordhängen hinab. Die Franzosen feuern aufs neue von jenseit des Kammes her auf unsere Stellungen, mit schwersten Kalibern. Jetzt schießt unweit der Schlucht der Bärenburg aus dem gelben Erdreich eine kolossale tiefschwarze Rauchsäule auf, wie wenn eine vulkanische Eruption die Bodendecke zerrisse. Mit schwerfällig rollenden Wülsten wächst sie turmhoch empor — eine 38-cm-Granate oder vielleicht eine jener Riesenwurfminen, die man Lufttorpedo getauft hat, explodiert dort. Oben am Hochberg steigt gelblicher Rauch auf; wahrscheinlich Staub, den Einschläge emporwirbeln. Und ganz rechts am Cornillet erhebt es sich blendend weiß, wie zarter sonnenbestrahlter Nebel; es sieht sehr schön aus und ist doch das Unheimlichste und Schauerlichste von allem, es ist Gas! Nichts Lebendes ist an den Hängen zu sehen, auch durch das Glas nicht; es ist wieder, als ob gespenstische Spukgebilde dort oben in einer wüsten Einsamkeit für sich ihre seltsamen Tänze aufführten. Und doch ist Leben dort, wir wissen es; zu Hunderten und Tausenden. Winziges menschliches Leben! In den Grabenspalten, in den Granatlöchern birgt es sich, und die furchtbaren Spukgestalten, die wir sehen, die suchen es, die stürzen sich darauf mit grausigem Gebrüll, um es

tausendmal wilder zu zerreißen, als Tiger vermögen: dumpf schütternd klingt der ferne Hall ihrer Stimmen herüber.

Weiter rollt unser Wagen südwärts, Kilometer um Kilometer. Die Berge bekommen allmählich etwas Hypnotisierendes, das den Blick nicht mehr losläßt und zwingt, immerfort zu ihnen hinüberzuschauen. Nun entzieht sie uns eine Weile Wald und Busch der Niederung, die wir erreicht haben. Wir durchfliegen Pont-Faverger, eine der verlassenen und zerschossenen Ortschaften an der quirlenden, von aufgelöster Champagnekreide milchigen Suippes. Dann sind sie wieder da; weiter entsteht und schwindet das spukhafte Gepilz auf ihrem Kamm und ihren Hängen, und sie selber wachsen immer höher vor uns auf und immer deutlicher, während wir weiter auf sie zufliegen.

Endlich nähern wir uns den Gegenden, wo die Franzosen von rechts herüber die Straße einsehen können, wenn sie Lichtungen überschreitet, und da gerade von dort die Sonne herscheint, so müssen sie ausgezeichnet sehen können. Wir lassen hier den Wagen im Schutze eines Wäldchens halten und tragen dem Fahrer auf, ihn in Deckung zu lassen und auf uns zu warten. Sollte hierher geschossen werden, so sollte er so weit wie nötig rückwärts fahren. Zu Fuß gehen wir weiter, um den Mann zu finden, der uns zum Gefechtsstand führen soll.

Die Wälder ringsum sind voll von unserer Artillerie, und von nah und fern hören wir das dumpfe und helle Gebell ihrer Abschüsse. Für den Neuling mag es vielleicht großartig klingen, wir empfinden, daß es zur Zeit nichts Außerordentliches hat; es ist ein vereinzeltes Feuer und kommt uns kaum zum Bewußtsein. — Plötzlich aber ein anderer Klang; tief, wild und mit einem reißenden Ton. Gar nicht weit zur Rechten. War das nicht ein schwerer Einschlag? Eben treten wir aus dem Wäldchen hinaus auf eine grasbedeckte Lichtung. Rechts von uns, etwa 200 Meter entfernt, wälzt sich eine dicke schwarzbraune Rauchwolke aus dem Grunde empor. Eine feindliche großkalibrige Granate ist dort niedergegangen. — Jetzt ein heranjagendes Heulen in den Lüften, in rasendem Krescendo — wir liegen instinktiv platt im Wegstaub; neben uns, erheblich näher als soeben, brüllt derselbe reißende Ton auf und wirbeln die schwarzbraunen Rauchballen vom Erdboden in die Luft: die zweite! Dann ist es still. Wir gehen weiter. Da, wieder das jähe

Heulen, ein wenig ferner diesmal: etwa 400 Meter zur Rechten gehen kurz hintereinander ein, zwei, drei Granaten derselben Art hernieder; ihre dicken Rauchklumpen liegen in einer Mulde, die die Lichtung dort bildet. Noch ein paar weitere folgen ungefähr an dieselbe Stelle. Aha, es scheint, als ob sie da in der Mulde eine Batterie von uns vermuten und sie suchen; und wir lachen, weil da keine ist.

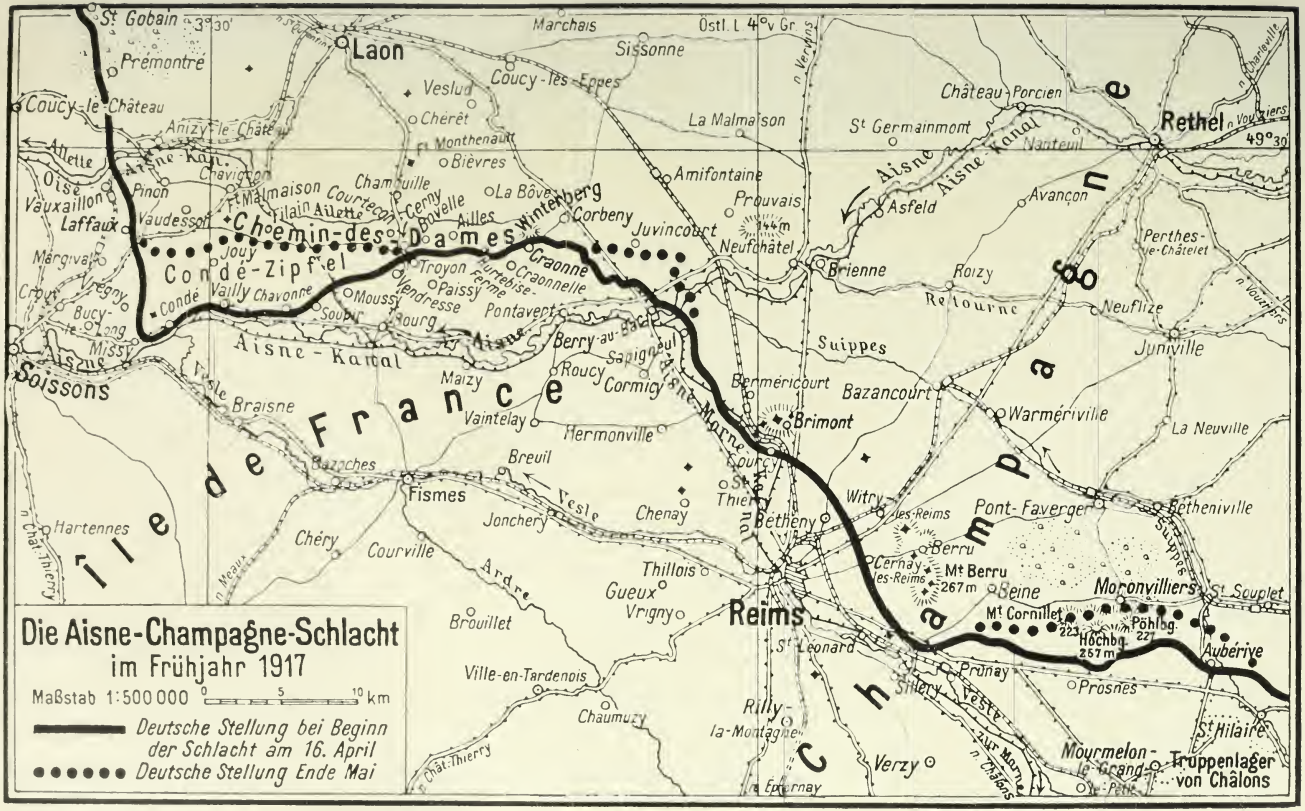
Nun haben wir die Lichtung überquert und erreichen den nächsten Waldstrich. Da heult es von neuem über den Wipfeln heran; ein ungleich wilderer Krach; hart rechts von uns, höchstens fünfzig Meter diesmal, hat eine Granate eingeschlagen; zwischen den Baumstämmen schwelt ihr mißfarbener Rauch. Menschen rennen schreiend durcheinander; zwei hinken blutend. Es wird ernsthaft. Jedenfalls scheint es geboten, sich möglichst nach links hinüber zu halten, links von der Straße schoß es bisher nicht. Wir biegen ab in die Kusseln hinein. Es ist eine Gegend, in die vordem auch schon oft hineingefeuert sein muß. Unter den Bäumen liegen hier und dort zerspellte Baracken, sichtlich lange verlassen; hier und dort ein Eingang in einen alten, verschütteten unbrauchbaren Unterstand, der viel früher einmal, in den Tagen der leichten Geschütze, ganz gut war, heute aber nicht mehr genügt. Es mag sein und ist sogar wahrscheinlich, daß es viel bessere Unterstände in diesem Walde gibt; aber wir kennen sie nicht. Niemand ist zu sehen. Was hier an Mannschaften liegen mag, ist nun in seine geheimen Schlupflöcher gekrochen. Kommt das Feuer des Gegners auch links über die Straße herüber, so bleibt uns nichts übrig, als daß jeder sich einen der alten Granattrichter, die zwischen den Stämmen liegen, aussucht und sich da hineinklemmt, um wenigstens vor den herumspritzenden Splittern der Einschläge sicher zu sein.

Der Feuerüberfall des Feindes hat aber jetzt unsere eigene in dem Walde versteckte Artillerie auf den Plan gerufen. Nun donnert und brüllt es rechts und links, und vor uns und hinter uns überall aus unsichtbaren Batterien, die dem Gegner ihre Erwiderung entgegenspeien. Tröstlich ist das für uns keineswegs, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß er seinerseits, wenn ihm drüben die Granaten dazwischenfahren, wieder unsere Batterien aufs Korn nehmen und sie zum Schweigen zu bringen suchen wird. Wir müssen deshalb jetzt ernstlich für Deckung sorgen. Mit zweifelndem Vertrauen sehen wir daraufhin die nur ziemlich kleinen und flachen Granattrichter an.

Endlich gewahren wir etwas weiter voraus einen kurzen, etwa einen Meter tief in den weißen Kreideboden geschürften Graben, der parallel zur feindlichen Front läuft. Das ist besser. Wenn das Feuer hierher kommt, kann man sich doch unter dem Rand auf den Boden legen. Wir klettern hinein, setzen uns vorläufig auf die Kante und warten nun mit einer größern Beruhigung die weitere Entwicklung der Dinge ab. Welch eine grandiose Musik ringsum! Von rechts her tönen noch immer in unregelmäßigen Zwischenräumen, bald näher, bald ferner, die schweren französischen Einschläge. Um uns herum tobt der Lärm der Abschüsse unserer eigenen Batterien aus allen möglichen Kalibern; jeder gefolgt von dem lang ausgedehnten, allmählich ersterbenden Heulen der über unsern Häuptern zum Gegner hinüberfliegenden Granaten. Wie Gertenhiebe einer wilden Jagd pfeift es über uns, es rasselt wie ein Bahnzug, der über eine Eisenbrücke fährt, es schlurft und saust und schüttert in nervenaufpeitschenden Klängen, die sich mit nichts anderm vergleichen lassen, die eben dieser Krieg gebiert. Die ganze helle Luft scheint erfüllt mit einem unsichtbaren Gewebe durcheinanderschießender bogenförmiger, tönender Strahlen. Es ist so phantastisch, so unirdisch, daß man sich erst klarmachen muß, es ist der Tod, der dort oben durch den mailich leuchtenden Äther fährt.

In geringer Entfernung hinter unserm Graben müssen eine oder mehrere Batterien unserer Feldgeschütze aufgestellt sein. Wir sehen sie nicht, aber ihre jähen, scharfen und hellen Abschüsse tönen ganz nahe, schneidend wie Messer. Was ihnen an Kraft gegenüber ihren schwerern Kameraden abgeht, suchen sie durch wilde Heftigkeit einzubringen; wie eine rasende Meute kläfft, so hallt unablässig ihr stoßweises Gebell; dahinter immer das Hui!... Hui!... ihrer über uns hinwegfliegenden Geschosse. Uns wird dadurch plötzlich klar, was für ein ausgesucht ungeeigneter Schlupfwinkel unser Graben ist! Denn wenn die Franzosen diese Batterie beschießen — wir liegen ausgerechnet unmittelbar vor ihr in der Schußlinie! Losgehen kann das jeden Augenblick. Es ist deshalb doch besser, hier schleunigst wegzugehen. Wir müssen doch sehen, daß wir einen richtigen Unterstand finden.

Endlich ein paar Leute, die über einen Grabenrand Ausguck halten. Wir rufen sie an. Sie wissen zum Glück sogar, wo der Regiments-Gefechtsstand selbst verborgen ist, zu dem wir hinwollten, und weisen




F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt in Leipzig

Das Kampfgeschwader Richthofens vor dem Abflug.

(S. 44.)

uns zurecht. Noch eine kurze Wanderung durch Busch und Wald, dann öffnet sich vor uns ein Einschlupf wie ein Fuchsloch im Boden: wir sind am Ziel.

## Im Gefechtsstand unter schwerem Feuer.

Wir saßen nun, ungefähr acht Meter unter der Erde, wenn nicht gerade eine 38er kam, wohlgeborgen. Der Unterstand war früher einmal von einer Pioniertruppe, die hier lag, mit allen Künsten als ein kleines Meisterstück angelegt. Sehr geschickt versteckt; mit mehreren Zugängen, so daß ruhig ein oder zwei verschüttet werden konnten; mit verschiedenen Kammern, für die diensttuenden Offiziere, für die Ordonnanzen, Telephonzelle und einem besondern geräumigen Mannschaftsunterstand, der noch einige Meter tiefer lag und allen, auch den dicksten, Kalibern gewachsen war. Die private Kammer des Regimentskommandeurs, in der wir mit dem Oberstleutnant von G. saßen, war aus dem prachtvollsten naturfarbenen gehobelten Eichenholz gefügt, so eisenhart, daß man keinen Nagel hätte einschlagen können. Sie war hoch genug, um bequem darin aufrecht zu stehen; Sitze waren in runden, verschalten Nischen eingelassen von der Form römischer Sessel. Im Hintergrunde die Bettstatt. Auf dem kleinen Eichentisch brannten in Flaschen zwei Kerzen, und die Gastlichkeit des Hausherrn labte uns nach unserer etwas heißen Wanderung hierher sogar mit einem kühlen Trunk.

Herr von G., der zur Zeit noch das Kommando hier führte — erst um 8 Uhr abends sollte er es seinem Nachfolger vom 130. Infanterieregiment übergeben — war der Typ eines feurigen, lebensvollen preußischen Offiziers, ganz erfüllt von der stolzen Tradition seines alten Regiments. Wir sprachen von den Taten der Grenadiere bei Soissons und am Douaumont; er fügte, mit Ausdrücken der Bewunderung und Liebe zu seinen unvergleichlichen „Kerls", in besonderer Betonung noch hinzu, was sie in der Somme-Schlacht am Delville-Wald geleistet hätten. „Vor dessen Front haben sich", sagte er, „ganze Hochländer-Regimenter verblutet, denn die Engländer versuchten mit allen Mitteln die wichtige Höhe zu gewinnen. Nach Nachrichten, die über die Schweiz zu uns gelangten, sollen nicht weniger als 18000 tote Engländer vor unsern Drahtverhauen gelegen haben. Am grimmigsten war es am 27. Juli vorigen Jahrs. Da

war die Truppe vom Dorf Longueval aus bereits umgangen und im Rücken gefaßt; mit zähestem Siegeswillen hielt sie aber stand und warf in schneidigem Gegenstoß den Feind aus dem Dorfe wieder hinaus." Später war das Regiment noch mehrfach in schwieriger Lage vor Verdun eingesetzt worden und dann hierher gekommen, wo es wieder eine der wichtigsten Stellungen zu verteidigen galt.

Vor uns lag eine Geländekarte, und Herr von G. gab uns nun an ihrer Hand die Schilderung des Gefechts vom 30. April d. J. um den Hochberg, um derentwillen wir gekommen waren. Er gab sie nicht nur mit ungemeiner Klarheit, sondern, im nochmaligen Nacherleben dieser für ihn selbst und seine unvergleichliche Truppe so bedeutungsvollen Ereignisse, mit einer so lebendigen Wärme, daß ich es lebhaft beklage, wie wenig ich von dieser nur wiedergeben kann.

Nachdem der 17. April, der erste Großkampftag der Offensive, so erzählte er, an dem die Franzosen gehofft hatten das ganze Bergmassiv von Moronvilliers zu erobern, sie nur bis an den Kamm herangeführt hatte, ohne ihnen die gewünschten Beobachtungspunkte auf der Höhe zu verschaffen, bereiteten sie mit größter Energie einen neuen Angriff vor; vor allem durch ungeheure Artilleriebeschießung unserer Stellungen am Kamm und auf den Nordhängen und durch den Versuch einer Niederkämpfung unserer eigenen das Feuer lebhaft erwidernden Artillerie. In den letzten Tagen des April steigerte sich das beiderseitige Feuer zu einem Artilleriekampf schwerster Art, dessen Wirkungen namentlich auf dem Hochberg, der Bärenburg und dem Keilberg lagen. Sie begannen auch schon systematisch unsere Gräben zu vergasen.

Am Morgen des 30. April wuchs das Feuer der Franzosen zu solch einer Höhe empor, daß ein Angriff offenbar zu erwarten war. Stundenlang hüllten sie unsere Gräben in Wolken giftiger Gase ein. Unsere Artillerie blieb aber die Antwort nicht schuldig. Sie schleuderte solche Massen von Geschossen hinüber, daß der wahrscheinlich schon für vormittag angesetzte Angriff lange nicht in Gang kam. Erst um 2 Uhr nachmittags brach er los, mit gewaltigen Kräften. Nicht weniger als sechs Divisionen rannten gegen unsere Höhenstellungen von Mont Cornillet bis zum Pöhlberg an. Da die beiderseitigen Gräben teilweise nur wenige Dutzende von Metern auseinanderlagen und die Gegner sehr geschickt

hinter einer sich vorschiebenden Feuerwand plötzlich vorstießen, so war es gar nicht zu vermeiden, daß sie hier und dort über den Kamm herüberkamen. In der Nähe unseres Gefechtsstandes befinde sich ein Baumbeobachtungsstand, von dem aus man einen ausgezeichneten Überblick über die hier nur noch ein paar Kilometer entfernte Bergkette habe. Dramatisch schilderte der Kommandeur, wie ihm zumute gewesen sei, als er von dort aus oben am Hochberg plötzlich ganz deutlich die Franzosen, unter der Feuerwolke hervor, in Massen über den Hügelrand kommen und den Hang abwärts stürmen sah. Unmittelbar darauf traf bei ihm von den vordersten Gräben die Meldung ein, daß der Feind in unsere Gräben eingedrungen sei. Er sah auch durchs Glas, wie die kleinen hellblauen Gestalten der Franzosen dort oben in den fast ausgeebneten Gräben und den Granatlöchern, ihrer Art entsprechend, sich sofort mit größter Emsigkeit eingruben, während andere Massen von oben nachdrängten und an ihnen vorüber weiter abwärts stürmten. Zur Linken auf der Bärenburg war nichts zu gewahren als eine einzige ungeheure schwarze Rauchwolke, die alles bedeckte und, was sich dort zutragen mußte, verbarg. Rascheste Entscheidung war geboten. Die Befehle zum Gegenstoß flogen hinaus. Zunächst an die Bereitschaftstruppen nördlich vom Hochberg.

Als der Feind die Absicht gemerkt hatte, legte er ein wahnsinniges Sperrfeuer an den Fuß des Hochbergs und auf seine untern Hänge. Dennoch sah man die wackern Truppen unaufgehalten den abschüssigen Hang aufwärtsklettern. Gleichzeitig aber stießen stärkere deutsche Abteilungen von rechts her, aus der Gegend des Luginsland, wo unsere Linien fest gehalten hatten, dem Feind in die Flanke. Binnen kurzem waren sie in den uns entrissenen Gräben und in wildem Handgemenge mit den starken feindlichen Kräften, die sich dort festgesetzt hatten. Von links, aus den Rauchwolken an der Bärenburg, kam die Nachricht, daß dort der Feind ebenfalls eingedrungen war, aber nur in kleinerm Umfange und bald wieder zurückgeworfen wurde; in den entscheidenden Minuten hatte der Bataillonsstab selbst, der dort befehligte, samt seinen Ordonnanzen sich mit Gewehren und Handgranaten auf den Gegner mit gestürzt, und sie hatten ihn so zurückgetrieben, daß zur Zeit dort keine Gefahr mehr bestand. Unverzüglich gab Oberstleutnant von G. auf diese

Nachricht den Befehl dorthin, mit den verfügbaren Truppen sofort auch von links her in den Kampf am Hochberg einzugreifen; und ohne zu zögern, eilten auch diese, aus ihrer Wolke hervor, an den Kamm heran und fielen den Franzosen in die andere Flanke. Unser Sperrfeuervorhang hielt feindliche Verstärkungen von jenseit der Höhen vollständig ab, und so gelang es, die Franzosen trotz ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit zu überwältigen, aus unsern Gräben wieder herauszudrängen und schließlich, was von ihnen noch lebte, wieder über den Raum zurück auf die Südseite des Hochbergs zu werfen. Um 5 Uhr war alles beendigt. Die ganze Höhenlinie war wieder in unserer Hand. Auf der Kuppe des Hochbergs selbst hatten wir wieder unsere Posten, nicht die Franzosen. Einzig am Keilberg war noch ein Franzosennest geblieben, aber isoliert und in Belagerungszustand. Hart und blutig war der Kampf gewesen, aber ein neues herrliches Ruhmesblatt in der Geschichte der Grenadiere! —

Soweit die Erzählung von den Ereignissen des 30. April. An der Lebendigkeit ihres Eindrucks fehlte für uns nur eines; nämlich daß wir statt hier unter der Erde zu sitzen sie an demselben, nur wenige Minuten entfernten Beobachtungsstand gehört hätten, wo die geschilderten Gegenden sichtbar vor uns lagen. Das war aber leider zur Zeit ausgeschlossen. Wir hatten den Unterstand des Regimentskommandos wirklich noch gerade zur rechten Zeit erreicht. Die feindliche Artillerietätigkeit, deren Anfänge ich im vorigen Abschnitt schilderte, hatte sich rasch immer mehr gesteigert und über die gesamte Gegend ausgedehnt. Draußen konnte man nicht mehr bleiben. Schweres Feuer lag rings über dem Walde. Alle Mannschaft war in die Unterstände hineingezogen; auch in den unsrigen. Der Beobachtungsoffizier auf dem zwar wohlversteckten, aber natürlich nicht gesicherten Baum-Beobachtungsstand, mit dem wir hier unten telephonisch verbunden waren, mußte ja ausharren; das war seine soldatische Pflicht und er gab dem auch bei den Anfragen mit trockenem Humor seinen unbekümmerten Ausdruck; der Kommandeur aber, an dem in gefährlichen Augenblicken alles hing, hätte nicht ohne zwingenden Grund während des Geschoßhagels sich dort aufhalten dürfen. Übrigens, selbst wenn wir persönlich es gewagt hätten, dorthin zu gehen und hinüberzuschauen, so hätte das doch zur Zeit gar keinen Sinn gehabt. Denn der Beobachter meldete, die ganze Bergkette, die augenscheinlich schwer

beschossen werde, sei seit der letzten Viertelstunde in einen derartigen Qualm von Rauch und Staub gehüllt, daß nicht das geringste zu sehen sei. Und das nahm von Viertelstunde zu Viertelstunde zu.

Ebenso wuchs das Feuer auf unsere Umgebung fortdauernd an Heftigkeit. Der Kommandeur lächelte: „Ich kann Ihnen ja wirklich etwas bieten. Ich möchte glauben, mitten in einer so schweren Beschießung, wie wir sie jetzt draußen haben, sind Sie doch noch nicht gewesen." Unser Unterstand war tief genug, um das Krachen der Abschüsse unserer eigenen Batterien im Walde fast völlig abzudämpfen; was wir aber in unheimlicher Stärke hörten, waren die durch den Boden vermittelten Aufschläge und Explosionen der herniedersausenden großen Granaten des Feindes. Oder eigentlich mehr fühlten als hörten. Es war wie ein unablässiges, in Zwischenräumen von wenigen Sekunden folgendes schweres, dumpfes Rammen über unserm Haupt, bald näher, bald ferner, das durch die Erschütterung des Bodens die Eichentäfelung hinter unserm Rücken leise vibrieren und die Flammen der beiden Kerzen auf dem Tisch jedesmal zusammenzucken ließ. Ein sonderbares Gefühl, daran zu denken, daß jetzt da oben sich der schwarze Qualm allenthalben durch die Wipfel wälzte, daß die Splitter der zerkrachenden Stahlgeschosse überall flirrend durch die Fichtenäste sprühten und sie in Fetzen herunterschlugen, daß immer neue Riesengeschosse unsichtbar von drüben mit jenem jähen, wilden Heulen heransausten, sich wie mit wütenden Stoßzähnen in den Boden einwühlten und ihn mit rasendem Gebrüll aufrissen, um die Menschen zu suchen, die darunter sich verborgen hatten.

Aus der Heftigkeit und der Dauer der Kanonade wurde es allmählich klar, daß es sich um Außergewöhnliches handelte. Der Kommandeur wurde aus seiner Kammer herausgebeten in den Kartenraum. Nach einer Weile kam er wieder herein:

„Es wird ernsthaft, meine Herren. Wir erhalten soeben die Nachricht, daß der Feind an den Höhen mit großer Wucht angreift. Es scheint, daß er westlich vom Luginsland bereits in breiter Welle unter dem Schutz des Qualms herübergekommen und schon in unsern ersten Gräben dort ist. Es ist schwer, ein klares Bild zu bekommen, weil man nichts sieht und weil das kolossale Feuer der Franzosen, das auf den Berghängen liegt, die Leitungen zum Teil zerrissen hat. Aber wir

haben andere Mittel, die uns die Verbindung aufrechterhalten. Welchen Umfang die Sache annehmen kann, läßt sich noch nicht übersehen; es ist aber gut, sich auf alles vorzubereiten." Und nun entwickelte sich in unserer Gegenwart das volle Bild einer Gefechtsleitung inmitten eines schweren Angriffs. Der Kommandeur war bald bei uns in seinem Privatraum und sprach von hier aus unmittelbar mit dem Beobachterposten oder mit den Offizieren im Karten- und Telephonraum. Er gab Winke und Weisungen, kurz, in vollkommener Nervenruhe. Oder er ging hinaus und kam nach einiger Zeit wieder, um uns zu sagen, wie es stünde. Es machte ihm sichtlich selbst Freude, daß er einmal ein paar Zivilisten zu unmittelbaren Zeugen eines solchen Vorgangs hatte, die der Heimat davon erzählen konnten. Ordonnanzoffiziere wurden dahin und dorthin gesandt, um Erkundungen zu machen oder Befehle zu überbringen. Andere Offiziere kamen von draußen, staubbedeckt, zum Teil atemlos vom eiligen Lauf, gaben kurze Nachrichten oder brachten geschriebene Meldungen.

Allmählich merkten wir wohl, wie eine wachsende Erregung sich auch diesem eisernen Manne mitteilte; äußerlich blieb er beherrscht und scherzend, innerlich, das fühlte man mehr und mehr, glühte er im Feuer zunehmender Spannung.

„Ich habe Verbindung mit ganz vorn", sagte er. „Es sind sehr schwere Kämpfe im Gange. Unsere Leute halten sich herrlich. Wir werden in ein paar Minuten einen ersten Gegenstoß ansetzen. Unsere Artillerie ist angewiesen, Sperr- und Vernichtungsfeuer auf den Gegner zu werfen, bis an die Grenzen der Leistungsfähigkeit."

Jetzt klang der Donner unserer eigenen Artillerie auch bis in unsere Höhle hinab und mischte sich mit den dumpfen, schütternden Rammstößen der feindlichen Einschläge über uns. Wir saßen und schauten in die jedesmal erzuckenden Kerzenflämmchen und dachten mit tiefem Ernst an die Männer, die drüben am Berghang in ihren offenen Gräben unter dem Granatenorkan lagen, mit Maschinengewehr und Handgranaten oder mit der blanken Waffe in fürchterlichem Ringen um jeden Fußbreit des dürren Champagnebodens kämpften.

Plötzlich ertönte der Ruf: „Gasbereitschaft!" durch die Gänge unseres Unterstandes; erst fern, dann näher; endlich gab ihn eine

Ordonnanz auch durch die Tür in unsern Raum. Gleich darauf kam der Kommandeur wieder einmal herein und sagte: „Ja, meine Herren, Sie erleben etwas mit! Hoffentlich geht es gut aus. Es ist nicht anzunehmen, daß die Gegner bis hierher durchkommen; die Zwischenstellung, die noch davor liegt, ist besetzt. Aber wissen kann man es nicht. Wir haben unsern Unterstand alarmiert. Im Notfall kriegen Sie auch ein paar Handgranaten." Dann sagte er zu mir:

„Wollen Sie mal selbst mit dem Beobachter auf dem Baum sprechen?"

Er nannte durch das Telephon dem Offizier meinen Namen und gab mir dann das Hörrohr. Ich fragte zunächst, wie es dem Beobachter selber dort ginge. — O, bis jetzt ganz gut; nur ein ganz dicker Brummer sei vor ein paar Minuten wenige Meter von ihm eingeschlagen. Zum Glück ein Blindgänger, sonst säße er wohl nicht mehr da. — Wie es drüben am Berge aussähe? — Es sei alles noch immer in schwersten Qualm gehüllt, der Gegner schösse ganz kolossal auf die diesseitigen Gehänge; aber auch unser Feuer schiene sehr gut zu liegen. — Und die feindliche Kanonade auf das Hintergelände? — Die ginge weiter und hätte auch hier ringsherum schon alles in dichten Staub gehüllt. — Ich glaubte nicht das Recht zu haben, das Gespräch über eine Minute auszudehnen und schloß mit meinem Dank und meinen aufrichtigsten Wünschen für ihn selbst; und ich brauche nicht zu sagen, daß mein ganzes Herz davon voll war. Nein, es war weit mehr als das, wenn ich an den Mann dachte, mit dem ich soeben gesprochen hatte, und an die andern alle, die noch weiter vorn weilten. Es war ein Gefühl wie von Scham, daß ich nichts anderes tun, mit nichts anderm nützen konnte, als im besten Falle nachher sagen, was jene für unser Vaterland getan.

Aber das will ich wenigstens tun. Was für ein schier unfaßbares Heldentum, dieses Ausharren unserer Kämpfer inmitten eines solchen Feuers! Und sie harren nicht nur aus, ohne verrückt zu werden, halb verschüttet, halb taub von dem Gebrüll der Explosionen, aufgelöst in scheinbar zusammenhanglose kleine Häufchen in dem granatenzerrissenen Gelände, sondern in dem Augenblick, wo der Feind wirklich ankommt und denkt, alles muß tot oder wahnsinnig sein, sind sie alle auf dem Posten, sind sie im

Besitz all ihrer Nerven, all ihrer Kampfkraft; sie stürzen ihm entgegen mit der Handgranate und dem Bajonett; aus der Erde tauchen, unfaßbar für den Gegner woher, Maschinengewehre auf und sprühen mit tödlicher Sicherheit ihren Vernichtungsstrahl; unfaßbar wie, ist die Verbindung zwischen ihnen da, sie halten zusammen, sie folgen dem Führer zum Gegenstoß. Es gibt keine Worte, um dem Ungeheuern dieser Leistungen gerecht zu werden.

Wieder hatten wir in unserm unterirdischen Raume eine Weile uns überlassen gesessen; es war etwas nach 9 Uhr, als das Telephon anrief. Ich nahm den Hörer und sagte: „Der Herr Oberstleutnant ist augenblicklich nicht hier." Zur Antwort aber erklang Herrn von G.s eigene Stimme:

„Ich bin an der Strippe und suche Sie selbst. Hören Sie, was wir zur Stunde als dienstlichen Gefechtsbericht an die Division geben können: Zentrum der Kämpfe am Luginsland. Unser Sperrfeuer liegt normal; es scheint zur Zeit, daß die Kämpfe lokalisiert sind. Unser Gegenstoß ist gut im Gange. Das wollte ich Ihnen doch mitteilen. Hie guet Brandenburg allewege!"

Herrlich! Dies und noch mehr die prächtige, lachende Stimme sagte uns, daß augenscheinlich der Überraschungsstoß der Franzosen aufgefangen und damit die schwerste Gefahr vorüber war.

Es war uns aufgefallen, daß seit einiger Zeit das dumpfe Dröhnen der feindlichen Granateinschläge über uns wesentlich ferner und schwächer geworden war. Nach kurzer Zeit kam Herr von G. wieder zu uns herein: „Wollen Sie jetzt mal nach oben kommen? Man kann hinausgehen, der Feind hat die Feuersperre weiter rückwärts verlegt." Wir schlüpften durch die langen, dunkeln Gänge und dann die steile, enge Treppe hinauf, in deren Schacht von oben ein blasser Luftschimmer herabfiel. Mehrere Stunden hatten wir da unten beim Schein unserer beiden Kerzen geweilt und ganz vergessen, daß draußen noch immer Tag war. Denn unsere Uhren gehen ja hier der Sonnenzeit um fast zwei Stunden voraus. Es war eine wunderliche Empfindung, nach der künstlichen Nacht noch einmal wieder in Tageshelle zu stehen. Zumal deren Aussehen doch höchst seltsam war. Das schon matte Licht wurde

noch gedämpft durch einen dichten gelblich weißen, merkwürdig trockenen Dunst, der den ganzen Wald ringsum erfüllte wie ein Novembernebel, so daß der Blick nur auf wenige Dutzend Meter zwischen den Stämmen in die Ferne drang. Hoch hinauf reichte die Nebelschicht nicht, gegen den Himmel zu war sie dünn, und hier und dort schimmerte ein Stück blasses Blau hindurch. Dieser Nebel war nichts anderes als die riesigen Staubmassen, die die über den Wald herniederhagelnden französischen Granaten emporgewirbelt hatten. In ihm bewegte es sich überall von feldgrauen Gestalten. Aus allen Schlupflöchern waren die Soldaten wieder hervorgekommen; sie standen, die Pfeifen im Munde, die Hände in den Hosentaschen und lachten. Unter den Bäumen zog es heran und verschwand im Dunst: Trupps, die nach vorn gingen oder von dort kamen, Offiziere, Befehlsordonnanzen u. a. m.; ein wimmelndes Leben erfüllte plötzlich wieder den Wald, als ob gar nichts gewesen wäre.

Und doch war in Wahrheit noch gar nicht viel geändert. Diese Ruhe im Sturm war nur wie die plötzliche Windstille, die das Schiff im Zentrum des Zyklons genießt, während ringsum der Aufruhr der Elemente weiter wütet. Das Sperrfeuer des Feindes, das vorher auf unserm Wald gelegen hatte, war zur Zeit nur noch ein bis zwei Kilometer ins Hinterland verschoben worden; dort hörte man es weiter donnern und krachen. Ein bis zwei Kilometer vorwärts, am Fuß der Berge, tobte und brüllte es ebenso nach wie vor. Wir lagen also zwischen zwei Feuergürteln, die sich auch jeden Augenblick wieder anders verschieben konnten. Ihr durch die Ferne zusammengefaßtes Gewittern klang wie der schwere, dunkle Donner eines großen Wasserfalls. Und dazu raste nun rings um uns selbst her das Feuer unserer eigenen Artillerie, die, noch immer bis zur äußersten Grenze der Leistungsfähigkeit angespannt, aus ihren Rohren herausspie, was nur arbeitende Hände an Munition in ihre Schlünde hineinstopfen konnten. Man sah nichts von ihr, Wald und Staubnebel verhüllten die Batterien. Aber nach dem grandiosen Getöse mußten sie in ungeheuern Mengen nah und fern verborgen sein. Es gibt keine Worte, um dieses Toben, dies Chaos der Abschüsse und der dahinfegenden Geschosse zu schildern; dies wüste Krachen, Bellen, Heulen, Reißen, Fauchen, Singen und Zischen. Nie, trotz allem, was ich schon

vorher daran in diesem Krieg erlebt, bin ich in einer solchen Hölle gewesen. Die ganze Luft war Schall geworden. Es war, als stände man unter einer ungeheuern Wölbung, deren Fundamente aus dem Donner der Abschüsse und Explosionen, deren Dach aus den Bogen der über unsern Häuptern dahinheulenden Granaten gebildet war. — Und zuletzt doch wieder das sonderbare Gefühl, als ob die Sache uns ernsthaft eigentlich gar nichts anginge; als ob sie nur ein Traum, ein Schauspiel sei! Binnen kurzem — so sonderbar das klingen mag — hörte man den Lärm kaum noch, achtete wenigstens nicht mehr auf seine Einzelheiten und lachte und scherzte mit den andern.

Herr von G. machte uns in dieser Zwischenpause mit seinem ebenfalls nach oben gekommenen Nachfolger* und dessen Offizieren bekannt. Auch dieser, mit seinem Stabe, war in der heitersten, zuversichtlichsten Stimmung und fand, daß die Sache famos ginge. Unter den Mannschaften, die mit in unserm Unterstand gewesen waren, war ein prächtiger junger Gefreiter, 1,85 Meter hoch, kräftig gewachsen, der in seinem ritterlichen Stahlhelm wie ein Recke aus einem Heldenbuch aussah. „Ach, da muß ich Ihnen doch unsern Kleinsten von der Kompagnie vorstellen", lachte Herr von G., indem er ihm auf die Schulter klopfte. „Da sehen Sie, was wir für Kerle sind." — „Donnerwetter," sagte ich, „na, hoffentlich wächst er noch" und schüttelte dem halb verlegen, halb vergnügt Schmunzelnden die Hand. — Ein Mann ging mit einem langen, verhüllten Gegenstand durch die Büsche. „Das ist eines von unsern neuen Maschinengewehren. Haben Sie die schon gesehen?" Der Mann wurde herbeigerufen, enthüllte die Waffe und erklärte ihre Handhabung. Dann verbarg er sie wieder und wanderte weiter, nach vorn.

In diesem Augenblick ertönte plötzlich der Ruf: „Flieger in Sicht!" — „'rein in die Unterstände!" klang das Kommando. Im Nu war

* Auf Bitte des Kommandeurs des 130. Infanterieregiments selbst hatte Oberstleutnant von G., als bester Kenner der Lage, das Kommando auch noch nach 8 Uhr beibehalten. Er hat es erst um 11 Uhr abends abgegeben, nach Abschluß des schweren Kampfes, als alles in Ordnung war, als vom Cornillet bis zum Keilberg in unsern alten Stellungen die weißen Leuchtzeichen aufstiegen und die Franzosen hinausgeworfen waren. Dann erst hat er, wie er mir selbst später schrieb, mit seinem Adjutanten, Freiherrn von Lützow, auch den ersten Bissen an diesem Tage gegessen.

alles wieder verschwunden wie die Murmeltiere, wenn der Gefahrpfiff ertönt.

Noch einmal saßen wir somit in unserm Gemach unter der Erde. Endlich schien das Feuer draußen allmählich doch nachzulassen; die feindlichen Aufschläge hörte man nicht mehr.

„Wenn die Herren jetzt den Rückweg wagen wollen," erklärte nach einiger Zeit Oberstleutnant von G., „so glaube ich nach meiner Kenntnis der Dinge die Verantwortung dafür augenblicklich übernehmen zu können. Wollen Sie lieber hierbleiben, so sollen Sie uns willkommen sein. Hier sind Sie jedenfalls sicher und Unterkunft ist da. Was zu essen kriegen Sie auch."

Wir dankten nach kurzer Überlegung; das Gefecht an den Höhen schien in der Hauptsache zu Ende zu sein, und wir hatten kein Recht, hier noch länger Zeit und Raum der Herren in Anspruch zu nehmen und ihnen auch noch ihre Vorräte zu vermindern. So nahmen wir denn dankbar an, daß uns ein wegkundiger Mann bis zu der Straße zurückführte, auf der unser Auto zurückgeblieben war, und verabschiedeten uns, mit Empfindungen und Wünschen, die sich der Leser nach dem Erlebten selbst sagen kann.

## Eine Frühlingsnacht in der Champagne.

Die Straße war binnen kurzem erreicht; der Führer kehrte zurück, allein wieder, wanderten wir nordwärts.

Es war jetzt gegen 10 Uhr geworden.* Die Dämmerung sank nun doch schon hernieder. Die zerstreuten Fichten hoben sich als undeutliche Schatten aus dem weißlichen Staubdunst, den der aufgegangene Mond von oben her wunderlich zu durchleuchten begann. Spukhaft wie ein Gespensterwald stand das Gehölz um uns her. Aus ihm donnerte und brüllte noch immer die Kanonade unserer Artillerie. Mit dem Schwinden des Tageslichts wurden auch die Mündungsfeuer der Abschüsse sichtbar. Überall, nah und fern, zuckten aus den geheimnisvollen Schatten die jähen Blitze der verborgenen Batterien auf, gefolgt

* Offizielle deutsche Sommerzeit, die hier bei Reims nahezu $1^3/_4$ Stunden der Ortszeit vorauseilt.

von dem wilden Krach der Abschüsse. Ja, es war keine Frage, daß das Getöse sogar wieder rasch zunahm. Ein neuer rasender Zornanfall schien sich der rings im Dickicht lagernden Ungeheuer bemächtigt zu haben. Wieder spien die Rohre in atemlosen Rhythmus donnernd und heulend den unsichtbaren Tod in die Lüfte. Es war phantastisch, es war grausig, durch diesen Wald zu gehen. Zuweilen gellte es dicht neben uns so scharf und grell und mächtig, daß man trotz aller Gewöhnung zusammenfuhr; der Schein eines langen Feuerstrahls blendete durch die nahen Wipfel und zeichnete einen Augenblick ihr dürres Gezweig. Zuweilen wurde weiter ab irgendeine lange dunkle Baumwand, die schweigend hinter einer Lichtung gelegen hatte, plötzlich lebendig, und eine ganze Reihe von scharfen Blitzen zuckte an ihr entlang.

Menschliches Leben war nirgendwo um uns zu unterscheiden; aber es war sicher überall da und stand tätig inmitten dieses Höllentanzes. Über dem Walde erhob sich hier und dort aus dem quirlenden Staubnebel ein Bündel greller, rötlich gelber oder weißer Lichtbälle in die Lüfte und fiel in einer Feuergarbe wieder herunter. Leuchtkugeln. Unbekannt für uns, was sie bedeuteten; vielleicht Beantwortungen von Signalen, die von vorne kamen, oder die Weitergabe solcher nach hinten.

Ich wandte auf einer Lichtung meinen Blick nach Süden. Die Sicht war hier frei bis zu den Bergen hinüber. In fahlen, undeutlichen, vom Nebel und Mondlicht verwischten Umrissen dehnte sich die Talung, und darüber erhob sich etwas wie eine Bergwand oder besser wie ein noch formloses Urgebilde einer Bergkette, die soeben aus einem brauenden Chaos Gestalt gewinnen will. Zur Rechten lohte an ihr eine breite düstere Brandglut. Ein schauerlicher Anblick! Das war die Gegend des Kampfes. Welch ein fürchterliches Feuer mußte das sein, das durch den dicken Dunst bis hierher herüber leuchtete. Vielleicht ein Munitionslager, das in Flammen geschossen war. Was sollte sonst auf dem kahlen Gefilde so brennen?

Weiter gingen wir durch den brüllenden nächtlichen Wald. Wenn jetzt auch das feindliche Feuer sich, in Erwiderung des unsrigen, noch einmal wieder hierher lenkte, dann waren wir in dieser Finsternis jedenfalls noch sehr viel böser daran als heute nachmittag.

Endlich aber schien es, daß wir die Zone der Batterien durchschritten hatten; hinter uns lag das Donnern und Krachen und verwuchs, je weiter wir uns entfernten, mehr und mehr mit dem allgemeinen Getöse der Artillerieschlacht. Wir hatten die Stelle auch schon wieder erkannt, wo wir unser Auto verlassen hatten; wunderten uns natürlich nicht, daß es dort nicht mehr stand, nahmen aber an, daß wir es eine kürzere oder längere Strecke weiter hinten finden würden. Doch wir gingen Viertelstunde um Viertelstunde vorwärts, ohne es zu sehen. Schließlich sagte uns ein Trupp entgegenmarschierender Soldaten, daß sie ihm vor einiger Zeit auf der Fahrt nordwärts begegnet seien. Der Chauffeur war augenscheinlich, als die Dunkelheit hereinbrach und er wohl annahm, daß wir einen dauernden Unterschlupf für die Nacht aufgesucht hätten, endgültig davongefahren.

Das war nun eine recht unbequeme Geschichte; denn um zu Fuß unser Quartier zu erreichen, hätten wir die ganze Nacht hindurch wandern müssen. Zum Glück war die Mainacht ungewöhnlich mild, und so entbehrten wir wenigstens zur Zeit unsere Mäntel und Decken nicht, die im Wagen geblieben waren. Um so mehr aber unsern Mundvorrat, der ebenfalls mit davongefahren war, und wir hatten seit Mittag nicht einen Bissen gegessen. Zunächst aber war nichts anderes zu tun, als weiterzugehen. Wir wußten, daß wir auf dem Wege nach Pont Faverger, einem der verlassenen Flecken im Norden unserer Stellungen, kämen. Es war nicht geheuer in ihnen zur Nacht, denn seit Wochen wurde, das wußten wir, nachts regelmäßig von den Franzosen hineingeschossen. Wir hofften aber dort doch mit Hilfe eines Postens irgendeine telephonische Verbindung zu ermitteln, um uns einen Wagen entgegenschicken lassen zu können.

Die Landstraße lief jetzt durch eine offene Gegend dahin und war ganz einsam. In dem blassen Mondglanz schien nur sie selbst zu existieren. Rechts und links schwebte ein gestaltloses Dämmer, vor uns lief in ewiger Gleichmäßigkeit die Doppelreihe der Chausseebäume hin, aus dem bleichen Nichts vor uns unablässig langsam hervorwachsend, hinter uns wieder in ebensolchem Nichts versinkend. Es war, als gingen wir in einem seltsamen Schattenreich. Die Zeit dehnte sich endlos, wie der Raum. Schwere Gedanken senkten sich auf die Seele. Diese

öde nächtliche Straße erschien wie ein Symbol des Lebens, das bedrückend aus Rätseln in Rätsel führt oder ins graue Nichts. — Endlich erhebt sich vor uns in der Ferne ein Etwas: weißlich, still, geisterhaft, als schwebte es langsam heran. Pont Faverger, das wir suchen. Aber welch ein seltsames und schreckliches Gebilde ist dieser Ort in der Nacht! Er ist vollkommen leer und tot. Nein, mehr als tot in diesem blassen Mondlicht; es ist wie das Gespenst einer Wohnstätte. Unser Schritt hallt in den einsamen Straßen des ehedem stattlichen Fleckens. Wie leere Augenhöhlen starren die Fenster; große Granatenlöcher zerreißen die Mauern wie scheußliche Wunden; eingestürzte Giebel öffnen wüste Räume, in denen das Mondlicht in Streifen, wie weiße Laken, liegt. Unwirklich, wie ein Gebild aus Nebel oder Schnee, steigen die Ruinen der großen Kirche empor; ein Berg von Schutt bezeichnet die Stelle des Turmes. Und keine Menschenseele zu sehen, kein Schimmer eines lebendigen Lichts dringt aus einem Ladenspalt, kein einsamer Wachtposten steht an einer Wegekreuzung. Wir haben bald in den Straßen die Richtung verloren und wissen nicht, wohin wir uns wenden sollen, wenn wir uns doch zur Fortsetzung unserer nächtlichen Wanderung entschließen müssen.

Da bewegt es sich im Torweg eines unscheinbaren Hauses, vor dem wir gerade stehen; ein Soldat tritt heraus in den Mondschein und mißtrauisch auf die seltsamen Wanderer zu. Ein paar Worte der Erklärung und die Frage, wo wir wohl am nächsten zu einer Feldtelephonstelle kämen.

„Die Herren sind gerade davor. Sie ist hier in diesem Hause."

Welch guter Zufall! Wir steigen eine kurze Treppe abwärts und sehen uns in einem mäßig geräumigen Keller, dessen Decke in der hier üblichen Weise unordentlich aus Kreidehausteinen gewölbt ist. An den Wänden ein paar hölzerne Schlafgestelle mit Matratzen, auf denen einige Leute schlummern; an einem Tisch, den eine Karbidlampe beleuchtet, vor einem Fernsprechapparat ein uniformierter Telephonist. Er wie die andern — so wie es alle sind im Felde — freundlich und hilfsbereit. „Ich will sehen, was ich tun kann, meine Herren, um Anschluß zum Generalkommando zu bekommen," sagte er, „aber ich habe wenig Hoffnung; die Drähte sind durch den Verkehr mit vorn außerordentlich

überlastet." Und nun versucht der Unglücksmann immer von neuem, auf diesem und jenem Verbindungswege, das G. K. zu kriegen. Er schimpft, er bittet; manchmal sind wir auch schon durch bis zu dem Ort, wo es zur Zeit liegt; aber wie die Seifenblase des Glücks in dem Augenblick zerplatzt, wo man danach greift, so ist die Verbindung jedesmal wieder aufgelöst, ehe wir etwas sagen können. Schließlich geben wir den hoffnungslosen Kampf auf und einer von uns bietet dem gefälligen Manne ein paar Zigarren an. Er dankt höflich und benutzt diese Gelegenheit, um sich in seinem Zivilverhältnis als Amtsrichter (ich habe leider seinen Namen nicht behalten) in N. zu offenbaren. Wir lachen miteinander und lassen uns von seiner soldatischen Tätigkeit erzählen. Wichtig ist sie gewiß, aufopferungsvoll aber ist sie auch. Nur diese Telephonzelle ist zur Zeit noch im Dorf besetzt; sonst ist es längst geräumt. Nacht für Nacht muß er hier sitzen, und die Franzosen schießen tatsächlich Nacht für Nacht hinein. „Passen Sie auf, es wird gleich losgehen", sagt er. „Und dann bleibt es gewöhnlich bis morgens so bei." Wir sehen uns die Kellerwölbung an. Gewiß, gegen Splitter von in der Nachbarschaft fallenden Geschossen schützt sie; es ist aber wohl schon viel, wenn die Wölbung den Fall darüber einstürzender Wände aufhalten sollte; käme indes ein Volltreffer hierher, so würde er sicher durch den weichen Stein wie durch Butter hindurchgehen. — Je nun, das wird ja nicht gerade passieren, und so ist es ganz schön hier. Wir beraten, was zu tun ist. Weiterwandern, die ganze Nacht durch, ist wenig tröstlich; wir sind hundemüde. Und so nehmen wir denn dankbar das Angebot an, zu zwei und zwei mit der Besatzung der Telephonzelle die geräumigen Matratzen bis zum Morgen zu teilen. Unser Wirt hat auch noch die Liebenswürdigkeit, uns von seinem spärlichen Vorrat ein Stückchen Kommißbrot, groß wie eine halbe Hand, zu geben; mehr hat er selbst nicht. Dann strecken wir uns neben die freundlich zur Seite rückenden Schläfer, wie wir sind, auf die Matratzen. Ein Soldatenmantel deckt mich zu; ich liege köstlich. —

Plötzlich: „Berrrrr!", ein heller Krach, nicht allzu weit von hier; gefolgt von dem Gepraffel stürzender Steinmassen. Der Franzose beginnt seine „kleine Nachtmusik"; die erste Granate hat eingeschlagen. „Berrrrr!", einige Minuten später die zweite; ein bißchen weiter weg, aber der

gleichen Art. „Na, nun hat er angefangen. Jetzt hört er vor morgen früh nicht wieder auf", sagt unser Kellerhausherr. Ich lausche einen Augenblick, sittlich entrüstet. Was für eine Art, einen auch noch in einem so wohlverdienten Schlummer zu belästigen! Dann aber lege ich mich entschlossen fest auf das Ohr, auf dem ich am besten höre, und wickle mich in den Mantel: „Mach du da draußen was du willst, ich schlafe jetzt!"

Die Franzosen beschossen wirklich den Ort die ganze Nacht hindurch. Nicht hastig und aufgeregt, wie die Kanonade am Abend gewesen, sondern ganz methodisch, ruhig; man war versucht zu sagen: behaglich. Jede Viertel- oder Halbstunde zwei Schüsse. Kurz hintereinander erklang aus größerer oder geringerer Nachbarschaft das flache, reißende Krachen des Einschlags, gefolgt von dem Gepolter stürzender Steinmassen oder dem Klirren von Glasscheiben. Bewußt hörte man das aber doch nur, wenn die Einschläge besonders nahe und laut waren. Dann wachte man für ein paar Minuten auf, wieder mit dem Gefühl sittlicher Entrüstung: Herrgott, so laßt einen doch schlafen! Doch man tauchte gleich wieder unter in der süßen Woge des Schlafes wie in einem köstlichen lauen Bad. Nur das Ohr vernahm die Krache weiter und leitete sie mechanisch zum Hirn und in den Traum. So weit blieben die Sinne doch gereizt, daß ich auch im Traum eine ganze Weile eine Kanonade erlebte. Aber das war ganz woanders; in einer Stadt, die ich in Wirklichkeit nie gesehen, in Begleitung einer Gesellschaft, die ich nie gekannt. Zivilisten, auch Damen, waren darunter. Wir standen am Rand eines großen Platzes vor einer merkwürdigen gotischen Kathedrale. Auf ihm schlugen die Geschosse ein, und ihr gelblicher Qualm zog in Schwaden langsam über das Pflaster. Bei jedem Einschlag wies ich der verängstigten Gesellschaft mit der ironischen Sicherheit eines Habitués für solche Dinge, wie sie hinter den Strebepfeilern der Kirche Deckung nehmen sollten. Bald aber versank ich noch tiefer in die Flut des Unbewußten und schlief nun traumlos und köstlich.

Einige Male weckte mich das Telephon. Dann lauschte ich dem Gespräch, das da in der Nacht aus unbekannten Fernen herankam und in unbekannte Fernen hinausging. Das trübe Licht erhellte unbestimmt

Phot.: Sanke.

Rittmeister Manfred Frhr. von Richthofen.

(Kap. 6.)

Richthofen vor Abschuß seines 41. Gegners, das herannahende englische Geschwader beobachtend; neben ihm Lt. Schäfer.

(S. 45.)

WS III 5.

Bufa.

Abgeschossenes englisches Flugzeug.

und flackernd einen Teil der rauhen Steinwölbung über meinem Haupt; andere Teile des Kellers blieben im Dunkel. Aus ihm erklang das regelmäßige Atmen, hier und da auch Schnarchen der Schläfer oder das Knistern des Strohs unter einem, der nicht schlief. Am Tisch saß der einsame Telephonist und Amtsrichter mit seinem überwachten Gesicht, antwortete auf geheimnisvoll aus der Wand kommende Fragen, zeichnete Meldungen auf, die er weiterzugeben hatte, oder führte aufs neue mit resignierter Geduld den Kampf um irgendwelche Anschlüsse. Was da alles für merkwürdiges Gewisper durch diese stille, in der Unterwelt eines zerschossenen französischen Dorfes verlorene Zelle ging! Neben den Befehlen und Meldungen der Kommandos von und nach der Front auch allerlei Privates für die Truppen, das kurze flüchtige Blicke in fremdes Leben tun ließ, so wie man wohl auf einer Eisenbahnfahrt durch eine nächtliche Stadt hier und dort in ein erleuchtetes Zimmer schaut, das gleich wieder vorüber ist. Einer Depesche erinnere ich mich, die mich tief ergriffen hat. Sie lautete ganz kurz: „Bin Hedwigskrankenhaus gebracht. Nachsuche doch Urlaub. Komm bald." Ruhig, geschäftsmäßig ging die knappe Meldung, vom Telephonisten wiederholt, weiter in die Nacht hinaus, um wahrscheinlich einem jungen Menschenleben, das irgendwo in der dunkeln Champagne vor dem Feinde lag, einen noch tiefern Schrecken einzujagen als die Geschosse des Feindes. Einmal fing das Telephon inmitten eines Gesprächs zu stammeln und zu stottern an. „Wie? — Was ist? — Ich kann nichts mehr verstehen!" rief der Telephonist dazwischen. Statt der Worte kam aber eine Art Klirren, fast Winseln, das allmählich erstarb; dann hörte man gar nichts mehr. Vielleicht hatte irgendwo auf dem nächtlichen Felde eine Granate eben die betreffende Leitung getroffen, die Drähte ineinandergewirrt und dann zerrissen; es klang hier aber in der unterirdischen Kammer wie ferne Hilferufe eines Wesens, dem irgendwo die Kehle durchgeschnitten wird. Mir fiel plötzlich die erschütternde Geschichte ein von dem Telephon von St. Pierre auf der Antillen-Insel Martinique, das in einzelnen, stoßweisen Meldungen die Vorgänge beim Ausbruch des Mont Pélé nach der Stadt Fort de France weitergab: wie der Gipfel des Vulkans über der Stadt berste, wie sich die fürchterliche rätselhafte Eruptionswolke statt emporzusteigen, den Berg abwärts wälze, auf St. Pierre zu; wie

der tödliche Schrecken alles lähme usw. — bis der Fernspruch in einem Stottern und Ächzen erstarb. In diesem Augenblick war die verzehrende Glutwolke über die Stadt dahingefegt und hatte samt dem tapfern Fernsprechbeamten alles Leben in einer Sekunde ertötet. Und ich dachte daran, wie ich ein Jahr später auf der grausigen Ruinenstätte St. Pierres selbst geweilt hatte, mit dem Gefühl, das Schrecklichste gesehen zu haben, was mir dieses Leben würde vorführen können. Und nun? Wieviel hundertfach größere Vernichtung als die Elemente hat Menschenhand in diesem entsetzlichen Kriege hervorgebracht. Und noch immer kein Ende abzusehen! Welch ein Dasein des Wahnwitzes schafft sich die Menschheit in diesen Jahren. Dieser dunkle, spukige, gefährliche Keller, in dem ein vom Krieg zusammengewehtes Häuflein Männer hauste wie nächtliche Tiere in ihrer Höhle, war so bezeichnend dafür. Tausend-, zehntausendfach und öfter wiederholt sich ja ähnlich Dumpfes, Enges, Menschenunwürdiges — von Schlimmerm zu schweigen — alltäglich an den Fronten dieses Kriegs, Mond um Monde, Jahr um Jahr!

Zwischen die Telephongespräche tönt dann immer wieder das Krachen der französischen Einschläge hinein; methodisch langsam; immer zwei Schüsse, hierauf wieder eine Pause. Woher die Geschosse unsichtbar unter dem dunkeln Firmament herankommen, wissen wir nicht; wahrscheinlich sehr weit, 12 oder 15 Kilometer; über die Berge, über die Stellungslinien, über das Gefecht und die großen Wälder und die einsame Mondlichtebene hinweg mit nachtwandlerischer Sicherheit in den Steinhaufen unseres Ortes. Wahrscheinlich sind es zwei Geschütze. Ich sehe im Geist die französischen Kanoniere da drüben. Vielleicht ein paar lustige gute Jungen, wie es die unsern auch sind, die im Frieden keinem Mitmenschen ein Haar krümmen würden. Sie haben die Zigarette zwischen den Lippen; es macht ihnen Spaß, wenn das blanke Rohr so sicher gerichtet ist und die Granate so schön forsch herausfährt und in das Dunkel von dannen heult, und sie lachen und machen Witze, unbekümmert wie Kinder; so wie es die unsern auch machen.

So verrinnt Stunde um Stunde dieser Nacht. Ich erwache von neuem. Diesmal davon, daß mein Lagergenosse sich erhoben hat. Ein grauer Schimmer dringt die Kellertreppe hinab in unsern Raum. Es ist 6 Uhr; ein neuer Tag ist draußen emporgestiegen. Noch schießt der

Franzose weiter; es gehen gerade wieder die zwei Einschläge nieder. Aber aller Kriegsregel nach wird er nun bald aufhören. Wir stehen auf und dehnen uns; ich habe prächtig geschlafen und bin ganz frisch. Nur ein bißchen arg hungrig. Also gehen wir los! Wir werden schon unterwegs irgendeine Gulaschkanone treffen. Neuer Abschied mit herzlichem Dank und besten Wünschen; wir wandern weiter.

Auf dem Bürgersteig liegt unweit von unserm Quartier ein Haufen Glassplitter; daneben frischgrüne Kastanienzweige, die heruntergeschlagen sind von einem Baum, der aus einem Garten über die Straße schaut. Hierhin ist augenscheinlich einer der nächtlichen Grüße durch den Baumwipfel und in ein Fenster des Hauses daneben geflogen. Aber was tut das in dieser Stunde?! Die Ruinen der Ortschaft funkeln so prächtig im rosigen Morgenschimmer. Die Gärten ringsum strotzen in Grün und duften in mailicher Frische und Üppigkeit; die kühle und doch einen neuen warmen Tag verheißende Morgenluft spielt uns weich um die Stirn. Wir schreiten aus wie junge Burschen zu einer fröhlichen Lenzwanderung. Binnen kurzem liegt die Ortschaft hinter uns. Noch einmal heult eine Granate heran; diesmal nur eine; es ist aber, als suchte sie gerade uns, denn sie fliegt über das Dorf hinaus, hinter uns her, fällt jedoch zur Linken des Weges auf den Acker und verpufft dort machtlos ihren Zorn. Ringsum goldener Sonnenschein über den Fluren; doppelt golden, wo er sich im Frühlingshaar der jungen Birken fängt. In die blaue Luft steigen die Lerchen empor. Was ist das Menschenherz für ein wunderliches und rührendes Ding! Das, was jetzt durch die unsern geht, einer spricht es aus durch die Worte: „O Welt, wie bist du so wunderschön! Durch den blühenden Rausch dahinzugehn."

Etwa eine Stunde später treffen wir an einem Waldrand — unser Auto! Hierher, bis zum Divisionsgefechtsstand, hatte es sich vorsichtig in Sicherheit gebracht, und der Chauffeur schläft noch den Schlaf des Gerechten darin auf seinem Sitz. Mäntel, Mundvorrat, alles da. Wir besteigen das Gefährt und fliegen nun heimwärts durch den blühenden Morgen, des Erlebten gedenkend. —

Einige Zeit später stehen wir in den Arbeitszimmern des Armeeoberkommandos und erzählen von unserer Fahrt. „Eben ist", sagt der Nachrichtenoffizier des A. O. K., „der dienstliche Gefechtsbericht über die

Kämpfe, die Sie miterlebt haben, zusammengestellt. Es wird Sie interessieren, die Ereignisse in zusammenfassender Überschau kennenzulernen. Er lautet so: „Der Gegner griff gestern, nach heftigster vorbereitender Artillerie- und Minenwirkung mit allen Kalibern gegen unsere vordern Stellungen und nach ebensolcher Beschießung unserer Batterien (das war, was gestern am Spätnachmittag im Walde begonnen und sich immer mehr gesteigert hatte) und Vergasung des Hintergeländes (also da hätten wir auch hineingeraten können), gegen 7 Uhr abends die 223. und 33. Infanteriedivision auf der ganzen Linie vom Mont Cornillet bis zum Hochberg mit starken Kräften an. Beim Anfangsstoß brach der Feind beim Mont Cornillet bis zum Hexenkessel in 1 Kilometer Breite in unsere Gräben ein. (Das war der Kampf vor unserm Regimentsgefechtsstand.) Auf der übrigen Front wurde der Angriff von vornherein abgewiesen. Örtliche Gegenstöße rasch herangeholter Bereitschaften führten an der Einbruchsstelle zur Wiedergewinnung unserer Linien. Gegen 10 Uhr abends erfolgte ein neuer Angriff der Franzosen. Durch Abriegelung mittels unseres Sperrfeuers wurde das Heranführen weiterer feindlicher Reserven verhindert (das also war die erneut aufflammende Kanonade unserer eigenen Artillerie gewesen, durch die wir auf dem nächtlichen Rückmarsch hindurchwanderten) und der Feind dann im Gegenstoß zurückgeworfen. Nach bisher eingetroffenen Nachrichten haben die Unsern alle ihre alten Linien zurückgewonnen, ja, das Infanterieregiment 113 soll sich sogar in einem feindlichen Graben festgesetzt haben. Gemeldet sind bisher zahlreiche Gefangene, darunter ein französischer Bataillonskommandeur."

Der amtliche Bericht der Obersten Heeresleitung hat dann am nächsten Tage noch hinzufügen können, daß die Zahl der bei dem Kampfe eingebrachten Gefangenen sich auf 672 Mann, die Beute auf 20 Maschinengewehre und 50 Schnelladegewehre erhöht habe. Alle Stellungen blieben endgültig in unserer Hand.

Neuntes Kapitel.

# Vom Wytschaete-Bogen.

Im Juni 1917.

## Im Gelände vor Ypern.

Durch das Flachland der Lys und der Yser läuft ein sichelförmiger Höhenzug dahin, der von dem hochragenden Bergstock von Cassel im französischen Flandern ausgeht, südlich von Poperinghe die belgische Grenze überschreitet, im Bogen Ypern im Südosten und Osten umkreist und bei Dixmuiden an den Sümpfen der Yser ausläuft. Sein Gehügel im Bereich von Belgien gehört zu den am furchtbarsten mit Blut getränkten Gefilden dieses Weltkrieges. Hier spielte sich der Hauptteil der Kämpfe um Ypern im Frühsommer des Jahres 1915 ab, von denen im ersten Band dieses Werkes (Kapitel 22) die Rede gewesen ist. Hier liegt der Schauplatz des endlosen weitergehenden Ringens zwischen Warneton und Ypern: die berühmte Doppelhöhe 60 erhebt sich hier, die vor einem Jahr von uns genommen wurde und dann wieder verlorenging, und Namen wie Passchendaele, Broodseynde, Becelaere, Zonnebeke, Zillebeke, Zandvoorde, Hollebeke, St. Eloi u. a. m. sind unauslöschlich in das Gedächtnis Unzähliger eingegraben, die hier in Blut und Graus gestanden, bezeichnen für andere Unzählige die Stätten schmerzvoller Trauer um hier gefallene Söhne, Väter, Brüder und Gatten. Erschütternd war bereits im Mai 1915 der Anblick der schier unübersehbaren Gräberstätten hier gewesen. Wer hätte damals aber vorauszudenken gewagt, in welcher Weise sie bis heute immerfort wachsen sollten? Im Bereich dieses Höhenzuges haben sich auch die allerjüngsten Riesenkämpfe der Westfront abgespielt, die an phantastischer Furchtbarkeit der zur Anwendung

gebrachten Kriegsmittel den an alle Schauder gewöhnten Geist noch einmal wieder ein neues Grausen gelehrt haben.

Das Ausklingen der in örtlichem Ringen erstarrten Arras-Schlacht fiel zusammen mit dem jähen Fanfarenstoß, mit dem der Engländer an Stelle der ergebnislos verlaufenen dortigen Offensive eine neue auf dem belgischen Schauplatz, im Wytschaete-Bogen, eröffnete. Der Wytschaete-Bogen war bis Anfang Juni dieses Jahres eine gegen Westen vorspringende Ausbuchtung unserer Front, die von dem Knie des Ypern-Comines-Kanals bei Hollebeke über St. Eloi verlief, Wytschaete und Messines im Westen umschloß und von dort nach Südosten und Süden zog. Bereits seit Mitte Mai hatte sich das englische Feuer am Wytschaete-Bogen auffallend gesteigert. Vom 22. Mai an wies die pausenlose Artilleriearbeit im Verein mit sich mehrender Patrouillentätigkeit deutlich auf Angriffsabsichten in dieser Gegend hin. Seit dem 1. Juni steigerte sich das gegnerische Feuer zu außerordentlicher Heftigkeit, bis es mit dem 6. Juni zu stärkstem Trommelfeuer wurde, das auf der gesamten Angriffsfront zwischen Ypern und Armentières lag und die ganze darauffolgende Nacht hindurch weitertobte.

Dies Feuer war furchtbar, aber doch schon etwas öfters Dagewesenes. Unsere Leute bissen die Zähne zusammen und erwarteten den Angriff. Da jedoch geschah etwas Neues, in dem Maßstabe nicht Vorausgesehenes. Im ersten Morgengrauen des 7. Juni, kurz nach 4 Uhr, flogen plötzlich, gleichzeitig auf einen Schlag, an verschiedenen Punkten des Wytschaete-Bogens unter unsern Stellungen Sprengminen von bisher ungeahnter Riesenhaftigkeit in die Luft. In zäher, unermüdlicher, ein ganzes Jahr lang währender Schürfarbeit hatten englische Bergleute uns gegenüber die Minengänge dazu hergestellt, so tief, daß sie unter mehrere unserer Linien gelangen konnten, ohne daß wir es zu hindern imstande waren. Die geologische Bildung des Geländes brachte es mit sich, daß die Gegner aus dem flachen Hintergelände her sich leicht in einer dort zutage tretenden, wasserundurchlässigen Tonschicht wagerecht unter uns vorwärtsarbeiten konnten, während wir von unsern Stellungen auf der Höhe aus von dieser Schicht durch mehrere wasserführende Schichten getrennt waren, die ein Abwärtstreiben von Suchschächten aufs äußerste erschwerten, da die Schächte immer voll Wasser liefen. So konnten

wir uns nicht dagegen schützen, die englischen Schächte, obwohl wir etwas davon ahnten, nicht finden. Alle diese englischen, mit nie zuvor verwandten Massen von Sprengstoffen gefüllten Stollen wurden am 7. Juni, 4 Uhr 15 Minuten, zur selben Sekunde angezündet; genau gleichzeitig explodierten sie allesamt mit einer ungeheuern Entladung, die auf viele Kilometer hin den Boden wie in einem Erdbeben erzittern ließ. Spätere Aufnahmen unserer Flieger haben uns gezeigt, daß Sprengtrichter von 100, ja 150 Meter Durchmesser entstanden sind! (S. Abb. S. 97.) Mit dämonischem Raffinement ist die gemeinsame Entfesselung dieser Feuerschlünde noch in die Nacht verlegt worden, um das Entsetzen und die Verwirrung zu vermehren; aber an ihr Ende, um in der rasch folgenden Morgendämmerung das unmittelbar anschließende Trommelfeuer, das das Chaos vollenden sollte, durch die Fliegerbeobachtung möglichst wirksam leiten zu können.

Die Rechnung war gut, denn es ist selbverständlich, daß etwas so Fürchterliches auf die aufs äußerste angespannten Nerven entsetzenerregend wirken mußte; und es ist nicht wunderbar, daß die Phantasie der zunächst Beteiligten den eigenen Eindruck noch übertrieb, daß von einem In-die-Luft-Fliegen ganzer Kompagnien und dergleichen gesprochen wurde; Vorstellungen, die sich seither als unrichtig herausgestellt haben. Die Rechnung war aber doch nicht gut genug. Denn von einer völligen Demoralisierung unserer Truppen auf der ganzen Linie, von einer gänzlichen widerstandslosen Auflösung, wie sie erhofft war, ist keine Rede gewesen. Es ist bekannt, wie inmitten dieses Höllengrauses, auch wo der Dammbruch am schlimmsten war, sich allenthalben noch Inseln eines zähen, todesmutigen Widerstandes hielten, wo die Unsern mit unerschütterten Nerven dem Engländer schweren Schaden zufügten. Es stellt sich umgekehrt als immer gewisser heraus, daß der Gegner durch das wilde Maschinengewehrfeuer dieser Braven und andern Widerstand, sowie auch durch unser weittragendes Artillerieflankenfeuer äußerst blutige Verluste gehabt hat.

Nördlich und südlich des Wytschaete-Bogens hielten unsere Linien vollkommen fest; auch in naher Nachbarschaft der Sprengungen. Im Bereich des Bogens selbst gingen unsere wieder zusammengefaßten Truppen zurück auf eine Stellung, die die Sehne des Bogens bildet, d. h.

von dem Kanalknie zwischen Hollebeke und St. Eloi geradlinig nach Süden verläuft, 2 Kilometer westlich an Warneton vorüber. Schon am 8. Juni war diese neue Stellung bezogen. Zwar lief auch gegen sie der Feind mit erneuten rasenden Stößen an, aber sie hat bis zum heutigen Tage gehalten. Der Gegner hat nicht mehr erreicht. Die Divisionen, die er eingesetzt hat, scheinen sich in den schweren, verlustreichen Kämpfen zur Zeit erschöpft zu haben. Zwar grollt der Artilleriekampf noch fort, aber an die Stelle der Gesamtangriffe sind Teilstöße und Patrouillenunternehmungen getreten.

Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß sich der zähe Gegner durch den unerwarteten Widerstand dauernd von den weitergehenden Plänen abbringen lassen wird, die mit seinem so gewaltig vorbereiteten Unternehmen bei Wytschaete ohne Zweifel verbunden gewesen sind. Es liegt in der Luft, daß er noch Größeres im belgischen Flandern vorhat, und es geht wie ein schauerndes Ahnen über das Gefilde von Ypern, daß ein neues, noch größeres Entsetzen über diese blutgedüngten Gebreiten dahinwandeln wird. Wer kann es wissen, vielleicht schon morgen, schon heute nacht.

Mit den Empfindungen, nicht nur auf einem alten, sondern auf einem aufs neue kommenden Kampfschauplatz zu weilen, durchstreifen wir, einige Offiziere vom A. O. K. 4 und ich, heut das Hügelgelände vor Ypern. Die absolute wie die relative Erhebung dieser Bodenwellen ist ja überaus gering, und sie steigen, wenn man von Osten oder Süden sich ihnen nähert, überdies so breit und flach aus den Ebenen Flanderns empor, daß der ungeübte Blick sie von weitem überhaupt kaum als einen Hügelzug erkennt. Und doch ist der Unterschied von der Ebene an Ort und Stelle sehr deutlich. Er prägt sich schon im landwirtschaftlichen Bilde aus. Wir kamen von Osten, über Moorseele und Gheluwe, heran. Hier ist man wie untergetaucht in einen grünen See. Üppigste Ackerfruchtbarkeit umgibt uns. Jedes Fleckchen des tischförmig ebenen Bodens ist mit der peinlichen Sorgfalt des flämischen Bauern bestellt; in kleinen Feldern wechseln die Flächen von Weizen, Roggen, Hafer, von Kartoffeln, Rüben, Bohnen, von Tabak, Raps und Flachs miteinander ab. Dichte Hecken umschränken überall den Fernblick, überragt von gekröpften Weiden und von den langen Reihen der im

Westwind schief gewachsenen flandrischen Pappeln. Ist man aber in den Bereich des Höhenzuges eingetreten — und das Auge bemerkt in der Nähe doch recht gut die leisen Wogen des Bodens, so allmählich sie auch beginnen —, dann ändert sich das Bild. Die lückenlose Bestellung des Bodens hört auf; immer mehr schieben sich Gras- und Gestrüppflächen, Buschwerk, Waldstücke dazwischen; und oben auf der wie eine sehr weitwellige Meeresdünung bewegten Oberfläche hat die Bodenkultur ganz ein Ende; die Umgebung erinnert an die Hochfläche der Eifel oder der Ardennen. Ich muß freilich dahingestellt sein lassen, wieweit in dieser letzteren Gegend diese mangelnde Bestellung eine Folge des dreijährigen Krieges ist. Denn wir sind hier in der Feuerzone. In Ruinen liegen die Ortschaften und Einzelgehöfte, an denen wir vorüberkommen.

Wir stehen in einer Vormittagsstunde, wo die Sonne aus Osten scheint, auf einem Hügel gerade gegenüber von Ypern. Wonnigstes, weichstes Sommerwetter liegt über der Gegend. Am Himmel ziehen langsam die weißen Wolkenballen dahin, zwischen denen leuchtend das Blau des Firmaments hindurchschimmert. Es ist warm und still. Denn wahrhaftig, das vereinzelte Krachen der Abschüsse unserer eigenen Artillerie, die übliche Morgenkanonade, und das lange Heulen der Granaten, die über unsern Häuptern zum Feinde hinüberziehen, das hört man gar nicht mehr; das ist ein Geräusch, das so dazu gehört wie das Klappern der Mühle für den Müller. Nach Ypern zu fällt das Gelände in weichen Wellen wieder zu einem ähnlichen Niederungsland wie das im Osten ab. Im Frieden muß das eine bezaubernd liebliche Gegend, eine Gegend des reichsten und weichsten Lebensgenusses gewesen sein. Schlösser und Parke auf den Hängen und in den Gründen. Nicht weit von uns das Schloß der Baronin Vaughan bei Hooge, der Mätresse des Königs Leopold II. Ebenso der schöne große Park des Schlosses Herenthage; die Schlösser jetzt freilich in Ruinen, die Parke zerzaust von den Granaten. Im Süden sieht man Kleinzillebeke, Zandvoorde, Gheluvelt; die Morgendünste lassen wenig mehr als die Silhouetten der Kirchtürme erkennen. Auch dort, wo Ypern vor mir liegt, 6 bis 7 Kilometer entfernt, ist zunächst nur bläulicher Schatten. Dann aber gewinnt die Sonne Kraft, und es entrollt sich ein reizvolles

Schauspiel. Unter ihrem gerade auffallenden Licht zeichnet sich über den Wipfeln dort in der Tiefe aus dem Dunst ein schimmernd weißes Gebilde ab, die Ruine des Turmes der schönen St.-Martins-Kathedrale; und nicht weit davon, zur Linken, etwas minder hoch, ein ebenso schimmernder Fleck, der Unterbau des Belfried, der ehemals Yperns berühmtestes Bauwerk und eines der schönsten Flanderns, die Tuchhalle, überragte. Also „dem Erdboden gleichgemacht" sind auch, jetzt, nach $2^1/_2$ Jahren des Kampfes, diese Bauwerke noch nicht. Die Sonne zeichnet sie allmählich noch deutlicher; allerlei Gliederung wird sichtbar; allerdings, ob es gotisches Zierwerk oder zackiges Getrümmer ist, läßt sich nicht unterscheiden. Und rechts und links daneben schimmert immer mehr anderes weißliches Gemäuer durch die Bäume hindurch, ein langhingezogener Streif: das ganze Ruinenfeld von Ypern, wie hellfarbiges Geklipp in dem Meer von Grün. Wieder einer jener seltsamen Blicke, wie wir sie, Leser, im Laufe dieser Kriegsjahre miteinander nun schon so oft getan! So nahe erscheint das lockende Gebilde dort vor uns; in ein bis zwei Stunden Fußmarsches wäre es zu erreichen; nichts scheint dem entgegenzustehen. Und doch liegt zwischen ihm und uns eine Kluft, unüberwindlicher als das breiteste Meer und das höchste Gebirge; eine Kluft, die sich in dem vor uns gebreiteten Busch- und Waldgelände dem Auge völlig entzieht und doch da ist, keine halbe Stunde weit: der feindliche Schützengraben! So ähnlich haben wir miteinander vom Turm von Mecheln auf das belagerte Antwerpen hinausgeblickt, von Fort Berru auf Reims, von den Höhen über Consenvoye auf Verdun. Was ist inzwischen alles geschehen!

Tiefster Morgenfriede liegt über den Fluren dort hinten. Und doch ist es für jeden Wissenden eine unheimliche Stille. Gerade hier bei Ypern erwartet man etwas. Auch hier scheinen sie wieder Sprengungen vorzubereiten. Das Gelände begünstigt das ähnlich wie im Wytschaete-Bogen. Man hört zuweilen unter dem Boden das leise Geräusch der Minierarbeit. Deshalb sind auch unsere vordersten Gräben so dünn besetzt, wie die Sicherheit es zuläßt. Unheimlich aber für die, die dableiben müssen. Wo es ist, läßt sich nicht feststellen. Sie trösten sich damit, solange man es kratzen hört, ist es noch nicht schlimm. Das wird es erst, wenn die aufhört. Denn dann sind sie fertig.

Zur Zeit schießt nur unsere eigene Artillerie; kein Schuß wird laut von dort, wo die Divisionen und Batterien des Engländers verborgen sind.

„Ein ‚Gentleman' schießt eben nicht vor 10 Uhr morgens", sagt der kleine, elegante Leutnant, der uns als Ortskundiger führt. „Da schläft er, rasiert sich, frühstückt. So von 10 Uhr an kann es allmählich losgehen. Aber es lohnt sich nicht recht, es kommt ja doch gleich Lunch und Mittagsruhe und dann wieder Five o'clock tea. Erst dann findet er es richtig passend; es sei denn, daß wir ihn mit unserer stillosen Schießerei vorher gar zu sehr ärgern." (In Wahrheit ist es vor allem so, daß bei der von Süd nach Nord verlaufenden Front der Gegner infolge des Sonnenstandes abends die beste Sicht hat, wir dagegen morgens; deshalb schießen wir an den gewöhnlichen, nicht von besondern Schlachthandlungen erfüllten Tagen am meisten morgens, der Gegner am meisten abends; in der Nacht beide gleich viel.)

Der Sprecher ist, was man den „bodenständigen" Offizier dieser Gegend hier nennt. Er haust schon lange hier oben dicht vor Ypern und bleibt beim Wechsel der Truppe immer hier, damit jemand da ist, der die Gegend kennt. So hat er dauernd das Vergnügen der Gewißheit, jedenfalls mit dabei zu sein, wenn das Schlamassel hier einmal wirklich wieder losgeht. Aber das ficht seinen Humor nicht an. Er ist ein zierlich gewachsener blutjunger Mann mit kühngeschnittenem Gesicht, das für das Einglas extra geformt erscheint. Er sprüht von beweglichem Leben und einer strahlenden Frische, die ihn zum Liebling der Kameraden macht. Im Kriege hat er bereits die fürchterlichsten Dinge erlebt; einmal ist er verschüttet gewesen und hat mehr als zwölf Stunden hindurch mit einer Leiche vergraben gelegen. Ein Novellist würde in einem solchen Fall seinem Helden wahrscheinlich eine lebenslange Verdüsterung andichten. Davon ist bei ihm wahrhaftig nicht das geringste zu bemerken; im Gegenteil, seine Laune ist unverwüstlich. Seine Kameraden vom A. O. K. wollen ihn aufziehen und erklären mir, daß der „Bodenständige" ja keine Ahnung vom Gelände hätte; wenn wir nach Zonnebeke wollten, so würde er uns sicher nach Zillebeke bringen und Moorseele würde er niemals von Moorslede unterscheiden lernen.

„Das möchten Sie wohl," meint er, „daß ich Sie sicher nach Zillebeke bringen könnte; da drüben liegt es — bei den Engländern! Und Moorseele? Ausgerechnet das soll ich nicht kennen? Da habe ich lange in Quartier gelegen. Schön war's nicht, aber ich habe mich damit getröstet, daß ich dabei an die — Amorsäle dachte." Empörter Tätlichkeit der Kameraden entzieht er sich durch einen raschen Seitensprung. Sein eigener Beobachtungsposten, auf dem er Tag und Nacht auszuharren hatte, liegt noch viel näher an der feindlichen Front; weiter im Südwesten, gegenüber der Höhe 60. Wir besuchen ihn auch dort. Nur ein paar unauffällige Büsche decken den Eingang zu seinem spärlich befestigten Unterstand; hier, in einer der schreckensvollsten Gegenden der Westfront, haust er eigentlich dauernd am Rande des Todes, aber er hätte die Führung eines Kotillons nicht strahlender wahrnehmen können, als er seine schweren verantwortungsvollen Beobachterpflichten versah.

An dieser Stelle sind wir in der Gegend des Übergangs zwischen der Ypernstellung und dem ehemaligen Wytschaete-Bogen. In geringer Entfernung gegenüber erhebt sich die ganz flach gespannte Doppelhöhe 60, die schon jenseit der englischen Schützengräben liegt; durch das Glas kann man ihre Drahtverhaue sehen. Wild zerrissen und zerspellt sind die Wälder auf den Gehängen. Auch rings um uns selbst her ist der Boden durchlöchert von großen und kleinen Granattrichtern, alten und frischen. Da der Felsgrund hier fehlt und Grundwasser überall den Boden durchsetzt, müssen die Unterstände alle als ringsverwahrte Kasten von Beton in den Boden hineingesenkt werden; ein ungeheurer Aufwand von Arbeit und Kosten und etwas, dessen Spuren noch Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende später an diesen Krieg erinnern werden.

Wir standen gerade vor einem solchen Unterstand und plauderten mit den Insassen, die davor ihre Morgenpfeife rauchten, als wir einen hübschen großen Hund, einen Airedale-Pinscher, in langen, langsamen Sprüngen durch Gras und Gebüsch über die Hochfläche herankommen sahen. Er trug am Halsband einen zusammengefalteten Zettel und lief geradeswegs auf den Unterstand los. Hier wurde er von dessen Bewohnern mit Klopfen und Streicheln empfangen. Man nahm ihm das Zettelchen ab. Es war einer der Meldehunde, die wir neuerdings neben den schier unzähligen andern Mitteln des Nachrichtendienstes zwischen

den vorderen Linien und den hinteren Befehlsstellen verwenden. Die Hunde sind darauf dressiert, einen bestimmten Weg ohne Führung und unbekümmert um alles, was ihnen begegnet, zurückzulegen und so ihre Meldung zu überbringen. Ähnlich wie die Sanitätshunde hat man sie auch an das Krachen der Granaten gewöhnt, und die Leute sagen allgemein, daß sie sich auch in schwerem Kampf vielfach vortrefflich bewährt haben. Natürlich, wenn ein solcher Hund einmal wirklich von einem Granatsplitter verwundet wird und er so merkt, daß die Knallerei doch nicht so ganz ohne unerfreuliche Nebenerscheinungen ist, dann ist es gewöhnlich aus mit seiner Tätigkeit; den moralischen Halt des Menschen hat er nicht; es ist rein Dressur. Aber man benutzt heute eben alles, was nutzbar sein kann. Dieser Hund hier wird gleich wieder mit einer Antwortmeldung zurückgesandt. „Na, was schreibt ihr denn schon, Jungens", lachte unser Leutnant. „Schickt Wurst und Schnaps, das Vaterland ist in Gefahr." Der Zettel wurde am Halsband befestigt, noch ein liebkosender Klaps, und, die Nase auf dem Boden, sprang der Hund wieder von dannen durch das Gras, ohne einen Augenblick umzusehen.

In der Gegend hier liegt noch das schlesische Regiment 58, das unter der Führung des Majors von Bibrach den Überfall am Wytschaete-Bogen miterlebt hat; unmittelbar anschließend an den Gürtel der ungeheuern Sprengungen, mit denen die Engländer ihren Angriff in der Morgenfrühe des 7. eingeleitet hatten. Dies Regiment hatte in zäher Tapferkeit dem Anprall standgehalten und verhindern helfen, daß der Dammbruch sich noch weiter nach Norden hin ausdehnte. Ich bat, Herrn von B. aufsuchen und mir von ihm und seinen Offizieren, also von Männern, die unmittelbar diese gewaltigen Ereignisse mitgemacht hatten, etwas erzählen lassen zu dürfen. In einem zierlichen Holzhäuschen an einem Waldesrand trafen wir die Herren. Was ich dort über jene Stunden gehört habe, möchte ich im nächsten Abschnitt wiedergeben.

## Der englische Angriff.

Es ist die Nacht vom 6. zum 7. Juni (ich erzähle nach Major von Bibrach). Trotz der vorgerückten Jahreszeit ist es auf den Hügeln im Südosten von Ypern um 4 Uhr deutscher Zeit noch ziemlich dunkel, denn diese geht hier der Sonnenzeit um fast zwei Stunden voran. Das Regiment 58

hat die Wacht in den Stellungen am Nordende des Wytschaete-Bogens, in dem man seit dem Mißerfolg der englischen Arras-Offensive den nächsten großen Angriff der Engländer erwartet. Der Major hat sich mit seinem Stabe spät in der Nacht und schwer erschöpft zur Ruhe begeben; in seinem Gefechtsunterstand, einem jener massigen Betonklötze, die in den weichen Boden hineingesenkt sind. Wohl dämpfen die dicken Wände den Schall der schon seit Wochen dauernden, heut aber schier zur Raserei gesteigerten Kanonade draußen; wohl geben sie eine gewisse, wenn auch gegen Volltreffer aus den schweren englischen Geschützen nicht vollkommene Sicherheit; aber an die Erquickung ernstlichen Schlafes ist nicht zu denken; es bleibt ein unruhiges, fieberisches Hindämmern. Zu furchtbar ist die Anstrengung der letzten Tage und Nächte gewesen; mehr als man jemals menschlichen Nerven ertragbar geglaubt hat. Der Gegner muß vor unserm Wytschaete-Bogen abenteuerliche Ziffern von Geschützen herbeigeschafft haben und fabelhafte Massen von Munition und übt damit nun das alte, schon aus der Einleitung der Champagne-, der Somme- wie der Arras-Schlacht uns bekannte Spiel, nicht nur die Stellungen, sondern auch die Nerven der Verteidiger von Grund aus zerstören zu wollen, ehe er zum Generalangriff vorbricht. Grauenvoll, übermenschlich ist, was die Truppen erdulden, die unter diesem unablässigen Gebrüll und Feuerregen ausharren, das wild wie entfesselte Urgewalten erscheint und doch in Wahrheit in der raffiniertesten Weise planmäßig geleitet wird, um das größtmögliche Maß der Zerstörung mit den aufgewandten Mitteln zu erzielen. Unter dem Schauer der Granaten und Wurfminen, die sich in den Grund hineinbohren und ihn dann brüllend zerreißen wie mit ungeheuern Raubtierpranken, schmelzen die Verteidigungswerke der Grabenlinien dahin, die in jahrelanger Arbeit hier errichtet sind, und verwandeln sich in ein Chaos von Erde, Balken, Brettern, durchsetzt mit zersplitterten Betonbrocken und Eisengestänge, durchflochten von Drahtgewirr. Unablässig, unermüdlich sind aber die Männer, denen das Vaterland die Verteidigung dieser Linien anvertraut hat, inmitten all des Schreckens und der Vernichtung dabei, so gut es geht, immer wiederherzustellen, was zerstört wird. Die Arbeit ist furchtbar schwer; nur die Axt kann oft das Wirrsal noch durchdringen, das sich unter den Explosionen immer von

neuem türmt. Des Engländers Zielen wird geleitet durch eine Unzahl von feindlichen Fliegern, die mit dem Beginn der Vorbereitungen zum Angriff hier plötzlich wie ein Heuschreckenschwarm erschienen sind und die Front überschwemmen. Auch sie arbeiten mit einer raffiniert ersonnenen Methode. In drei verschiedenen Höhenschichten pflegen sie zu fliegen. Eine ganz hoch, fast oder ganz unsichtbar von der Erde mit ihren kleinen Maschinen; dann in einer Mittellage, und endlich ganz niedrig. So vermögen sie unsere eigenen Flieger fast immer von mehreren Seiten zu bedrohen. Ganz wie im Beginn der Somme-Schlacht entfalten insbesondere die niedrig streichenden englischen Flieger eine ungeheure Frechheit; sie kommen bis auf 200 und noch weniger Meter herab und schießen mit ihren Maschinengewehren, die dazu eingerichtet sind, unmittelbar auf die Truppe herunter. Wir bekämpfen sie dafür umgekehrt vom Boden aus mit dem Gewehr und dem Maschinengewehr. Auch der Giftgase bedient sich die englische Artillerie bei ihrem Vernichtungsfeuer in größtem Umfange. Sie schießt sehr viel mit Gasgranaten und mit dicken Gaswurfminen, die sie mit großer Sicherheit lenkt. Unsere Gasmasken bewähren sich allerdings ganz vorzüglich; wenn sie richtig behandelt und rechtzeitig aufgesetzt werden, halten sie vollkommen die schädliche Wirkung ab; wir haben sehr wenig Verluste durch das gegnerische Gas, so verderblich es ist, und nur in den Fällen, wo die Maske nicht rechtzeitig aufgesetzt wurde; denn zwei, drei Atemzüge genügen, um tödlich zu wirken. Aber die Mannschaft ist seit Wochen eigentlich dauernd im Alarmzustand! Und am meisten sind es naturgemäß die Führer, die die Verantwortung zu tragen haben. Vielleicht das ärgste von allem ist diese dauernde Spannung: wann wird es kommen und in welcher Form? Es ist, als lebte man auf den Gehängen eines Vulkans, wo untrügliche Zeichen den nahen Ausbruch ankündigen, ohne doch die genaue Stunde zu verraten.

So dämmern die Nerven in einem unruhevollen Halbschlummer dem Morgen entgegen.

4 Uhr 15 Minuten! — Da!!! — Etwas Fürchterliches, etwas Unerhörtes ist geschehen! Was ist es? — Ein ungeheurer Stoß hat im Regimentsgefechtsstand die angekleidet auf ihren Betten Liegenden senkrecht in die Höhe geworfen. Taumelnd suchen sie an den Bettpfosten,

an den Wänden Halt. Aber diese selbst bewegen sich, als seien sie lebendig geworden; es ist kaum möglich, sich aufrechtzuerhalten. Den Stoß begleitet ein grauenhafter Krach: nicht einmal so übermäßig laut, mehr dumpf, aber so mächtig und von einer Art, wie ihn auch die schwerste feindliche Granate oder Torpedomine nicht hat hören lassen. Major von B. sagt, der ganze schwere, tief im Erdreich steckende Betonwürfel seines Unterstandes habe sich bewegt wie die Kabine eines schlingernden Schiffes, und dann hätte man das schauerliche Gefühl gehabt, als ob das Ganze mit einem in den Boden hinein versackte.

Nach einigen Sekunden steht das Gehäuse wieder still. Die Betäubung weicht. Alles stürzt ins Freie, um festzustellen, was geschehen ist. Daß es sich um eine Sprengung gigantischen Ausmaßes handelt, ist sofort wahrscheinlich. Erst später aber ließ sich feststellen, daß sie etwa einen Kilometer von hier, im Gebiet der Nachbardivision, stattgefunden, als die nördlichste der verschiedenen gleichzeitigen Minensprengungen der Engländer im Wytschaete-Bogen.

Der fürchterliche Stoß, der den Betonunterstand schwanken ließ wie ein Schiff im Sturm, und der begleitende Krach gaben das Zeichen zum Losbruch der Hölle. Unmittelbar darauf setzte auf der englischen Front ein Trommelfeuer sämtlicher Geschütze ein. Im Nu war alles ringsum in ein Chaos von Flammen, Rauch und Staub gehüllt. Gleichzeitig heulte und krachte es in den Lüften; obwohl es noch dämmerdunkel war, brausten gleichzeitig mit dem Losbruch des Trommelfeuers in Scharen die feindlichen Flugzeuge heran; ihre Insassen schossen von oben herunter mit ihren Maschinengewehren; deutlich sah man von den Flugzeugen die feurigen Mündungsstrahlen der Abschüsse senkrecht herniederfahren.

Kein Zweifel, der englische Angriff hatte begonnen oder stand unmittelbar bevor. Mit donnerndem Gebrüll krachten unsere Geschütze den feindlichen entgegen. Es kam aber darauf an, möglichst sofort zu erfahren, ob der Angriff auf den Regimentsabschnitt schon eingesetzt hatte oder nicht. Verbindung mußte mit allen Mitteln gesucht werden. Die entscheidende Meldung von vorn in diesen spannungsvollen Minuten ist durch einen Hund gekommen; durch einen jener vierfüßigen Boten, die ich im ersten Abschnitt beschrieben habe. Der Zettel, den das wackere

Bufa.

Einſchlagende ſchwere Granate.

Verlag August Scherl.

Aus dem Trichtergelände bei Wytschaete: Der riesige Sprengtrichter „Heinrich". Vom Flugzeug aufgenommen. Am Rande des Trichters Infanterie-Unterstände.

(S. 87.)

Reichsarchiv.

**Meldehund geht vom Beobachtungsposten zur Truppe zurück.**

(S. 92.)

Tier aus der vordersten Linie durch das tosende Chaos hindurchbrachte, teilte mit, daß der Feind bei der Nachbardivision eingebrochen sei und diese zurückgedrängt habe; die eigenen Linien des Regiments habe er bisher nicht angegriffen. Wahrscheinlich hatte auch hier Angriffsabsicht bestanden, das gut gezielte Sperrfeuer hatte das jedoch unterbunden; nur der linke Flügel, an der Grenze der Nachbardivision, war etwas in Mitleidenschaft gezogen worden. Unsere Leute vorn waren auf das Alarmsignal sofort untadelig auf ihre Posten geeilt. Auf diese Meldung hin ließ der Kommandeur den Riegel gegen den Nachbarabschnitt besetzen, um ein Eindringen des Gegners von der Flanke her zu verhindern.

Während dieser Zeit war besonders die Stellung, in der der Gefechtsunterstand des Regiments lag und der größte Teil der Kampftruppen sich befand, das Ziel der fürchterlichsten feindlichen Kanonade; wohl in der Absicht, diese Truppen an einer Unterstützung der Nachbardivision zu verhindern. Gräben und Unterstände wurden zerwühlt und zerschmettert von den unablässig herniederheulenden Riesenkalibern. Die englischen Flieger lenkten in der rasch wachsenden Helle das Feuer mit großer Genauigkeit. Und nicht genug damit, sie schleuderten selbst Bomben in die Stellungen hinunter. Insbesondere auf den Gefechtsunterstand, den sie ausgekundschaftet zu haben schienen. Bereits waren seine Ausgänge bis auf einen verschüttet, so daß es geboten war, ihn trotz der umhersausenden Granatsplitter gegen das freie Feld zu vertauschen, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, darin völlig abgeschnitten zu werden. Aus dem letzten, auch schon halb zerquetschten Gang arbeiteten die Insassen sich also heraus. Draußen kreisten oben über ihnen die englischen Flieger in geringer Höhe mit größter Verwegenheit umher und schossen hinab. Unsere Leute, unbekümmert um die Hölle ringsum, griffen sie unmittelbar mit ihren Gewehren an. Insbesondere ein Unteroffizier tat sich hervor. Er schoß mit Beihilfe eines Regimentsadjutanten mit einem Maschinengewehr unausgesetzt nach den über ihnen Kreisenden. Das Krachen der berstenden Achtundzwanziger neben ihnen beirrte sie nicht. „In solchen Augenblicken hat man ja", sagte der Adjutant, „nur das eine Bewußtsein: runter mit dem Kerl!" Der Unteroffizier folgte mit dem Geschoßstrahl seines Maschinengewehrs dem über seinem Haupte heulenden Flugzeug, bis das Gewehr in einer geradezu unmöglichen

Stellung ihm über die eigene Schulter in die Höhe feuerte. Plötzlich stürzte der Apparat herunter, wie ein Fasan auf der Jagd; die zwei Insassen darin waren durch Kopfschüsse getötet. Kaum aber war der eine Gegner erledigt, als zwei andere dafür heranbrausten, und der Kampf ging weiter.

Auch der Feind hatte Erfolge aus den Lüften; hier und dort stürzten die von seinen Maschinengewehren Getroffenen. Nicht weniger als fünf Apparate aber sind in diesem Kampf von den Unsrigen über den Linien des Abschnittes heruntergeholt worden.

Inzwischen war aber die Lage in der mit Trommelfeuer überschütteten Stellung so schwierig geworden, daß es geboten war, sie aufzugeben. Der Kommandeur gab den Befehl, weiter nach vorn, in eine Zwischenstellung, vorzugehen. Mitten im wildesten Feuer wurde der Befehl glänzend ausgeführt; die Leute verließen die Gräben, erreichten durch das Sperrfeuer hindurch in guter Ordnung die geschützter liegenden und noch wenig versehrten Gräben; die Verluste blieben überraschend gering. Als um diese Zeit der Gegner vom linken Flügel her, wo er eingebrochen war, versuchte, seinen Gewinn auch in diesen Abschnitt hinein auszudehnen, konnte er gebührend empfangen werden. Die Kompagnie, die den Riegel verteidigte, im Rücken wohlgedeckt, begrüßte ihn mit so mörderischem Infanterie- und Maschinengewehrfeuer, daß seine Wellen zurückprallten. In dieser Lage erfolgte der Gegenstoß der Nachbardivision mit ihren eingesetzten Reserven und führte zum Gelingen; das verlorengegangene Gelände im Anschluß an den linken Flügel des Regiments wurde wieder zurückgewonnen.

Am Abend desselben Tages machte der Gegner noch einmal einen Versuch, vorzustoßen; dieser Angriff wurde ebenfalls abgeschlagen, die englische Vorwärtsbewegung im Wytschaete-Bogen war zum Stehen gebracht.

Zehntes Kapitel.

## Chemin-des-Dames.

Die von der Wasserkante hier übersetzen das sehr nett mit: „Jungfernstieg"; die Berliner schärfer mit „Tauentzienstraße". Man sieht, sie behalten beide ihren Humor. Und das darf man schon bewundern, denn in Wahrheit bedeutet dieser Name heut, wenn auch in den jüngsten Wochen eine Stätte hoher Ehren für uns, doch eine Welt von Furchtbarkeit.

Der Chemin-des-Dames ist eine Landstraße, die ziemlich genau mittewegs von der Chaussee von Laon nach Soissons gegen Osten abzweigt und von dort fast geradlinig, rund 20 Kilometer lang, nach Craonne läuft. Sie hält sich dabei stets auf dem Kamm eines in der Richtung des Breitengrades zwischen den Tälern der Aisne im Süden und der Ailette im Norden dahinziehenden Höhenrückens, von sehr gleichmäßiger Höhe (rund 200 Meter), so daß man ihre Anlage mit der des Rennstiegs im Thüringerwald verglichen hat. Die Straße wurde gebaut zur Zeit Ludwigs XVI. für dessen Tanten, die „Dames de France", die in dieser Gegend allherbstlich zur Weinlese, in Begleitung eines Teils des Hofes und einer Schauspielergesellschaft, eine befreundete Schloßherrin, die Herzogin von Narbonne-Lara auf Schloß La Bove, besuchten und auf diese Weise die schlechten Wege in den sumpfigen Talungen nördlich und südlich davon vermeiden konnten. Der Name der Straße wurde dann auf den Höhenrücken selbst übertragen*, und

* Ich gebe hier die landläufige Ansicht über die Entstehung des Namens Chemin-des-Dames wieder. Ihre Richtigkeit ist angezweifelt worden. Historisch Zuverlässigeres darüber habe ich bislang nicht ermitteln können, als die nachfolgende Notiz in der in der Stadtbibliothek von Laon befindlichen Schrift: Notice historique sur les Seigneurs

was ursprünglich eine Bezeichnung für einen Luxus zart besaiteter Prinzessinnen war, ist jetzt die Überschrift über eines der grimmigsten Kapitel des Weltkrieges geworden.

Als am 16. April die Franzosen an der Aisne-Front die kolossalste aller ihrer bisherigen Offensiven entfesselten, brachten wir hier oben am Chemin-des-Dames den Angriff zum Stehen; der Feind kam nicht weiter als bis auf diese Höhe, die wir bei der großen planmäßigen Rückwärtsbewegung im März von vornherein als unsere künftige Verteidigungslinie in Aussicht genommen hatten. (Vgl. Seite 55.)

Die zweite wütende Offensive der Franzosen in dieser Gegend, am 5. bis 7. Mai, hatte ein minder umfassendes, aber um so sichereres Ziel; sie wollte unsere Stellung auf dem Chemin-des-Dames zerbrechen. Dem gewaltigen Ansturm gelang es, uns von der Höhe des Rückens auf die nördlichen Hänge herunterzudrücken. Wir haben aber seit Anfang Juni in lauter Einzelkämpfen, gegen einen überaus hartnäckigen Widerstand, den Franzosen ein Stück nach dem andern von seinem Maigewinn am Chemin-des-Dames wieder abgenommen. Diese Kämpfe, ihrem Wesen nach ein Teil der großen Aisne-Schlacht, dauern noch immer

---

de la Baronnie de la Bove au pays Laonnais et sur le Château de ce nom, 1171—1901, par Th. Courtreaux. Paris 1901; einer nach Urkunden und archivalischen Grundlagen gearbeiteten Abhandlung, die von jenen Besuchen der Dames de France, und zwar Madame Adelaide und Madame Victoire, folgendermaßen (Seite 66) erzählt: „Les tantes du Roi amenaient avec elles à la Bôve une partie de la Cour et d'excellents comédiens, grâce auquels la duchesse put organiser au chateau de brillantes réceptions. Pour faciliter l'arrivée des princesses à la Bôve, la duchesse fit établir une chaussée, qui conduisait de la Porte de l'Ange Gardien, entre Soissons et Laon, au Château. (Arch. Dép. de l'Aisne. C. 425. 426. 521.)" Die in Klammern beigefügte Quelle Courtreaux's war in den Kriegsläuften nicht erreichbar. Der Name Chemin-des-Dames wird in der Schrift selbst nicht erwähnt. Einen Punkt L'Ange Gardien nennt die französische Generalstabskarte an der Heerstraße Soissons—Laon, nahe der Abzweigung des Chemin-des-Dames von ihr. Eine andere Führung der Chaussee der Herzogin von Narbonne, als in der Linie des heutigen Chemin-des-Dames, wenigstens bis zur Hurtebise-Ferme, von wo sie nordwärts über den Ailette-Grund nach La Bove-Château abbiegen mußte, ist nach der geographischen Gestaltung der Gegend nicht anzunehmen. Daß dabei nur ein schon sehr viel älterer Höhenweg zwischen den alten Königsstädten Soissons und Reims zeitgemäß verbessert wurde, ist nicht unwahrscheinlich.

an; fast täglich erscheint der Chemin-des-Dames in unsern Heeresberichten mit irgendeinem schönen Erfolg. Von einigen, die ich näher kennen gelernt, will ich hier erzählen.

## Regiment Hindenburg am „Potsdamer Platz".

Chérêt, den 22. Juli 1917.

Am 15. Juli enthielt der deutsche Heeresbericht die Worte:

„Am Chemin-des-Dames wurden dem Feinde wichtige Stellungen südöstlich von Courtecon entrissen. Nach zusammengefaßter Wirkung von Artillerie und Minenwerfern stürmten Teile des Infanterieregiments Generalfeldmarschall von Hindenburg und anderer ostpreußischer Regimenter sowie des Sturmbataillons 7 die französische Stellung in 1500 Meter Breite und 300 Meter Tiefe. Der Gegner leistete erbitterten Widerstand, so daß es zu hartnäckigen Nahkämpfen kam. Die Sturmziele wurden überall erreicht und gegen drei starke Gegenangriffe gehalten. Die blutigen Verluste der Franzosen sind schwer; bisher sind über 350 Gefangene eingebracht worden. Die beträchtliche Beute ist noch nicht gezählt."

Zum ersten Male ist hier öffentlich von der Obersten Heeresleitung ein Regiment genannt worden, das den berühmtesten Namen dieses Weltkriegs trägt. Diese Auszeichnung beweist, daß es sich der großen Ehre seiner Benennung würdig erwiesen hat. Es ist das 2. Masurische Infanterieregiment Nr. 147, das im Frieden in Lyck, nahe der Südostgrenze Ostpreußens, und in Lötzen an den masurischen Seen, an jener Verteidigungslinie gegen die Russen, stand, die schon der General Frhr. von der Goltz, die Formen des künftigen Stellungskriegs vorausahnend, dort geschaffen. So hatte es gleich im Beginn des Kriegs, noch ehe die allgemeine Mobilmachung beendet war, den ersten Ansturm der zum Überfall unserer Grenzen bereitstehenden russischen Truppen auszuhalten und hat gleich in diesen ersten Tagen eine schneidige Tat getan. Am 9. August 1914 hat das zweite Bataillon dieses Regiments — das damals seinen großen Namen noch nicht besaß —, wirksam unterstützt durch die 4. Batterie des Feldartillerieregiments 82, bei Bialla, südlich vom Spirdingsee, eine ganze angreifende russische Kavalleriedivision, 12—14 Schwadronen, in die Flucht

geschlagen und dabei sieben russische Geschütze erbeutet, die ersten, die im Osten genommen worden sind! Noch im selben Monat hatte das Regiment in dem Gefecht bei Orlau am 23. August härtere Kämpfe zu bestehen und die ersten Verluste zu erfahren. Dann hat es seinen ehrenvollen Anteil gehabt an der gewaltigsten und herrlichsten Schlacht des Ostens, die Hindenburgs Namen für alle Zeit der Geschichte unseres Vaterlandes eingeschrieben hat, an der Schlacht bei Tannenberg. Hier hat es bei Mühlen, ungefähr in der Mitte der deutschen Stellung, drei Tage, vom 26. bis 28. August, den feindlichen Ansturm abgewehrt. 3—4 Kilometer hinter seiner Front hielt der Stab des Armeekommandos mit Hindenburg selbst, von wo aus die Schlacht geleitet wurde; ihn hat es decken helfen. Weiterhin nahm es teil an der Schlacht an den masurischen Seen am 10. bis 12. September 1914, an dem ersten Feldzug gegen Warschau usf. Bis zu Ende 1915 blieb das Regiment im Osten, an den verschiedensten verantwortungsvollen Kämpfen beteiligt, von deren Härte Zeugnis ablegt, daß es zweimal dabei seinen Kommandeur verlor. Die Führung erhielt dann der schon als Leiter des 2. Bataillons bei Bialla hervorgetretene Major Beerbohm, der das Regiment bis heute kommandiert. Hierauf wurde es vom östlichen zum westlichen Schauplatz übergeführt. — Ende Februar 1915 war der Generalfeldmarschall von Hindenburg Chef des Regiments geworden. Am Jahrestag der Schlacht von Tannenberg, am 26. November 1915, erhielt es dann seinen heutigen Namen. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz kam das Regiment zuerst für längere Zeit in das Oberelsaß, dann beteiligte es sich an den Kämpfen der Aisne-Champagne-Schlacht. Seit einiger Zeit ist es in den großen Kämpfen am Chemin-des-Dames eingesetzt und hatte sich schon verschiedentlich daran beteiligt, ehe es seinem Ehrenkranz das Ruhmesblatt von Courtecon hinzufügte.

Das Dorf Courtecon, ungefähr im Süden von Laon gelegen, klebt an den Nordhängen des Chemin-des-Dames zwischen diesem und der Ailette. Der Bergrücken bildet oberhalb des Dorfes eine breitere Fläche, die der Soldatenscherz den „Potsdamer Platz" getauft hat. Die alte Damenstraße läuft, auf der höchsten Anschwellungslinie, nahe seinem Südrande darüber hin. Über diese Fläche zogen sich die französischen Stellungen vor dem 14. Juli und beherrschten sie in einem noch etwa

300 Meter über die Straße nordwärts vorspringenden Bogen. Der Gegner hatte von hier aus Einsicht in unsere Stellungen nördlich der Ailette, während wir von unsern Linien am Nordrande des „Potsdamer Platzes" nicht über dessen mittlere Anschwellung hinweg nach Süden schauen konnten. Diesen Bogen zu nehmen, bis auf die Höhenlinie hinauf, war die Aufgabe, die den ostpreußischen Regimentern gestellt war.

In der Abenddämmerung des 14. Juli, um 8 Uhr 55 Minuten, eröffnete unsere Artillerie ein mächtiges, schlagartig wirkendes Granaten- und Minenfeuer auf die gegnerischen Gräben, das nur 5 Minuten dauerte. Um 9 Uhr legte sich das Feuer weiter vorwärts, und nun stürzten die Stoßtrupps vor. Der Feind hatte den Angriff schon am Tage zuvor erwartet und hatte die Besatzungen soviel wie möglich verstärkt. Die Folge davon war, daß die Überraschung des blitzschnellen Angriffs doch nur in den unmittelbar zuerst erreichten Teilen des Verteidigungssystems wirkte; weiterhin entfaltete der Feind einen überaus hartnäckigen Widerstand. So wurde das Gefecht zu einem wilden und blutigen Handgemenge, in dem es darauf ankam, wer die größere persönliche Zähigkeit und Kraft besaß. Nur die Stoßtrupps waren an ihren begrenzten Stellen glatt über die erste Grabenlinie der Franzosen hinaus gekommen; die breiten Wellen der Nachstürmenden fanden einen so starken Widerstand an dieser Linie, daß es nicht ohne weiteres möglich war, sie zu überwältigen und den in die zweite Linie eingedrungenen Stoßtrupps zu Hilfe zu kommen. Es läßt sich ohne weiteres vorstellen, daß diese dadurch in eine gefährliche Lage kamen. Sie waren an sich von geringer Zahl und saßen nun an ihren Einbruchsstellen in vereinzelten, von Übermacht umgebenen Nestern, vom Angriff in die Verteidigung gedrängt. Das Ganze war eine Sachlage, die das Herz der Männer und die Nervenruhe und Entschlossenheit ihrer Führer auf eine schwere Probe stellte.

Sie haben beide diese Probe glänzend bestanden. Darin beruht ganz besonders der Ruhm dieses Tages. In grimmigem Kampfe, Mann gegen Mann, hielten sich die Stoßtrupps in ihren Grabenstücken der zweiten französischen Linie, bis die Sturmwellen in ähnlich wildem und blutigem Ringen den Widerstand der ersten Linie gebrochen hatten und sie nun befreien konnten. Jetzt überwältigten sie zusammen auch die

Besatzung der zweiten Linie und schlugen, was von ihr nicht getötet wurde, in die Flucht oder nahmen sie gefangen. Nur an einigen begrenzten Stellen hielten sich die Franzosen noch bis zum nächsten Tage mit ähnlich tapferer Zähigkeit; dann wurden auch diese Reste erobert. Die gesamte dem Sturm gesetzte Ziellinie war gewonnen, mit Ausnahme einer Sappenstellung von etwa 200 Meter Länge auf dem äußersten linken Flügel, die durch zwei Laufgräben in enger Verbindung mit den rückwärtigen Stellungen der Franzosen stand und deren Besatzung durch diese Gräben immer aufgefrischt werden konnte.

Ähnlich wacker hatten auch die Truppen der beiden Nachbarregimenter 150 und 151 gearbeitet. Ein Bogen von etwa 1500 Meter Sehnenlänge und 300 Meter größter Tiefe war im ganzen den Franzosen entrissen, die Höhe des Rückens, bezeichnet durch die Linie des Damenweges, war, mit Ausnahme jener Sappenstellung, überall erreicht, die Sicht nach Süden gewonnen. Die Franzosen müssen schon während der vorhergehenden Feuervorbereitung, bei der Überfüllung ihrer Gräben, schwere Verluste gehabt haben; ebensolche hatten sie dann in dem erbitterten Handgemenge sowie später bei ihren wütenden Gegenangriffen. Bereits in der ersten Nacht versuchten sie zwei solche, doch ohne Erfolg. Am Abend des 15. ebenso einen dritten nach lebhaftem Vorbereitungsfeuer der Artillerie, einen vierten am 16., einen fünften am 17., der ohne Artillerievorbereitung plötzlich auf unsern linken Flügel vorstieß. Im Handgranatenkampf wurde auch er zurückgewiesen; die wichtige Stellung blieb voll in unserer Hand. —

Am 20. Juli hatte ich Gelegenheit, das Regiment Hindenburg in seinem Bereitschaftslager in Chérêt südöstlich von Laon aufzusuchen. Das tapfere Bataillon des Regiments, das unter seinem Hauptmann Strack den Sturm am 14. ausgeführt hatte, wurde um 5 Uhr nachmittags auf einer Wiese, im kraftvollen Schmuck seiner Stahlhelme, in Hufeisenform aufgestellt, um die Begrüßung seines Regimentskommandeurs, des Majors Beerbohm, entgegenzunehmen, der vom Regimentsgefechtsstand herüberkommen sollte. Seine Offiziere hatten mir schon von diesem Mann erzählt, wie Regiment und Führer durch die gemeinsam erlebten Taten und Schicksale miteinander verwachsen seien, und wie seine Leute für ihn durchs Feuer gingen. Ich konnte das verstehen, als ich ihn

dann selbst sah und die einfachen und markigen Worte mit anhörte, ebenso männlich wie herzenswarm, die er zu ihnen redete und mit denen er seinen „Prachtkerls" den Dank für ihre famose Tat aussprach. Er teilte mit, daß er natürlich dem großen Chef des Regiments sogleich Anzeige davon gemacht, in welcher Weise sein Regiment versucht habe, sich der Ehre seines Namens würdig zu erweisen, und daß dieser auf seinen Bericht telegraphisch geantwortet habe: „Bin stolz auf die Taten meines Regiments und gedenke mit ihm in Treue der für König und Vaterland Gefallenen. Jedem einzelnen herzlichen Gruß. Generalfeldmarschall von Hindenburg." Dann durchschritt er die Reihen der Aufgestellten und sprach mit allen denen besonders, die sich im Gefecht ausgezeichnet hatten. Es waren kräftig gebaute Männer, ruhig von Art, fast alle blond und blauäugig, viele mit den breiten Gesichtern und slawischen Backenknochen der ostpreußischen Masuren, die, wie immer, auch in diesem Kriege sich prachtvoll vaterländisch treu gehalten haben. Eine besonders ehrende Ansprache wurde dem Leutnant Kohlke, dem Führer des linken Stoßtrupps im Kampf am 14., zuteil; einem Manne, der trotz seines deutschen Namens ganz ausgesprochen diesen masurischen Typus vertrat. Seine Kameraden hatten mich schon vorher auf ihn aufmerksam gemacht als auf einen ganz hervorragenden Soldaten, der in jenen schweren Stunden, wo man in den französischen Gräben auf unerwarteten Widerstand stieß, durch seine unbändige Energie und seine Beherrschung und Anfeuerung der Leute hauptsächlich den Erfolg retten geholfen habe.

Im Anschluß an die Vorstellung feierte das Bataillon ein kleines Siegesfest. Es gab Freibier und die Musikkapelle spielte, unermüdlich viele Stunden hindurch. In einem Obstgarten auf dem Rasen hatten sich auch die Offiziere einen Tisch bereitet; buntfarbige Lampions, die man in Laon aufgetrieben hatte, pendelten an Drähten darüber. Der ganz mit Wolken bedeckte Himmel, der Fliegergefahr ausschloß, gestattete sogar nachher das Wagnis, sie anzuzünden. Auch eine Bowle hatten sie sich für die Julischwüle ansetzen wollen, hatten aber die erforderlichen Früchte dazu nicht auftreiben können; und so hatten sie sich denn kurz entschlossen — als gute Ostpreußen —, einen dampfenden Punsch zu brauen! Der aber war ausgezeichnet, und so saßen die jungen Männer hier

unter den phantastisch schimmernden Lampen bis tief in die Nacht und sprachen in ihrer ruhigen und gemessenen Art von den Einzelheiten des Gefechts. Wenn die Musik schwieg, klang aus der Ferne vom Chemin-des-Dames das Grollen des nie ruhenden Artilleriegefechts herüber, und manchmal unterbrach auch ein leises Pfeifen in den Lüften und ein Krach, der unferne Flug und Einschlag irgendeiner Granate, für ein paar Augenblicke das Gespräch. „Das ging dahin" oder „Aha, heut sucht er wieder die Batterien dort und dort" war die einfache, sachkundige Feststellung; dann ging das frohe Geplauder weiter. Daß es auch ebensogut einmal hier zu uns herüberhauen konnte, wußte jeder. Aber so lebt man ja immer hier.

Der Regimentskommandeur konnte nur bis zu Einbruch der Nacht mit seinen Leuten zusammenbleiben; dann mußte er zurück zu seinem Gefechtsstand am Chemin-des-Dames. Denn morgen stand eine wichtige Sache bevor. Morgen früh um 6 Uhr sollte versucht werden, den letzten, seit dem 14. noch in den Händen des Gegners gebliebenen Teil der damals angegriffenen französischen Linie, jene Sappenstellung am linken Flügel, auch noch zu nehmen. Er lud mich ein, ihn morgen mittag draußen beim Gefechtsstand aufzusuchen; dann werde das voraussichtlich schon geschehen sein und er habe Zeit, mir die von ihm erbetenen Mitteilungen über die Geschichte des Regiments zu geben.

Lange saß ich selbst noch mit den Herren und plauderte namentlich mit dem Leutnant Kohlke. Er war im Zivil Schullehrer, ein Zögling des Seminars von Ortelsburg, aus dem so viele tüchtige, für das geistige Leben der Provinz Ostpreußen und für die Erhaltung ihrer alten schönen vaterländischen Gesinnung bedeutsame Männer hervorgegangen sind. Hier in diesem Kreise waren noch mehrere Zöglinge dieses Seminars, in dem ich selbst in früheren Jahren öfters Vorträge über meine Reisen gehalten; einer war noch mein Zuhörer gewesen. Immer noch sehe ich die stahlhellen und stahlscharfen Augen des Leutnants Kohlke vor mir, die freie, natürliche Art, die er seinem Vorgesetzten gegenüber hatte, die einfache Bildkraft seiner Schilderungen und den glänzenden Humor, der aus ihm strahlte. Obwohl nicht Berufsmilitär, war er Soldat, Krieger vom Scheitel bis zur Sohle, lebte ganz in dieser Aufgabe und ließ schon in diesen heitern Tischgesprächen unmittelbar fühlen,

welch mitreißende Gewalt er, selbst ohne Furcht und Tadel, auf seine Leute ausüben mußte.

Am nächsten Morgen um 6 Uhr weckte mich auf meiner Matratze — Bettzeug gab es nicht — der Donner eines heftigen Artilleriefeuers von der Front. Das war der Beginn unseres Angriffs auf die Reststellung der Franzosen, das Vorbereitungsfeuer unserer Artillerie. Bis um 7 tobte er in unverminderter Stärke. Dann grollte er allmählich schwächer und schwächer; gegen $^1/_2$10 scholl es noch einmal mächtig herüber, dann war alles ruhig.

In großer Spannung machte ich mich einige Zeit darauf auf den Weg zum Regimentsgefechtsstand. Die Reise dorthin erinnerte ein wenig an den Marsch zu den Brandenburgern vor dem Mont Cornillet. Mit dem mich begleitenden Offizier fuhr ich in einem Wägelchen so weit vor, wie die Straße gegen Sicht gedeckt war. Dann ging es zu Fuß auf freiliegender Chaussee weiter. Es war zur Mittagszeit, die immer besonders unangenehm in dieser Gegend ist, weil da die Sonne gerade von Süden kommt und bei klarem Wetter für den Franzosen, wo er noch auf dem Chemin-des-Dames steht — und etwas zur Linken war das der Fall —, jeden einzelnen Fußgänger zeigt. Um diese Zeit schießt er sehr gern, auch auf einzelne. Wir hatten aber Glück; es war zwar hell, doch hitzedunstig, und so sah er uns wohl nicht und ließ uns zufrieden. Nur weiter links in den Gründen und weiter rechts in den Wäldern, mehrere Kilometer fern, sah man seine Einschläge liegen und hörte ihr Krachen. Immerhin gingen wir doch in möglichst kräftigem Tempo vorwärts, namentlich im Bereich der zerschossenen und menschenleeren Dörfer, die wir zu passieren hatten. Denn eine Beschießung innerhalb einer Ortschaft ist immer ungleich unbehaglicher als auf freiem Felde, wo man in Granatlöchern Deckung finden kann. Solcher lagen in allen Größen und von verschiedenstem Alter, von bereits wieder mit Gras und Feldblumen bewachsenen bis zu wenigen Stunden alten, zu beiden Seiten des Weges. Was aber meine ganze Aufmerksamkeit gefangennahm und mir einen besondern Wert dieser Wanderung bedeutete, war der Anblick des Chemin-des-Dames, den ich hier zum erstenmal erlebte. Sobald die Straße die letzte Höhe vor der Senke des Ailette-Tals erreicht hatte, baute er sich vor mir am Horizont empor in ganzer

Ausdehnung. Ein Anblick ähnlich mächtig und beherrschend wie jüngst die Kette der Berge von Moronvilliers; in gewisser Weise aber noch eigenartiger und eindrucksvoller. Ungefähr doppelt so lang wie jene Bodenwelle zog der berühmte Rücken sich dahin, anzusehen wie eine ungeheure chinesische Mauer; oben auf der ganzen Erstreckung für das Auge vollkommen wagerecht! Was ehedem von Bäumen, von Häusern auf ihm gestanden hatte, die Granaten hatten es längst eingeebnet. Durch das Glas wies mir mein Begleiter ein paar schwärzliche, unbedeutende Wülste; die zerschossenen Bassins der Zuckerfabrik von Cerny. Das Grün der Wiesen und Waldstücke, das vom Boden des Ailette-Tals an den Hängen emporstieg, verlor sich gegen oben immer mehr in das Oliv und Gelbgrau der trostlosen Öde jener besondern Erdoberflächenform, die dieser Weltkrieg hervorgebracht hat, der Granattrichterwüste. Starr, finster, schauerlich stand das Berggebilde vor mir in der Ferne und wuchs beim Näherkommen immer höher, ohne von seiner Fremdartigkeit und seiner drohenden Schrecklichkeit etwas zu verlieren. Allmählich unterschied das Auge einige hellere Flecke, die traurigen Reste der Ortschaften, die einst anmutig an seinen Hängen sich emporgezogen hatten: Cerny, Courtecon und andere. Von irgendeinem menschlichen Leben war drüben auch durch das Glas nicht das geringste zu erblicken; das spielte sich, wie überall, unter der Erde, in den Gräben, den Stollen und sonstigen Deckungen ab. Oben auf der einsamen Höhe tanzten nur die Granateinschläge, graugelb, ihre unheimlichen Schleiertänze, wuchsen hier und dort die spukhaften schwarzen Riesenbäume empor, die dem Bersten einer der großen Torpedominen folgen. Die dort oben kamen sowohl von uns wie vom Gegner. Manchmal fiel eine der großen Minen des Feindes auch näher zu uns nieder, am Fuß des Rückens oder in der Talebene der Ailette. Dann wuchs der Riesenbaum über den Wipfeln der Weiden, Ulmen und Pappeln dort empor in die Höhe, und ein dumpfer, brüllender Krach tönte herüber. Rechts und links, aus verborgenen Batteriestellungen, feuerten unsere eigenen Geschütze stoßweise in dumpfen Schlägen, und das Heulen ihrer zum jenseitigen unsichtbaren Hang des Chemin-des-Dames hinüberziehenden Geschosse klang, allmählich ersterbend, zu unserm Ohr.

Unbehelligt kamen wir an unserm Ziele, dem Regimentsgefechtsstand, an, der in einer Schlucht gegenüber von Courtecon lag. Ein

Brummer mittlerer Güte hatte sich dort, heute in den Morgenstunden erst, gerade zwischen zwei der Stollen des Gefechtsstandes hineingesetzt und viel Erde und Gestein umhergeschmissen; aber das hatte die Stimmung meiner Gastfreunde ebensowenig beeinträchtigt, wie alle die schweren Kampftage, die vorhergegangen waren. Vom Rande der Schlucht konnte man frei hinüberschauen über das Ailette-Tal und zu dem gegenüberliegenden Plateau des „Potsdamer Platzes". Hier erfuhr ich, daß der heut früh ausgeführte Sturm mit einem vollen Erfolg geendet hatte. Nach einem heftigen Kampfe war das noch fehlende Stück der französischen Stellung genommen worden. Sechzehn Gefangene, ein Maschinengewehr, drei Schnelladegewehre waren die Beute, zwei Gegenangriffe, einer zwischen 6 und 7, einer um $^1/_2$10 Uhr, waren abgeschlagen worden, die gesamte von uns gewünschte beherrschende Stellung am Chemin-des-Dames in dieser Gegend war in unserer Hand! Die eigenen Verluste waren infolge trefflicher Vorbereitung und guter Artilleriewirkung gering gewesen. Und so freut sich der Kommandeur und sein Stab, in dieser frohen Stunde in mir unmittelbar einen Vertreter der Heimat vor sich zu haben, dem sie frisch von ihres und ihrer Leute Tat erzählen konnten; und Major Beerbohm gab mir dabei auf meine Bitte außer den Mitteilungen über das heutige Gefecht auch jene Notizen über die frühere Geschichte des Regiments Hindenburg in diesem Kriege, von denen ich einiges oben wiedergegeben habe.*

## Die Kämpfe bei Ailles.

Waldlager Ludwigslust bei Couey-les-Eppes, 29. Juli 1917.

Bei den Gefechten, mit denen wir uns seit Juni stückweise wieder auf die Höhen des Chemin-des-Dames hinaufarbeiten, handelt es sich stets um Kämpfe höchst erbitterter und für unsere Truppen ehrenvollster Art, denn unsere Vorstöße erfolgten durchweg aus ungemein schwierigen Lagen und Stellungen heraus, und ein jeder Teilerfolg muß gegen unablässige wütende Gegenangriffe von seiten der Franzosen verteidigt werden, die augenscheinlich vollkommen rasend darüber sind, daß die mit

* Mit tiefer Bewegung denke ich bei der Drucklegung dieses Buches an jenen Maitag zurück, denn der tapfere Mann ist in der großen deutschen Frühjahrsoffensive von 1918 an der Spitze seines Regiments gefallen. [1920.]

so ungeheuern Hoffnungen und Entwürfen begonnene Frühjahrsoffensive sich mit fortschreitendem Sommer hier allmählich geradezu in ein Gegenteil verwandelt hat.

Heute soll die Rede sein von den Kämpfen der westfälischen Regimenter 55, 56 und 16 am 25. und 26. Juli bei Ailles, die eine noch umfassendere Wiederverdrängung der Franzosen als am „Potsdamer Platz" bedeuteten.

Das Dorf Ailles liegt etwa in der Mitte zwischen Courtecon und Craonne an den Nordhängen des Bergrückens Chemin-des-Dames, hart unterhalb des Plateaurandes. Die Plateauoberfläche, auf deren Höhe die alte Straße des Damenweges dahinzieht, verbreitert sich in einzelnen lappenartigen Vorsprüngen von der Straße nordwärts gegen die Ailette-Niederung und fällt dorthin mit steilen Hängen ab. Ein solch lappenartiger Vorsprung ist die Hochfläche von Courtecon (der „Potsdamer Platz"); ein zweiter, östlich daran anschließend, heißt der Bovelle-Rücken; ein dritter, wieder weiter östlich gegen Craonne hin, liegt im Süden von Ailles und ist der Schauplatz der jüngsten Erfolge. Er bildet hier einen flachen, von dem Damenweg als Sehne sich gegen Ailles wölbenden Bogen von etwa 3 Kilometer Länge. An seinem Westende, wo der Plateaurand dem Damenweg sich auf nur einen halben Kilometer nähert, hatte schon am 29. Juni das lippesche Regiment 55 mit einem raschen und glänzenden Vorstoß sich auf das Plateau selbst hinaufgeschoben bis auf weniger als 200 Meter an den Damenweg heran. Gegen diese Stellungen haben die Franzosen seitdem mit größter Erbitterung in immer neuen Stürmen, mit taktisch immer wechselnden Versuchen, sowohl von der Mitte wie von der östlichen und westlichen Flanke aus, Gegenangriffe gerichtet. Mehr als 25 solcher sind bisher erfolgt; alle hat das tapfere, unerschütterte Regiment, später auch durch Bayern unterstützt, siegreich zurückgewiesen; wir hatten am 25. Juli diese Stellung noch ebenso fest wie vorher in der Hand.

Am Ostende des Plateauvorsprungs von Ailles dagegen, wo der durch die berühmte Hurtebise-Ferme bezeichnete Straßenkreuzungspunkt liegt, war die Hochfläche noch bis an den Nordrand in den Händen der Franzosen. Der Bergrücken des Chemin-des-Dames erleidet dort eine seiner engsten Zusammenschnürungen; er ist nur 100 bis 200 Meter

breit, und die Gehängeabstürze sind besonders steil. Hier, und ebenso im ganzen übrigen Bereich des Plateauvorsprungs von Ailles liefen die französischen Stellungen hart oben über diesen Hängen entlang, während die unsrigen wie Schwalbennester unterhalb des Randes an den Abhängen klebten. Das war natürlich eine ungemein ungünstige Lage für uns; so ungünstig, daß sie auf die Dauer überhaupt unhaltbar gewesen wäre. Während wir in dieser ganzen Gegend nur die störungsreiche Beobachtung mit Fliegern und Fesselballonen besaßen, hatte der Gegner von den Höhen herab die dauernde Erdbeobachtung. Sie war so ausgezeichnet, daß er bei Tage jeglichen Verkehr unserer Hangstellungen nach rückwärts durch die breite Ailette-Niederung überwachen und hindern konnte. Er hatte verschiedentlich Scharfschützen aufgestellt, die jede unvorsichtige Bewegung der Unsern erkannten und mit unfehlbarer Sicherheit uns die Leute abschossen. An den steilen Hängen war es für uns nicht möglich, bombensichere Stollen zu erbauen; fast schutzlos waren unsere Truppen in Hütten und Wellblechbaracken den feindlichen Minenwerfern ausgesetzt, die aus unsichtbaren Batterien von der andern Seite des Bergrückens her mit größter Treffsicherheit herüberfeuerten. Die Verbindung über den leicht zu vergasenden Ailette-Grund hinweg war auch des Nachts äußerst beschwerlich; das Vorbringen der Munition, der Verpflegung, die Nachrichtenvermittlung, alles war bei dieser Sachlage aufs äußerste gefährdet. Ein Angriff von hier aus, um diese Lage zu ändern, war natürlich eine doppelt schwierige Aufgabe, denn die unbemerkte Herbeischaffung des erforderlichen Materials, die Anlage von Bereitschaftsstellungen für die Sturmtruppen, die Zusammenziehung der erforderlichen Mannschaften, alles das erschien fast unausführbar.

Dennoch wurde es gewagt! General von Versen von der 14. Infanteriedivision, der Leiter des Angriffs, dessen Erzählung ich diese Darstellung verdanke, teilte ihn in zwei Teile, da die Gesamtlänge des Abschnitts zu groß gewesen wäre, um das Artilleriefeuer überall gleichzeitig mit der wünschenswerten Verdichtung wirken lassen zu können. Der westliche Abschnitt, in 1800 Meter Länge, sollte am 25. Juli, der zweite, östlich anschließend, in 1200 Meter Länge, am 26. genommen werden. Die erforderlichen Sturmtruppen wurden in ganz ähnlicher Weise zusammen-

gesetzt, wie seinerzeit beim „Potsdamer Platz", und ganz ebenso sorgfältig für den Sturm eingeübt, so daß dieser nachher in beiden Abschnitten, wie der General sich ausdrückte, gegangen ist wie eine gut einstudierte Quadrille, ohne Kommando, auf Händeklatschen. Ebenso eingehend und mit größter Behutsamkeit wurden die sonstigen erforderlichen Vorbereitungen getroffen, der Einbau der Minenwerfer, die Bereitstellung des Sturmmaterials, die Vorarbeiten für die rasche Zusammenballung der Artillerie usw.

Der Westabschnitt begann bei dem erwähnten vorgeschobenen Abschnitt des lippeschen Regiments und endete südlich der sogenannten Maywaldhöhle. Am Sturm sollten sich ein Bataillon des lippeschen Regiments auf dem rechten Flügel beteiligen, in der Mitte das westfälische Regiment 57 und im Osten ein Teil des westfälischen Regiments 56. Infolge der Einsicht der Franzosen in den Ailette-Grund mußten die Angriffstruppen schon in der Nacht vor dem 25. ihre Bereitschaftsstellungen einnehmen; d. h. hier, wo richtige Sturmgräben an den steilen Hängen nicht gebaut werden konnten, mußten sie den ganzen Tag über in ihren spärlichen Deckungen möglichst regungslos auf dem Bauch liegen, um sich nicht zu verraten. Es war ein gefährliches Spiel; denn wenn die Sturmtruppen erkannt wurden, so konnte der Gegner durch seine Minenwerfer eine schwere Verheerung unter ihnen anrichten. Allein früher oder später mußte ein solcher Versuch doch gewagt werden oder die ganze Stellung hätte aufgegeben werden müssen.

Das Glück blieb uns hold. Dank der großen Vorsicht unserer Bewegungen merkte der Feind nichts. Am Abend des 25., um 7 Uhr 25 Min., setzte mit einem einzigen Schlage das Feuer unserer gesamten Artillerie und Minenwerfer auf die französischen Stellungen mit kolossalster Kraftentfaltung ein, und zwar gleichzeitig auf alle die drei Linien hintereinander, die man zu nehmen gedachte. Nur 5 Minuten dauerte es, war aber so fürchterlich und so gut gezielt, daß es die französische Besatzung panikartig in ihre Unterstände hineinjagte. Fast gleichzeitig mit dem Beginn des Artilleriefeuers sprangen unsere Sturmtruppen auf, erklommen die Ränder der Hänge und stürmten gegen die feindlichen Stellungen auf dem Plateau los. Im Augenblick selbst, wo unser Feuer sich sprungweise nach vorn verlegte, standen sie schon vor den Eingängen

der französischen Unterstände, so daß den darin Eingeschlossenen kaum die Möglichkeit eines Widerstandes blieb. So stürmten sie nicht nur die drei befohlenen Stellungen, sondern überrannten noch eine vierte, die nicht mit vorgesehen war, und aus der erst ein Befehl des Generals sie in die vorbestimmte Ziellinie zurückrief. Die unmittelbar daran anschließenden ersten, noch unvorbereiteten Gegenstöße der französischen Bereitschaften wurden leicht abgewiesen, noch vor Eintritt der Dunkelheit war die ganze Stellung in 1800 Meter Länge und 500 Meter Tiefe fest in unserer Hand, und 421 Mann und 21 Offiziere waren gefangengenommen worden.

Der Angriff auf den zweiten Abschnitt erfolgte in der Morgenfrühe des 26. Juli. An sich ist der Morgen für einen Angriff minder geeignet als der Abend, weil man die folgende Dunkelheit viel besser ausnutzen kann zur Umänderung und Befestigung der gewonnenen Gräben. Allein die Abhänge, von denen wir den Ausgang zum Sturm nehmen mußten, waren so außerordentlich steil und boten so spärliche Deckungen, daß man hier nicht wie beim ersten Abschnitt die Sturmtruppen einen Tag hindurch hätte liegen lassen können. So erkletterten sie denn während der Nacht die Bereitschaftsstellungen unter dem Plateaurand. Die Truppen, die den Sturm auszuführen hatten, setzten sich zusammen aus Teilen des westfälischen Regiments 56, dessen andere Hälfte am Abend zuvor den Westabschnitt mitgestürmt hatte, und dem Regiment 16, das in Köln liegt. Hierzu wie auch im Westabschnitt noch Stoßtrupps des besonderen Sturmbataillons der Armee. Um 6 Uhr 15 Min. am Morgen des 26. Juli setzte mit ebensolcher Plötzlichkeit, Genauigkeit und Gewalt wie abends zuvor das Gesamtfeuer unserer Artillerie ein. Gleichzeitig mit seinem Beginn fingen die Sturmtruppen an, den Rand der gegen 40 Grad steilen Hänge zu erklettern. Gerade zur Zeit des Angriffs entwickelte sich ein sehr starker Nebel, der darin vorteilhaft für uns war, daß er die Überraschungsmöglichkeit vermehrte. Anderseits erschwerte er auch für die vorstürmenden Truppen die Orientierung. Daher kam es ihnen diesmal ganz besonders zugute, daß der Sturm in allen Einzelheiten so sorgfältig vorher eingeübt war. Er ging hier, unter dem Schutz des Nebels, fast noch glatter vor sich als im Westabschnitt. Die auf dem erwähnten ganz kleinen Raum

zusammengedrängten Sturmtruppen, die nahe dem Westende des ganzen Abschnitts sich befanden, stießen von dort schräg gegen die Sehne des zu nehmenden Bogens vor, so daß sie den Franzosen größtenteils in den Rücken kamen. Etwa so, wie man eine Erdscholle mit dem Spaten nicht senkrecht, sondern schräg absticht, so daß man unter die Grasnarbe kommt, um sie hochzuheben. Auch sie gelangten genau mit dem Verlegen unseres Feuers an, so daß der Gegner vollkommen verblüfft war, und daß es unter Mitwirkung der nun auch über die übrigen Teile des Plateaurandes im Frontangriff heraufstürmenden Resttruppen gelang, sie in noch größerer Zahl als abends zuvor sofort gefangenzunehmen. Die Gefangenenziffer auf diesem 600 Meter kürzeren Abschnitt betrug über 1000 Mann. Die Schnelligkeit des Vorgehens war so groß, daß in 4 Minuten sämtliche vorher bestimmten drei feindlichen Linien überrannt waren. Schon 6 Uhr 34 Min. erhielt der General die Meldung, daß die gegnerische Stellung in der beabsichtigten Länge von 1200 und der Tiefe von 250 Metern in unserer Hand sei.

Die zweite Linie der Franzosen war besonders stark befestigt gewesen, hier hat der Gegner durch unsere Feuervorbereitung sehr blutige Verluste gehabt. Auch diesmal stürmten die Unsrigen viel zu weit vor, stellenweise bis zur fünften Linie, ehe sie das erkannt hatten und bis zur Ziellinie zurückgingen. Bis gegen Mittag hielt der Nebel an und ersetzte uns gleichsam die Nachtdunkelheit, die für den Ausbau der gewonnenen Stellungen so vorteilhaft ist. Die Franzosen wußten nicht, wo wir eigentlich waren und wieweit es möglich war, uns mit der Artillerie zu beschießen. So konnten die Unsrigen sich gut einrichten. Im Schutz des Nebels erfüllte sofort ein phantastisches Gewimmel das gewonnene Plateaugebiet, neben den Abtransporten der Gefangenen bewegten sich die Bau- und die Trägertrupps, die unverzüglich die Gräben ausbesserten und mit veränderter Front versahen, Verpflegung und Munition herbeiführten und die reiche Beute sammelten.

So war das Unternehmen der beiden Tage glänzend geglückt; der ganze Plateauvorsprung bei Ailles war in 3000 Meter Länge und 500 Meter Tiefe gewonnen. Die Gefangenenzahl belief sich auf 1450 Mann, darunter 40 Offiziere, die Beute auf 16 Maschinengewehre, 70 Schnelladegewehre, Handgranaten und dergleichen in großen Mengen.

Sehr interessant sind die Aussagen der Gefangenen. Alle bezeichneten sie den deutschen Angriff als glänzend und unwiderstehlich. Das plötzliche Artilleriefeuer erklärten die Offiziere in seiner Art als ein vollkommenes Meisterstück. Ein schwerwiegender Faktor sei die Überraschung gewesen, daß dann die Deutschen so ganz unmittelbar im Anschluß an das Artilleriefeuer auch bereits an den Stellungen erschienen wären. Eine zweite Überraschung war es, daß dem großen Angriff am Abend des 25. bereits am Morgen des 26. ein zweiter von ähnlicher Ausdehnung gefolgt sei; darauf sei niemand gefaßt gewesen. Dieser zweite Angriff kam einem von ihnen selbst beabsichtigten umfassenden Gegenstoß wirksam zuvor. Die blutigen Verluste durch das schlagartige Artilleriefeuer bezeichneten sie selbst als sehr groß; bei einzelnen Regimentern schätzten sie den Gesamtverlust auf 50 bis 60 Prozent. Auch hoben sie hervor, welch starke niederdrückende Wirkung die Beteiligung unserer Flieger gehabt habe, die in nur 150 Meter Höhe trotz des aufkommenden Nebels herangeschwebt wären und von dort mit dem Maschinengewehr geschossen und Bomben geworfen hätten. — Was die Stimmung der Gefangenen überhaupt betraf, so merkte man, daß das ganze Denken der Franzosen und ihre ganze Hoffnung auf Sieg sich zur Zeit um die Amerikaner dreht. Sie erwarten bis Ende 1917 ein Heer von 500000 Mann, die dann in die Frühjahrsoffensive von 1918 eingreifen sollen.

Die Erfolge der beiden Tage von Ailles müssen auf den Gegner den größten Eindruck gemacht haben, denn er hat seitdem mit einer geradezu rasenden Wut in immer neuen Gegenangriffen versucht, uns das gewonnene Gelände mit seiner vorteilhaften Sicht nach Norden wieder zu entreißen. Es ist unmöglich, die einzelnen Versuche dazu zu schildern; genug, daß der Franzose bis heute durchschnittlich täglich fünf bis sechs schwere Angriffe gemacht hat. Der Geschützdonner eines solchen von besonderer Ausdehnung und Wildheit erfüllte heute am Spätnachmittag die Luft, gerade als ich beim General von Versen weilte; er mischte sich grandios mit dem natürlichen Donner eines gerade entfesselten Gewitters am Himmel und endigte im Laufe einer Stunde mit einer vollständigen blutigen Zurückweisung des Gegners.

## Der Sturm auf den Bovelle-Rücken.

Schloß Marchais, 31. Juli 1917.

Der letzte Tag des dritten Kriegsjahrs! Welch herzerschütternde Stunden. Sie sind es doppelt, weil soeben die Nachricht eingetroffen ist, daß in Flandern wirklich der englische Infanterieangriff losgebrochen ist, den wir seit Wochen erwarten und zu dem das nochmals gesteigerte, heute vierzehn Tage(!) währende furchtbare Artilleriefeuer die ungeheure Einleitung gebildet hat. Wieder ist einer der entscheidungsgewaltigsten Vorgänge des Krieges im Ablauf begriffen. Wie wird der Abend des heutigen Tages sein?

Aber er ist für mich hier noch anders höchster Spannung voll. Auch am Chemin-des-Dames steht eine Entscheidung bevor, gewiß nicht ganz so weittragend wie dort, jedoch nächst jener zweifellos heut das wichtigste Ereignis an der Westfront. Wir wollen heut den Bovelle-Rücken stürmen.

Dieser Rücken springt zwischen dem „Potsdamer Platz" und dem Rücken von Ailles, östlich vom Dorf Cerny, in gleicher Weise wie diese, lappenförmig von der Kammhöhe des Chemin-des-Dames gegen die Ailette-Niederung vor. Hier greift die französische Stellung noch in einem breiten Bogen nordwärts aus und besitzt damit ausgezeichnete, beherrschende Beobachtungspunkte, die uns ebenso lästig und gefährlich sind, wie ich es im vorhergehenden Abschnitt vom Ailles-Rücken beschrieb. Heut wollen wir dem Franzmann nun auch diese Position am Chemin-des-Dames noch entreißen.

Alles ist aufs sorgfältigste vorbereitet, Tag und Stunde aber streng geheimgehalten worden. Nur wenige Stabsoffiziere kannten bisher den Zeitpunkt. Ich soll selbst den Sturm der westfälischen Regimenter mit ansehen dürfen. Seine Exzellenz von Stabs, der Kommandierende General der Heeresgruppe Liesse, wird mich zu dem Hochstand im Walde unweit von Beslud mitnehmen, von wo er das Gefecht überschauen will.

Der Tag ist wolkenverhangen, die Luft ruhig. Merkwürdig still ist es, wie schon gestern den ganzen Tag an der feindlichen Front. Hat der Gegner für eine Weile genug von der letzten blutigen Abfuhr, die er sich erst vorgestern noch geholt? Oder bereitet er selber vielleicht einen

überraschenden Schlag gegen uns vor? Würde es im letzteren Falle das Glück wollen, daß wir ihm zuvorkämen? Kurz nach Mittag fahren wir von unserm Quartier ab, denn Punkt 2 Uhr sollte der Sturmangriff einsetzen. Der Kraftwagen führt uns so weit vor, wie der Weg gegen Sicht vom Feinde her gedeckt ist. Dann geht es zu Fuß auf verschlungenen Pfaden weiter. Endlich haben wir den Beobachtungsstand erreicht. Die Ordonnanz hat im Lederrohr das Scherenfernrohr mit und stellt es auf; der Adjutant breitet die Geländekarte aus. Vor uns dehnt sich die lange, düstere, olivgelbe Bergwand des Chemin-des-Dames, jenseit des Ailette-Grundes mit steilen Flanken emporsteigend und oben mauerförmig wagrecht; gerade vor uns erhebt sich das Plateau des Bovelle-Rückens, um das es sich handelte. Der General zeigt mir auf der Karte, und entsprechend im Gelände gegenüber, wie die französische Stellung in einem großen, in seinen Biegungen $2^1/_2$ Kilometer langen Bogen über die Sehne vorspringt, die im Westen die Stellungen mit denen des im vorhergehenden Abschnitt genannten lippeschen Regiments verbindet. Im Scheitelpunkt hat dieser Bogen 700 bis 800 Meter Tiefe. Auf der Karte sind in verschiedenen Farben die hintereinanderliegenden Grabenlinien der Franzosen angegeben, die der Sturm zu genau bestimmten Zeiten erreichen soll. Die letzte Linie ist nur als ein Möglichkeitsziel hingestellt, wenn alles besonders gut geht. Eingeleitet werden soll der Sturm wieder durch das Feuer unserer gesamten Artillerie auf die feindlichen Gräben.

Noch trennt uns etwa eine Viertelstunde vom Beginn des Feuers. Rings die Berge und Wälder liegen für das Auge einsam und für das Ohr in einem tiefen Frieden. Hier und da bellt einmal ein Geschütz von uns, wie ein flacher Paukenschlag. Aber das empfindet man gar nicht mehr als Friedensstörung; im Gegenteil, das völlige Ausbleiben der gewöhnlichen Knallerei würde vielleicht Verdacht erregen können. Bei den Franzosen regt sich gar nichts, nicht einmal ihre Fesselballone sind hoch, kein Flieger zeigt sich, denn die Luftbeobachtung ist heute ungünstig. Nichts deutet an, daß sie etwas ahnen. Langsam, schwül und schwer ziehen die Wolken über den Chemin-des-Dames und drohen mit Regen. Eine fieberhafte Spannung klopft dafür uns selbst in den Adern. Da sitzen und liegen drüben in den feindlichen Gräben viele Tausende von

Männern, plaudernd, lachend, zahlreiche auch wohl in behaglichem Nachmittagsschläfchen; niemand von ihnen dort weiß, was ich weiß, und, mit der Uhr in der Hand, unerbittlich kommen sehe, in Minuten nur noch: Grauen und Entsetzen, Donner, Schreien und Toben, zähneknirschendes Morden von Mann gegen Mann, Jubel, Sieg und Schmach der Überwindung! Ich weiß es, wie eine Gottheit, diese wissen es nicht. Aber auch ich hätte doch keine Macht, es zu hemmen; unausweichlich kommt das Schicksal heran, wie der Erdball sich unter mir dreht und die Sonne hinter den Wolken wandert. Es ist ein seltsames Gefühl von dämonischer Übermacht und schauderndem Unvermögen zugleich, mit dem ich hier der festgesetzten Sekunde warte. Auch von unsern Kämpfern ist nichts zu sehen; verborgen liegen sie auf dem Plateaurande in ihren Gräben und Trichtern, harren an den Hängen in ihren Deckungen, die Brust pochend, die Hand am Gewehr und der Wurfgranate, den Fuß sprungbereit. Bei den verborgenen Batteriestellungen stehen die Kanoniere am geladenen Rohr, abzugsbereit, die Munitionszuträger griffertig, die Führer das Zifferblatt ihrer genau geregelten Uhren vor Augen. Nichts verrät den unmittelbar bevorstehenden Orkan. Eine Lerche steigt vor mir vom Grase auf und schwingt sich tirilierend in die Höhe. Es ist fast unerträglich; wie wenn man den Manometerzeiger eines überheizten Dampfkessels sich unaufhaltsam dem Explosionspunkt nähern sieht.

Nur noch 2 Minuten! Von rückwärts her erscholl ein Schnarchen über uns. Unsere Flieger kommen heran. Langsam ziehen sie über uns hinweg zur Front. — Immer winziger macht der Zeiger den Zwischenraum zwischen sich und dem Minutenstrich, auf dem unser Auge wie gebannt haftet. — Jetzt deckt er ihn!

Bricht in diesem Augenblick ein Donner los, als wenn die Erde birst? — Nein, nichts hört das Ohr! Wohl aber sieht das Auge hier, dort, da, drüben, in der Nähe und Ferne, im Gebüsch, an Hängen und Schluchträndern kleine, feine Blitze aufzucken. Fast gleichzeitig damit springen drüben am Chemin-des-Dames, rechts und links vom Bovelle-Rücken, aus dem Boden gelbliche, fontänenartige Gebilde empor. Sie wachsen in die Höhe, andere gesellen sich dazu; sie breiten sich aus, sie mehren sich, sind plötzlich in Reihen da, als wenn Scharen von unheimlichen Gespenstern zu einem spukigen Kontertanz anträten. Die

Blitze sind die Abschüsse, die Rauch- und Staubfontänen die Einschläge unserer Artillerie. Lautlos beide noch, weil die Entfernung den Schall erst mehrere Sekunden später zu uns gelangen läßt. Endlich kommt auch er: das Krachen und Grollen des Trommelfeuers beginnt und wächst in einem gewaltigen Kreszendo. Denn binnen kurzem setzt auch die Mitte ein. Der Donner schwillt empor zu einem einheitlichen dumpfen Dröhnen, in dem nur noch die Stimmen der ganz großen Riesen oder das Krachen der schweren Mineneinschläge sich hervorheben. Drüben füllt sich rasch auch die Mitte des Plateaus mit tanzenden Einschlagsspritzern. Binnen kurzem ist alles dort in ein schweres Rauchgewölk gehüllt. Graugelbe Vorhänge spannen sich weithin; dazwischen schimmern weiße Dampfstrahlen, oder riesige dunkelfarbige, braune und schwarze Gebilde wachsen wie Türme darüber empor. Der Wind treibt die Dämpfe langsam nach links; die wallenden Gebilde ziehen sich schräg aus und gleiten mit langen, schauerlichen Schleppen über die Höhe des Chemin-des-Dames dahin. Ihre Lücken füllen immer neu emporwachsende nach. Hier und dort zuckt ein Feuerstrahl zwischen ihnen herüber; ein Blitz der Hölle, die dort jetzt entfesselt ist. 2 Uhr! Jetzt müssen die Sturmtruppen drüben aus den Gräben springen und vorwärtsstürzen. Der Qualm und Dunst gestattet nicht, etwas davon zu sehen. Aber wir wissen, daß es geschieht. Gleichzeitig sehen wir, wie unsere Einschläge sich weiter weg verlegen. Nicht lange, so erscheint die Kante des Höhenzuges vielfach wieder scharf unter dem Rauch; der steigt also jetzt schon dahinter empor.

Merkwürdig lange dauert es, ehe die französische Artillerie zur Antwort gelangt; sie scheint überrascht worden zu sein. Nun beginnt aber auch sie. Ihr Sperrfeuer zieht sich in langen hellen und weißen Draperien an den Hängen hin; schwere Minen schlagen mit riesiger Rauchentwicklung in unsern vorderen Stellungen ein. Unser Hintergelände belegen die Franzosen stark. Überall, wo sie unsere Batterien vermuten, nicht weit von unserm Hochstand selbst, blähen sich jetzt die weißen und gelben Watteballen ihrer einschlagenden Granaten empor. Auch Vergasung versuchen sie; hier und dort breitet sich der unheimliche weißliche Schwaden über dem Boden aus. Schrapnelle platzen in den Lüften, Flakfeuer sucht unsere Flieger. Pfeifend hören wir das Vorüberziehen von Geschossen oben am Himmel, ehe der Krach des Einschlagens unser

Ohr erreicht. Zur Rechten auf dem Plateau von Monthenault, über das ich vor ein paar Tagen zum Gefechtsstand des Regiments Hindenburg wanderte, liegt der Gasdampf in dichten Schwaden.

In seltener Vorzüglichkeit arbeiten heute die Mittel unseres Meldedienstes. Aus dem Qualm dort drüben steigen helle Leuchtkugeln empor, hier, da, dort. Das sind die Signale dafür, daß diese und jene Sturmabteilung ihr vorgestecktes Ziel erreicht hat. Die Signale mehren sich, es geht glänzend! Jubel erfüllt unser Herz. — —

All das, was ich hier erzähle, vollzog sich fast rascher, als ihr es lesen könnt. In wenigen Minuten nur. So rasch wie man ein paar hundert Meter rennt, drangen die Unsern, über Gräben und Drahtverhaue hinweg, zu ihren Zielen vor. Wir haben aber hier oben noch andere Augen, als nur die des Kopfes und des Fernglases. Der Fernsprecher weckt an: „Meldung der Armeegruppe: die dritte Linie überall erreicht: Regiment 15 hat bereits 200, Regiment 183 etwa 800 Gefangene gemacht!" Ich staune, ich traue meinen Ohren kaum; das geht ja fabelhaft! Jetzt sehen wir einen Flieger von der Front zurückkehren. Gleich danach einen zweiten. Wir haben sie auf ihrem Hinflug schon verfolgt; wir sahen sie in der Ferne dicht über dem Rauchsee schwimmen, inmitten feindlichen Abwehrfeuers. Dort begleiteten sie, wie bei unsern vorhergehenden Stürmen, unmittelbar die Sturmwellen; wahrscheinlich schossen sie auch selbst mit dem Maschinengewehr in die feindlichen Gräben. Zugleich beobachteten sie den Fortgang des Gefechts. Jetzt kommen einige als Boten zurück. Nicht weit hinter uns ist eine verabredete Bodenfläche, wo Posten stehen. Über ihr senken sie sich und werfen in einem gelben Säckchen, an dem ein langer schwarzweißroter Wimpel flattert, ihre Meldung ab; dann fliegen sie wieder zur Front. Auf diesem und noch andern Wegen kommt uns weitere Kunde. Eine der überraschendsten und erfreulichsten lautet: „Südeingang des Cerny-Tunnels in unserer Hand." Dieser Tunnel, ehedem von uns gegraben, führt in etwa 600 Meter Länge unter dem Kamm des Chemin-des-Dames von hinten nach vorn hindurch. Im Mai hatten wir ihn verloren, Ende Juni seinen Nordausgang wiedergewonnen. Den größern Teil besaß aber der Gegner noch; eine Sprengung schuf im Innern eine Scheide. Er blieb aber eine dauernde Gefahr des In-die-Luft-

fliegens für uns, wenn wir nur das Gelände über ihm besetzen konnten, ohne daß wir auch seinen Südausgang hatten. Jetzt ist also auch das erreicht. Und gleich darauf kommt die Nachricht, daß wir in der Gegend dieses Tunnels einen Artillerieoffizier, drei Ärzte, einen Feldgeistlichen und eine ganze Regimentsmusik gefangengenommen haben. Der Pfarrer hat angegeben, daß er sich diesen „ruhigen" Tag gerade ausgesucht hätte, um einmal nach vorn zu gehen. —

Ich will kurz sein, denn dies alles war selbst ganz kurz, drängte sich, wie ich schon sagte, auf wenige Minuten zusammen. Gegen $^1/_2$3 Uhr flaut das beiderseitige Feuer ab. Wir erfahren, daß auch die letzte angenommene Ziellinie in unserer Hand, der ganze Bogen gewonnen ist und die Gefangenenziffer bereits weit über 1000 beträgt. Gewonnen sind vor allem die alten deutschen Linien mit ihren guten Unterständen, genommen ist den Franzosen ihre Höhenstellung mit der Beobachtung nach Norden. Eine Sturmgruppe ist sogar durchgestoßen bis auf den Südhang des Chemin-des-Dames und dann erst in die Ziellinie zurückgekehrt. Glänzender, genauer noch als die andern ist das Unternehmen gelungen. Jetzt setzt ein Regen ein, der den ganzen Chemin-des-Dames in graue Nebelschleier hüllt. In ihm richten sich nun die Unsrigen für die zu erwartenden Gegenstöße ein. Wir verlassen unsern Beobachtungsstand und kehren heim. —

Am Abend besuche ich noch einmal den mir bekannten General von Börries in Veslud, den Kommandeur der 13. Infanteriedivision, die diesen Sturm ausgeführt hat, um ihm meine Glückwünsche zu sagen. Hier erfahre ich, daß sich die Gefangenenziffer inzwischen auf über 1500 erhöht hat und daß eine noch ungezählte Menge von Kriegsmaterial, insbesondere an Maschinengewehren, uns zur Beute gefallen ist.

Gerade als wir dort bei Tische sitzen, trifft die Abendmeldung ein, daß vor Ypern der riesenhafte Angriffsstoß der Flandern-Offensive der Engländer durch den todesmutigen Widerstand der Unsrigen in ganz ähnlicher Weise wie am 16. April die französische Aisne-Champagne-Offensive aufgefangen worden ist.

Das ist der stolze und frohe Abschluß des dritten Kriegsjahres!

Elftes Kapitel.

# Noch einmal Höhe 304.*

Ende August 1917.

Vor einigen Wochen erst, am 28. und 29. Juni, hatten an der berühmten Höhe dieses Namens — denn längst ist uns diese Ziffer der Karte ein wirklicher Name geworden — glänzend durchgeführte und von Artillerie und Minenwerfern vorzüglich unterstützte Sturmangriffe posenscher Regimenter unsere seit Jahr und Tag dort nur unerheblich veränderten Stellungen wesentlich vorgeschoben. Nun haben wir die Höhe 304 samt ihrer Umgebung freiwillig geräumt. Ein großes, prachtvolles und grausiges Kapitel in der Geschichte dieses Weltkriegs ist geschlossen. Blutig glühen seine Blätter wie kaum die eines zweiten. Taten sind dort geschehen im Handeln und im Erdulden, wie sie kein Zeitalter heldenhafter zeigt, und ein hoher Glanz soldatischer Ehre ist von hier ausgestrahlt auf unser Heer, vom ersten Tage bis zum letzten; von jenen leuchtenden Kampftagen des 5. bis 7. Mai vorigen Jahres an, wo die Unsrigen, pommersche Regimenter vor allem und westpreußische, an der Wurzel der Höhe auch schlesische, die von den Franzosen für uneinnehmbar gehaltene Stellung nahmen (Band II, 232 ff.), bis zu jener schweren, bitterschweren Nacht vom 21. zum 22. August dieses Jahres, wo die auch wieder pommerschen und westpreußischen, dazu niedersächsischen Regimenter, denen die Höhe seit Mitte Juli anvertraut war, sie — nicht

* Die Darstellung des erschütternden, für den Gesamtausgang unseres Kampfes an der Westfront so bezeichnenden Vorgangs, von dem hier die Rede ist, erschien, unter der gleichen Überschrift, so wie hier in der Kölnischen Zeitung. Die 213. Infanteriedivision erbat sich damals von mir die Erlaubnis, sie in Form eines Heftchens vervielfältigen zu dürfen, und verteilte sie an ihre Mannschaften zur Erinnerung. [1920.]

vom Feinde besiegt, sondern auf Befehl von oben — unter dem Schleier der Dunkelheit verließen. Ja wirklich, hoher Glanz soldatischer Ehre, vielleicht der höchste sogar, umschwebt auch diese letzten Tage, und davon will ich erzählen.

Die 213. Division, die zuletzt auf Höhe 304 stand, ist erst im September 1916 gebildet worden. Ihre Geschichte ist aber trotz ihrer Kürze bereits voller Ruhm und Anerkennung gewesen. In der Somme-Schlacht hat sie südwestlich von Sailly-Saillisel und am St.-Pierre-Vaast-Walde, in jenen furchtbar umrungenen Stellungen, so tapfer und erfolgreich gekämpft, daß S. M. der Kaiser eigens seinen Generaladjutanten Generaloberst von Plessen mit seinem kaiserlichen Dank und einer größeren Anzahl von Auszeichnungen zu ihr entsandte. An der Aisne focht sie in der Abwehr der französischen Riesenoffensive des 16. April d. J. mit an einer der entscheidungsvollsten Stellen. Gegen den bei Juvincourt durchgebrochenen Gegner führte sie hier einen Gegenstoß, der uns zur Wiedereroberung von Juvincourt verhalf. Dann wurde sie bei Juvincourt selbst und in den unmittelbar daran anschließenden Stellungen bei Corbeny eingesetzt und hatte den starken Druck des Gegners auf Sissonne abzuwehren. Nach kurzer Ruhe wurde ihr Ende Juli d. J. die ehrenvolle Aufgabe der Verteidigung der Höhe 304 anvertraut, zu einer Zeit, wo es bereits unzweifelhaft war, daß der Gegner bei Verdun mit gewaltigen Mitteln eine bedeutende Unternehmung plante.

Was nun unsere Division hier oben in den Tagen des endlich losbrechenden Kampfes geleistet hat, kann in seiner Größe erst dann recht gewürdigt werden, wenn man weiß, wie sie in diese letzten Kämpfe hineingegangen ist. Fünf Wochen der härtesten Art hatte sie bereits hinter sich, Wochen, von denen wir alle vor diesem Krieg uns niemals gedacht hätten, daß man so etwas überhaupt aushalten kann. In den wilden Kämpfen um diese Höhe, die vorausgegangen, als sie sie bezog, hatten die vorhandenen Stellungen schwer gelitten. Neue zu bauen bot die größten Schwierigkeiten. Feindliches Feuer beunruhigte unausgesetzt die Höhe selbst und ihre Zugangswege, hemmte die Heranführung ausreichender Baumaterialien, hinderte die Arbeiten und zerstörte immer wieder das Geschaffene. Den Höhepunkt erreichte dies, seit mit dem 12. August die kolossale Artillerievorbereitung des neuen französischen Großangriffs

bei Verdun begann. Die Franzosen haben vor Verdun eine so ungeheure Masse Artillerie allerschwerster Kaliber zusammengebracht wie noch nirgend zuvor: so viel, daß wir von französischen Gefangenen erfahren, wie die französischen Truppen vor dem Sturm von dieser Massenentfaltung selbst ganz berauscht und siegestrunken gewesen seien. Aus diesen Feuerschlünden schüttete der Gegner einen entsprechenden Granatenhagel acht Tage hindurch über unsere Stellungen hernieder. Es dauerte nicht lange, so war dort oben auf Höhe 304 überhaupt von Stellungen gar keine Rede mehr. Alle Unterstände wurden von den ungeheuerlichen Geschossen eingedrückt und zersprengt, die Gräben in Trichterfelder verwandelt, die das Gelände wie eine Bienenwabe durchlöcherten. Und dazu nun das entsetzliche Wetter! Tag um Tag lagen die Unsrigen, umblitzt und umkracht von den wahnsinnigen Explosionen der Granaten und schweren Minen, bis an den Gürtel, ja oft bis an den Hals im Wasser, das die mehrere Meter tiefen Sprengtrichter erfüllte, unter den Schauern der Wolkenbrüche, die jeden Tag herniederrauschten. Auch die Reserven im Bereitschaftsgelände hatten es nicht viel besser; auch sie lagen unter freiem Himmel in dem weit ins Hintergelände wirkenden Feuer von Granaten und tödlichen Gasen. Der Führer der Division, General von Bernuth, der mir soeben selbst dies alles erzählt hat, noch größter eigener Bewegung der eigenen Gruppe voll, konnte gar nicht genug das Wundervolle und kaum Begreifliche hervorheben, das seine Leute hier in dieser Zeit an Ertragen geleistet haben. Jedem einzelnen seiner Regimenter stellte er ein gleich hohes Lob aus. Aber fast wider seinen Willen leuchtete doch ganz besonders sein Stolz und Dank gegenüber den wackern Niedersachsen aus Hannover und Oldenburg hervor, diesen stillen, ernsten, langsamen Männern, die stumm, anspruchslos, zäh und unerschütterlich im Ärgsten ausharrten und sich ganz außerordentlich gehalten haben.

So war die Lage der Verteidiger von 304, als nun endlich, nach einem letzten, aufs höchste gesteigerten Trommelfeuer, am Morgen des 20. August der französische Generalsturm an der Verdun-Front losbrach. Er wurde mit stärksten Kräften gleichzeitig von Süden gegen die Front der Höhe 304 wie auch gegen die rechte Flanke vom Termitenhügel her geführt. Glänzend wurde er abgewehrt. Besonders hat sich hier Regiment 374 bewährt, das in prachtvollen Gegenstößen den Gegner

immer wieder zurückwarf. Obwohl er in der Nachbarschaft, am Termitenhügel, Raum gewann und so seine Flankenbedrohung sehr bedeutend wurde, gelang es ihm doch nicht, auf Höhe 304 selbst vorwärtszukommen.

Leider ging inzwischen aber die große Nachbarstellung im Osten, der Tote Mann, an den Gegner verloren. Beide Höhenstellungen sind in Wechselwirkung aufeinander angewiesen. Nun wurde auch die linke Flanke der Verteidiger von 304 am Heckengrund schwer gefährdet. Die Höhe war jetzt wie ein vorspringender Fels, der allein in eine tosende Brandung hinausragt, und die Lage hätte zu einer Katastrophe für die Division führen müssen, wenn nicht auch auf dieser Seite Regiment 148 mit zurückgebogenem linken Flügel dem sehr starken Ansturm aus dem Heckengrund standgehalten hätte. Von drei Seiten bedroht, haben die Helden von 304 so bis zum Abend des 20. August in schwerstem Ringen gestanden. Eine ganz besondere Bewunderung gebührt, nach General von Bernuth, dabei der Artillerie der Division, die, ohne Ermatten und mit glänzender Genauigkeit arbeitend, die umfassenden und übermächtigen Angriffe des Gegners durch ihr Sperrfeuer immer von neuem zum Stehen bringen half. Als der Abend des 20. August hereinbrach, hatte die Division auf 304 alles gehalten, was ihr anvertraut war.

In der Nacht versuchte der Gegner noch mit einer ganzen Reihe von Teilangriffen zu erreichen, was ihm am Tage nicht gelungen war; überall wurde er zurückgeschlagen. Unsererseits wurde das Dunkel der Nacht unverzüglich dazu benutzt, um die Munition zu ergänzen. In unerschütterter Pflichttreue lösten die Kolonnen, trotz ihrer Verluste in dem schwer beschossenen Anmarschgelände, diese Aufgabe. Am Morgen des 21. waren die Verteidiger auf der Höhe von neuem vollkommen kampfbereit. Und wie erwartet, setzte der Gegner auch während des ganzen Tages seine hartnäckigen Stürme fort. Erkennbar freilich war, daß seine Stoßkraft die des ersten Tages nicht mehr erreichte; ein Beweis für die schweren Verluste, die unser Widerstand ihm zugefügt hatte. Am Spätnachmittag setzte er einen tiefgegliederten Massenangriff von der Seite des Toten Mannes her über den Heckengrund an. Die Gegenstöße unserer Infanterie und das Feuer unserer Artillerie brachten ihn abermals zum Stehen.

Die Lage auf 304 mußte den Außenstehenden aber doch verzweifelt erscheinen, und auch die Verteidiger selbst verkannten ihre Schwierigkeit

nicht. Trotzdem waren sie fest entschlossen, ihre historische Höhe unter allen Umständen zu halten, bis die mit Sicherheit von ihnen erwarteten Wiedereroberungen des Termitenhügels und des Toten Mannes ihre Umfassung wieder gelöst haben würden. Die Stimmung unter den Truppen am Abend dieses zweiten Tages war außerordentlich; ein Stolz und eine Freudigkeit ohnegleichen erfüllten alle, die Augen leuchteten, und mit der größten Zuversicht sahen sie dem kommenden Tage entgegen.

In dieser Lage, in dieser vollkommenen Entschlossenheit und Gewißheit, die Stellung noch weiter zu behaupten, kam der Befehl des Oberkommandos, in der Nacht die Höhe zu räumen. Welch eine Enttäuschung, welch einen Schmerz dieser Befehl bei den Kommandostellen der Division sowohl wie bei den Mannschaften hervorrufen mußte, läßt sich denken. Die letztern begriffen seine der Gesamtlage entspringende Notwendigkeit vielfach nicht und schalten ernstlich; die erstern verstanden sie, ohne daß ihr Verzicht darum leichter wurde. In der Tat, da sich die Oberleitung der Armee entschlossen hatte, auf die Wiedereroberung des Toten Mannes und des Termitenhügels zu verzichten und die Verteidigungslinie in die dazu viel besser geeignete Senke des Forges-Baches zu verlegen, war die Höhe 304 unhaltbar.

Um Mitternacht vom 21. zum 22. August vollzog sich das Verlassen der Stellung, glatt und ohne daß der Feind es bemerkte. Nur mit einem dünnen Patrouillenschleier blieb die vorderste Linie besetzt; im ganzen waren dies nur 60 Mann und 10 Offiziere. Sie hatten die Aufgabe, durch Leuchtkugeln u. dgl. dem Gegner vorzutäuschen, daß die Stellungen nach wie vor besetzt seien, und sie haben das auch mit großem Erfolg getan. Außerdem wurden noch in dem nördlichen Vorfeld vor dem Forges-Grund kleine Abteilungen zurückgelassen, um den vorstoßenden Feind aufzuhalten. Noch zwei Tage hindurch haben diese wenigen heldenmütigen und opferbereiten Männer den Gegner zurückgescheucht, im Verein mit unserer inzwischen ebenfalls umgruppierten Artillerie. An beiden Tagen, dem 22. und 23., hat er seine Stürme erneuert, er kam aber in unserm Sperrfeuer gar nicht bis heran und konnte die spärliche Besetzung unserer Stellungen nicht feststellen. Erst am 24., früh, mit Anbruch der Dämmerung, etwas vor 6 Uhr, brach er in einem großen, umfassenden Angriff vor und drang nun endlich in die Stellungen auf der Höhe ein. Der Mehrzahl der Verteidiger, die die Augen offen

hatten, gelang es, zurückzukommen. Wir vermissen von den letzten Verteidigern der Höhe 304 nur 2 Offiziere und 12 Mann, die also tot oder gefangen sein müssen. Am Nachmittag nahm der Gegner dann die Stützpunkte im Vorgelände, indem er mit sehr starken Kräften links und rechts von der Höhe über Camard-Schlucht und Heckengrund vorbrach. Hierbei haben ihm unsere Vorpostenstellungen mit ihren Maschinengewehren, und ganz besonders wieder unsere Artillerie, ungemein schwere Verluste beigebracht.

Die tapfere Division ist nunmehr abgelöst worden. Ich traf sie heute auf dem Rückmarsch in einem der rückliegenden Dörfer. Ein Gedanke lebte in ihnen allen: Wir haben uns die Höhe 304 nicht mit Gewalt abnehmen lassen, wir *haben* sie gehalten, und wir hätten sie *weiter* gehalten. Mein Begleiter, Leutnant K. vom Oberkommando, suchte, schwere Sorgen im Herzen, in den Quartierdörfern nach seinem jungen Bruder, der zu dieser Division gehörte: ein Kriegsfreiwilliger, der als Obersekundaner 1914 mit ins Feld gegangen war. Er hatte die berühmte Ypern-Schlacht mitgemacht, wo die jungen Freiwilligen, Schüler und Studenten, mit „Deutschland über alles" dem brüllenden Tod entgegengingen; er hatte dann ein ganzes Jahr lang verwundet im Lazarett gelegen, hier sich zum Abiturium vorbereitet, an zwei Krücken es gemacht, um dann, endlich geheilt, auf eignes Drängen wieder hinauszukommen an die vorderste Front. Ob er lebend zurückgekommen von Höhe 304, wußte sein Bruder noch nicht. Wir fragten uns zu ihm durch und fanden ihn glücklich. Er war bis zum Rückzug als Artilleriebeobachter oben auf der Höhe gewesen, war unverwundet zurückgekehrt, aber, wie sich denken läßt, jetzt im Rückschlag, schwer erschöpft. Karg war, nach der Freude des Wiedersehens mit dem Bruder, was er diesem erzählte. Nur schlafen, ausschlafen, das wollte er erst einmal. Als sie sich dann trennten, drehte er sich aber doch noch einmal auf seinem Lager um und rief dem Bruder lebhaft und eifrig zu:

„Du, also, wenn du von der Sache sprichst, sage jedem, daß wir *nicht* geschlagen worden sind, wir *sind freiwillig gegangen*, hörst du?"

Zwölftes Kapitel.

# Die Flandern-Schlacht von 1917.

## Vorbereitungen.

Juli—Nov. 1917 [Ergänzungen 1920].

Immer wieder kehrt an der Westfront der Krieg zu seinen alten Schauplätzen zurück und läßt das blutige Ringen auf ihnen nach kürzeren oder längeren Pausen aufs neue emporlodern; einförmig, wie das Meer, das in immer neuen Sturmfluten an dieselben Küsten brandet, aber, wie dies, auch das Gemüt immer aufs neue mit schauriger Großartigkeit bannend. Einförmig, unsagbar grauenhaft einförmig sind auch die Formen des Kampfes; ist das, was getan und was erduldet werden muß. Dem Wort ist es kaum noch möglich, diese Dinge zu schildern, ohne immer wieder das gleiche zu sagen. Sogar wenn es berichten soll, daß das Maß des Entsetzens wieder einmal eine Steigerung über alles Erlebte hinaus bedeutet, so ist auch dies eine Monotonie geworden. Die Feder des Darstellenden sträubt sich, es niederzuschreiben; ebenso wie der Geist des Lesenden sich weigert, zu folgen und sich das vorzustellen.

Und doch müssen wir es nicht nur tun, ebenso wie unsere Divisionen diese Kämpfe immer wieder durchfechten müssen; nein, wir fühlen auch, wie gerade in dieser ungeheuern Einförmigkeit des Daseins und des Handelns das Größte und Erhabenste liegt, das unsere Soldaten an der Front leisten.

Wir kommen nun zu dem gewaltigsten und furchtbarsten Kampf des Jahres 1917, der großen Flandern-Schlacht, die am 31. Juli, am letzten Tage des dritten Kriegsjahres, eingesetzt hat. Des gewaltigsten und furchtbarsten, nicht durch die Ausdehnung seiner Front, sondern

Reichsarchiv.

Aus der Flandernschlacht. Blick auf das typische versumpfte Trichtergelände.
(Kap. 12.)

Reichsarchiv.

Gasangriff in der Flandernschlacht.

(Kap. 12.)

Best.: Weber.

Flammenwerfer.

durch die Erbitterung der Kämpfe und durch die bohrende Hartnäckigkeit, mit der der Gegner Monate hindurch an derselben Stelle immer aufs neue versucht, unsere Front zu zertrümmern. Die Schwere dieser Schlacht ist, anscheinend mehr als bei den ihr voraufgehenden Ereignissen bei Arras, an der Aisne-Champagne-Front und den sie begleitenden vor Verdun, auch daheim sehr deutlich begriffen worden. Mit dem größten Ernst wurde ihr Verlauf verfolgt, von der Höhe des Sommers bis zu den ersten Winterwochen stand unser ganzes Volk unter dem Druck dieser Schlacht, und als sie dann endlich nach Art aller übrigen Offensiven erstarrte, ohne ihr uns allen bekanntes Ziel erreicht zu haben, da ging es wie ein Gefühl „Nun danket alle Gott" durch unser Land.

Wie die Augustoffensive dieses Jahrs der Franzosen die alte Kampfgegend vor Verdun wieder lebendig werden ließ, so die Flandern-Schlacht die blutgetränkten Gelände des Höhenzuges vor Ypern. Ausgeführt wurde sie in der Hauptsache von den Engländern, aber beteiligt haben sich daran auch die Franzosen. Eine französische Armee unter Antoine löste an der für sie in Aussicht genommenen Frontstelle die Belgier ab, denen man die erforderlichen Leistungen nicht zutraute. Die Engländer leitete, wie bei Arras, Sir Douglas Haigh.

Die Vorbereitungen zu der Schlacht reichen weit zurück. Schon der Kampf am Wytschaete-Bogen darf als ein Teil von ihnen gelten. Mit seiner Hilfe hatten die Engländer auf dem Südflügel des großen Hügelzuges Fuß gefaßt, der die Niederung vor Ypern von Norden über Osten nach Süden umkreist. Nach der eignen Darstellung der Engländer war dies nur eine Nebenhandlung gewesen; der größere, der Hauptangriff, für den alle Kräfte angespannt, alle Hilfsmittel, die irgend verfügbar waren, ausgenutzt wurden, folgte erst. Er richtete sich gegen den Teil des Hügelzuges östlich und nördlich von Ypern.

Die Engländer selbst haben die Flandern-Schlacht neuerdings so dargestellt, als hätte es ihnen nur daran gelegen, sich auf diese Höhen hinaufzuarbeiten; und da sie das schließlich in der dreiundeinhalbmonatigen Schlacht erreicht hätten, so bezeichnen sie die Flandern-Schlacht, wie ja auch die Arras-Schlacht, als einen Sieg. Zweifellos ist diese Darstellung aber nicht richtig. Ein so unbedeutendes Ziel rechtfertigt nicht so riesenhafte Anstrengungen und Opfer. Es war vielmehr von vornherein klar, daß

das Ziel ein viel weitergehendes gewesen ist. Unser uneingeschränkter U-Boot-Krieg hatte in den ersten Monaten seines Einsetzens so große Erfolge gehabt, daß ein Entsetzen die Engländer überfiel. Es kam ihnen darauf an, die England so nahe liegenden Stützpunkte unserer U-Boote, die flandrischen Häfen Ostende, Seebrügge und den Zentralsitz ihrer Leitung Brügge in die Hand zu bekommen und damit das Übel an der gefährlichsten Wurzel auszurotten.

Juni und Juli hindurch wurden die Vorbereitungen mit Hochdruck betrieben; die Anlage der Zufahrtswege, der Lager, Batteriestände, Flugplätze usw., die Heranführung der Artillerie, der Munitionsmassen, die Ausbildung der Truppen. Alles in größtem Maßstab. In der ersten Juliwoche schon wurde die Ablösung der Belgier durch die französischen Angriffsdivisionen vollzogen. Dauernd suchte Haigh während dieser Zeit durch Scheinmanöver an andern Fronten, die sich, bei Oppy, bei Hulluch u. a. m., bis zu starken Teilangriffen steigerten, unsere Aufmerksamkeit von der Flandern-Front abzulenken und uns die Absicht einer an anderer Stelle bevorstehenden Offensive vorzutäuschen.

Es gelang nicht, uns irrezuführen. Wir trafen an Vorbereitungen, was uns bei unserer überaus großen Inanspruchnahme an so vielen Fronten des Krieges möglich war. Ja, wir gingen sogar angriffsweise vor. Am 10. Juli machten wir einen überraschenden Vorstoß an der Küste, wo die gegnerische Front bei Lombartsijde, nördlich von Nieuport, eine über den kanalisierten Yser-Fluß auf dessen rechtes Ufer vorgeschobene Stellung besaß. Französische Truppen hatten sie bisher besetzt gehabt; jetzt erschienen plötzlich Engländer dort, und das ließ auf einen Angriff auch an dieser Stelle schließen. Wir kamen ihm zuvor und warfen durch unsern Vorstoß die Engländer auf das linke Ufer der Yser zurück. Unsere Verteidigungsstellung wurde hier dadurch sehr verbessert und ein Angriff des Gegners ist an dieser Stelle nicht erfolgt.

Die von Haigh schließlich gewählte Angriffsfront reichte von der Lys in der Höhe von Deulemont längs der ganzen Ypern-Front bis nördlich von Steenstraate an der Yser, in einer Länge von etwa 25 Kilometern. Der Hauptstoß sollte von der 5. englischen Armee auf der etwa 12 Kilometer langen Strecke vom Wege Zillebeke—Zandvoorde bis einschließlich Boesinghe erfolgen. Südlich von dem genannten Wege sollte die

2. englische Armee nur auf geringe Tiefe zur Flankendeckung vorgehen, die Strecke nördlich von Boesinghe hatten die Franzosen übernommen und sollten sie durch möglichst weites Vorstoßen gegen einen etwa von Norden kommenden Angriff sichern. Vierzehn englische Divisionen wurden für den Angriff eingesetzt, dazu zwei französische. Die den Hauptstoß führende 5. englische Armee war auf vier Armeekorps gebracht.

Von Mitte Juli ab steigerte sich das feindliche Artilleriefeuer auf die Stellungen unserer Front zu solcher Höhe, daß die Vorbereitung zum Angriff für uns unzweifelhaft wurde. Es wuchs sich rasch zu einer ungeheuern Wucht aus. Von Fliegergeschwadern geleitet, richtete es schwere Zerstörungen in unsern Verteidigungswerken an, die es in ein wüstes Trichterfeld verwandelte. Unsere Artillerie bekämpfte die feindliche aber doch so wirksam, daß vielleicht deswegen mit der Sturm des Gegners, der, wie sich später herausstellte, bereits auf den 25. angesetzt war, sich noch um mehrere Tage verschob.

## Der erste Großangriff.

In der Frühe des 31. Juli, um 3 Uhr 50 Min. früh, brach der Infanteriesturm auf der ganzen Linie los. „Die große Schlacht in Flandern hat begonnen", so sagte der deutsche Heeresbericht des 31. August und schildert dann den Kampf mit ungewöhnlicher Ausführlichkeit. „Eng geballte Angriffswellen dicht aufgeschlossener Divisionen folgten einander. Zahlreiche Panzerkraftwagen und Kavallerieverbände griffen ein, mit ungeheurer Wucht drang der Feind nach dem vierzehntägigen Artilleriekampf, der sich am frühesten Morgen des 31. Juli zum Trommelfeuer gesteigert hatte, in unsere Abwehrzone ein. Er überrannte in einigen Abschnitten unsere in Trichterstellungen liegenden Linien und gewann an einzelnen Stellen vorübergehend beträchtlich an Boden. In ungestümem Gegenangriff warfen sich unsere Reserven dem Feinde entgegen und drängten ihn in tagsüber währenden, erbitterten Nahkämpfen aus unserer Kampfzone wieder heraus oder in das vorderste Trichterfeld zurück. Nördlich und nordöstlich von Ypern blieb das vom Gegner behauptete Trichterfeld tiefer; hier konnte Bixschoote nicht dauernd gehalten werden. Abends auf breiter Front von neuem vorbrechende Angriffe brachten keine Wendung zu des Feindes Gunsten. Sie scheiterten an unserer

neugegliederten Kampflinie. Unsere Truppen melden hohe blutige Verluste der kein Opfer scheuenden Gegner.“ Nach einem Dank für die glänzende Tapferkeit und Treue der sämtlichen Einzelwaffen schloß der Bericht mit den Worten: „Voll Stolz auf die eigene Leistung und den großen Erfolg, an dem jeder Staat und Stamm des Deutschen Reiches Anteil hat, sehen Führer und Truppen den zu erwartenden weiteren Kämpfen zuversichtlich entgegen.“

Nach den Erfahrungen der bisherigen Offensiven hatte unsere Heeresleitung das System der elastischen Verteidigung ausgearbeitet, wonach wir in den vordersten Linien nur schwache Besatzungen hielten: so viel, um die Angriffe des Gegners zu erkennen, sie zu melden, ihren Fortschritt zu hemmen; weiter hinten erst wurden die stärkeren Bereitschaften aufgestellt. So wurden die schweren Verluste durch das feindliche Zerstörungsfeuer auf unsere Gräben, das die großen Angriffe einzuleiten pflegte, umgangen und ebenso der Schaden, den die bekannte unvermeidliche Wucht des ersten Angriffsstoßes hervorzurufen pflegte, verringert. Dieser erste Stoß verzögerte sich zunächst an den vorderen Hindernissen, und dann traf ihn die volle Wucht unseres Gegenstoßes. Der Erfolg dieser Taktik war der, daß sich der feindliche Angriff trotz seiner außerordentlichen Wucht sehr rasch festlief. Am Ende des Tages hatte der Gegner sich aus der Niederung vor Ypern bis auf den Rücken des Höhenzuges hinaufgearbeitet, aber er war nirgends mehr als etwa zwei Kilometer, meist weniger als einen, vorwärtsgekommen; er hatte Hollebeke, Frezenberg, Pilkem, weiter im Norden Bixschoote genommen; dann war es aber aus; die Stoßkraft war zu Ende.

Das Hauptkampfgebiet waren die Gegenden des Höhenzuges östlich von Ypern gewesen, dieselben, die der Leser mit mir im Juni, bereits im Vorgefühl der hier zu erwartenden Kämpfe, durchwandert hat (S. 88ff.). Längs der Straße Ypern—Menin hat der über Hooge herandrängende Gegner den hartnäckigsten Widerstand der Unsern gefunden und schwere Verluste erlitten. Auch die heftigen Gegenangriffe, die wir an diesem Tage und den beiden folgenden ausführten und die den Gegner vollends zum Stocken brachten, haben ganz besonders hier, in dem Raum zwischen dieser Straße und der Eisenbahn Ypern—Roulers, getobt.

## Die ersten englischen Gefangenen.

Ich hatte am Nachmittag des 31. Mai gerade eben in Marchais bei Laon, dem Schloß des Fürsten von Monaco, meine oben (S. 116 ff.) wiedergegebenen Aufzeichnungen über den Sturm des Bovelle-Rückens vom Vormittag des gleichen Tages ausgearbeitet, als mich ein Telegramm der Obersten Heeresleitung nach Flandern rief. Noch in der Nacht des 1. August traf ich in Kortrijk ein, und am folgenden Tage schon sah ich dort die ersten auf dem Höhenrücken vor Ypern gefangengenommenen Engländer durch die Straßen ziehen, in ihren lehmgelben Blusen. Der Regen troff von ihren breitkrempigen Stahlhelmen; sie waren naß und müde. An den Straßenecken und vor den Haustüren schauten die flämischen Bewohner stumm und gedrückt ihnen nach.

Am folgenden Tage suchte ich sie in der Kaserne auf, wo sie untergebracht waren. Heute sahen sie durchweg viel besser aus, waren sauber gewaschen und hatten frische Farben. Sie stammten fast durchweg aus besten englischen Truppenteilen, waren zum Teil recht hübsche Menschen mit gut geschnittenen Gesichtern, dichtem, oft kurzlockigem Blondhaar, jung und von kräftigem Wuchs. Nicht überall ist das der Fall; man findet auch recht minderwertiges Material unter den englischen Truppen, schwächlich und krumm: Leute, von denen die andern selber sagen: „Die armen Teufel, sie können diesen Krieg ja gar nicht aushalten.“ Die meisten von denen, die ich hier sah, waren gute Jungen mit offenen Gesichtern und freier, angenehmer Art; ihr Selbstgefühl war nicht, wie als Kehrseite bei den englischen Gefangenen oft, mit Flegelhaftigkeit gepaart. Aus allen möglichen Gegenden kamen sie. Der eine, mit scharfem, kühnem Profil, war ein Schafzüchter aus Innerschottland, der andere, mit kräftigem Bauerngesicht, Farmer von der Nordinsel von Neuseeland; ein dritter, mit kurzer Nase und humoristischen Augen, war Landmann in Kent; ein vierter, mit etwas alkoholisch röterm Antlitz, Hafenarbeiter in Newcastle usw. Sie antworteten anständig und zutraulich; wie sie selbst sagten, höchst überrascht über die gute, freundliche Behandlung, die ihnen in der Gefangenschaft zuteil geworden. Es sei allgemein in ihren Reihen der Glaube verbreitet gewesen, daß sie von uns erschossen werden würden.

Gefangengenommen waren die Leute auf verschiedene Weise; einige hatten sich im Stellungsgewirr verlaufen und waren unversehens in unsere Hände geraten, andere waren nach hartem Kampf überwältigt worden. Von dem Sinn und Ziel des großen Angriffs am 31. Juli wußten sie natürlich nur so viel, wie die beschränkte Aufgabe ihres engern Truppenteils anging. Sie waren angewiesen worden, unsere drei ersten Linien zu stürmen, und das hätten sie ja auch erreicht. Den ersten Gegenstoß hätten sie dann auch noch ausgehalten, den zweiten aber nicht mehr und hätten wieder zurück gemußt, seien gefallen oder gefangengenommen worden. Diejenigen, die bisher noch nicht mit uns hier im Kampf gestanden hatten, waren mit größter Zuversicht in die Schlacht hineingegangen, angesichts der ungeheuern Anhäufung von Menschen und Kanonen bei ihnen; diese beispiellosen Massen von Material hatten ihnen die Überzeugung gegeben, daß dagegen eben niemand Widerstand leisten könne. Das Mitanhören des vierzehntägigen fürchterlichen Trommelfeuers ihrer eignen Artillerie vollends hatte diese Meinung befestigt. Es waren aber auch einige darunter, die schon die Schlacht im Wytschaete-Bogen mitgemacht hatten; diese sagten aus, daß sie doch nicht ganz so sicher gewesen wären. Um so mehr, als diesmal unsere eigne Artillerie der ihrigen in viel größerm Maße entgegengewirkt und ihr schweren Abbruch getan hätte. Die andern schilderten ihr Erstaunen über den ganz unerwarteten Widerstand, den sie gefunden hätten. Sie beschrieben, wie schon das erste Vordringen über unsere Stellungen sehr viel langsamer gegangen wäre, als es angenommen worden war; alle Fortschritte seien erst Stunden später erreicht, als im Plane angesetzt gewesen. Schon dabei seien vielfach ihre Verbände gelockert und durcheinandergeworfen worden. Unser Maschinengewehrfeuer und unsere Artillerie hätten sehr schwere Verheerungen unter ihnen angerichtet. Daß die Deutschen diesem Angriff so standhalten würden, wäre ihnen vorher unglaublich erschienen.

In dieser Stimmung ist es wohl zu erklären, daß bei den Gefangenen mit einer fast ausnahmslosen Übereinstimmung die Überzeugung ausgesprochen wurde, der Krieg werde nicht mit den Waffen ausgefochten werden; keiner der Kämpfenden könne den andern besiegen, sondern der Friede werde durch Verhandlungen kommen. Nicht auf dem Schlachtfeld, sondern „am Tische". Ein Friede ohne Besiegten schwebte ihnen, einem

wie dem andern, vor. Der eine erwartete ihn noch in diesem Monat, der andere im September oder etwas später; kein einziger nahm einen Winterfeldzug an. Selbst die Kanadier, sagten sie, erklärten einen solchen für unmöglich.

Es ist selbstverständlich, daß wir diesen zufälligen Äußerungen einfacher Soldaten, noch dazu gefangener, die naturgemäß immer gedrückter sind als die andern, kein größeres Gewicht beilegen als sie verdienen. Doch gingen auch die Meinungsäußerungen einiger Offiziere ganz in derselben Richtung. Auch sie erklärten, höchst erstaunt zu sein über die unerwartet gute Behandlung. Auch sie sprachen ihre höchste Verachtung über das hetzerische Geschwätz ihrer Presse aus. Auch sie sind vor der Flandern-Schlacht ganz benommen gewesen von dem Eindruck der Massen ihrer eignen Machtmittel und hätten es nicht für möglich gehalten, daß die Deutschen dem Widerstand leisten könnten; es sei das gar nicht zu verstehen, meinte der eine. Auch ihre Tanks, nicht nur zahlreicher, sondern auch gewaltigerer Art als früher, hätten zu dieser Meinung beigetragen; sie hätten aber enttäuscht; sie seien in dem weichen flandrischen Boden zu schwer gewesen und unbeweglich geworden. Das gegenwärtige Machtaufgebot bedeute nicht nur das Größte und Äußerste, was England leisten könne, sondern auch den Gipfel des Möglichen überhaupt. Wenn diese Offensive nicht zum entscheidenden Siege führe, dann sei Deutschland eben unbesiegbar.

## Der zweite Großangriff.

Bis in die Mitte des August hat der Gegner seinen Gesamtangriff nicht wieder erneuert, wenn auch Teilangriffe, zum Teil von großer Heftigkeit, ununterbrochen weitergingen.

Dann holte er zu einem neuen Gewaltstoß größten Maßstabes aus. Um unsere Aufmerksamkeit wiederum abzulenken und uns zu veranlassen, unsere Hilfsmittel zu teilen, unternahm er am 15. August einen Nebenangriff eines kanadischen Korps in der Gegend von Lens, bei dem die vielgenannte „Höhe 70" (s. Bd. II., S. 270 ff.) verlorenging.

Am 16. August früh 4 Uhr 25 Min. morgens erfolgte dann der zweite Großangriff bei Ypern, der sich von der Straße Ypern—Menin bis südlich St. Jahnshoek in der Höhe von Bixschoote erstreckte und wieder

durch eine kolossale Entfaltung von Artillerie und andern Kriegsmaschinen unterstützt war. Nach härtestem Ringen fiel Langemarck, beziehungsweise was an Trümmern von diesem vielumkämpften Ort noch übrig war, in englische Hand; in weitern Kämpfen wurde die Linie Langemarck—Gheluvelt erreicht. Den heftigsten Widerstand fand der Gegner im Zentrum seiner Angriffe. Und zwar waren es besonders die, von ihm so genannten, Pill-boxes (Pillenschachteln), die Stützpunkte aus dicken Betonmassen, die wir in zerfallene Gehöfte hineingebaut hatten. Über das ganze Gelände verteilt, mit Maschinengewehren gespickt und von Leuten verteidigt, die entschlossen waren, bis zum Äußersten zu kämpfen, haben sie dem Engländer, wie er selbst berichtet, schwer zu schaffen gemacht. Viele hielten sich den ganzen Tag über und hinderten das Herankommen der feindlichen Reserven. Der Vormarsch wurde aufgehalten, und ein kräftiger Gegenstoß aus der Richtung von Passchendaele gegen Ypern zu trieb die englischen Truppen wieder zurück. Auf der ganzen Front südlich von St. Julien blieb das Ergebnis dieses zweiten Großkampftages trotz erbittertsten, äußerst blutigen Ringens gleich Null.

## Der dritte Großangriff.

Wieder enthielt sich der Gegner mehrere Wochen hindurch einer neuen Gesamtschlacht und beschränkte sich auf mehr oder minder heftige Einzelbemühungen um örtliche Stellungsverbesserungen, die ihn nur wenig vorwärtsbrachten, uns jedoch natürlich doch immer in Atem hielten.

Daß aber noch weitere Großangriffe zu erwarten waren, daß die verhältnismäßige Ruhe nach dem blutigen Zusammenbruch der beiden ersten nur eine Vorbereitungspause bedeutete, darüber gab sich unsere Führung keinen Zweifeln hin. Mit der größten Sorgfalt verfolgte sie durch unsere Aufklärungsorgane die Vorgänge beim Gegner, um aus ihnen zu erkennen, welches die nächsten Absichten des Gegners seien. Es war auch wahrscheinlich, daß er versuchen würde, aus den bisherigen schlimmen Erfahrungen neue Verhaltungsmaßregeln zu finden.

Durch eine besonders verstärkte Luftsperre war der Gegner seinerseits bemüht, die Aufklärungsarbeit unserer Beobachtungsflieger zu verhindern. Der Schneid unserer Flieger spottete aber dieser Sperre, und

ihre Meldungen und Aufnahmen lieferten uns wertvolle Auskünfte über das, was hinter der englischen Front vorging. Andere Anzeichen traten hinzu: die Kampfhandlungen der Engländer selbst während der verhältnismäßigen Ruhezeit, ihre eigne Patrouillentätigkeit. All dies ließ erkennen, daß sie an derselben Front und in derselben Richtung weiterzuarbeiten gedachten, daß aber die blutigen Lehren, die sie erhalten hatten, sie zu größerer Vorsicht und noch sorgfältigern Vorbereitungen des nächsten Angriffs veranlaßt hatten.

Vor allem war es deutlich, daß sie nach wie vor ihre Hoffnung nicht auf die moralische Überlegenheit ihrer Truppe, sondern auf die Übermacht, insbesondere auf die Übermacht der Maschine, setzten. Die unerreichbare Kampfkraft des deutschen Soldaten sollte und mußte gebrochen werden durch eine überwältigende Entfaltung mechanischer Kriegsmittel, durch unerhörte Anhäufung von Kanonen, Munition, Minen, Gasen, Panzerwagen und dergleichen. Es entspricht das ganz dem englischen Denken, denn im Grunde ist auch das ein Kampf des Geldes. Die natürliche Abneigung und der Beisatz von Verachtung, die wir Deutsche für diese Denkweise haben, dürfen uns nicht daran hindern, zu erkennen, daß der Gedanke außerordentlich ernsthaft ist. Wer schon früher englische Kolonialkriege, englische Forschungsexpeditionen, englisches Sportwesen verfolgt hat, der weiß, wieviel von den Erfolgen der Engländer auf diesen Gebieten immer der ausgezeichneten Vorbereitung und Ausrüstung zu verdanken gewesen ist. Voraussetzung ist ja, daß hinter diesem Material und den Maschinen nachher bei ihrer Anwendung auch wirklich Männer stehen. Daß das aber bei den Engländern der Fall ist, auch heute, im Kriege, das wissen wir alle und sind weit entfernt, es in Abrede stellen zu wollen. Im Gegenteil, es hieße die Leistungen unserer eignen Männer herabsetzen, wenn wir das leugnen wollten.

Der Ausdruck „Übermaterialschlacht" ist geprägt worden für das, was die Engländer hier in Flandern wollen. Das ist gut und treffend. Eine solche Übermaterialschlacht war es schon vorher; seit Ende August aber war deutlich zu erkennen, daß die Engländer beabsichtigten, dies noch einmal zu steigern durch noch mehr Riesenkanonen, noch kolossalere Munitions- und sonstige Kriegsmaschinenmassen. Auf unsern Karten des Hintergeländes der feindlichen Front, auf denen nach unsern Beobachtungen fortlaufend

eingetragen wird, was an Truppenlagern, Batterien, strategischen Eisenbahnen und dergleichen beim Gegner neu entsteht, sieht man, wie eigentlich die ganze Restgegend des nicht besetzten Belgiens, insbesondere die Umgebung von Ypern und Poperinghe, ein einziges ungeheures Kriegslager ist, durchzogen von einem dichten Netz aus der Erde gestampfter strategischer Bahnen. Alle diese Anlagen nahmen in der letzten Zeit noch sehr wesentlich zu. Eine fieberhafte Tätigkeit war zu erkennen. Brücke auf Brücke über den Kanal bei Ypern entstand; neue Wege zogen sich durch das Gelände, die Stichbahnen wuchsen weiter vorwärts, die feindliche Artillerie wurde näher an die Front herangezogen; neue Batteriestellungen für sie wurden vorbereitet. Neue Munitionslager wurden angelegt, neue Flughäfen, neue Truppenlager, so dicht auch die letztern schon ausgesät waren.

Während dieser Vorbereitungszeit ging die artilleristische Bearbeitung unserer Front unentwegt fort. Aus der Art des Einschießens der neu aufgestellten Artillerie erkannte man, und Gefangenenaussagen bestätigten es, daß der Gegner sich, wie Sir Douglas Haigh das auch späterhin selbst berichtet hat, eine neue Kampftechnik ausersonnen hatte, um der Hindenburg-Ludendorffschen Abwehrtaktik und ihren am eignen Leibe erfahrenen Wirkungen zu begegnen. Es gehörte schon zu der neuen Art der Vorbereitung, daß er die Zone ihrer artilleristischen Zerstörungen in unserm Hintergelände immer breiter zu machen suchte.

Allmählich ließ die wachsende Häufigkeit der Feuerüberfälle, die sich vielfach zum Trommelfeuer steigerte und auf unsere Anmarschwege und Befehlsstellen richtete, den neuen Angriff als nahe bevorstehend erkennen. Seit dem 15. September nahmen diese Trommelfeuer-Überfälle auf der ganzen Kampffront auch an Stärke derart zu, daß sie sichtlich den neuen infanteristischen Großsturm vorbereiteten. Das neue Trommelfeuer unterschied sich nicht nur darin von frühern, daß es eine noch fürchterlichere Massenwirkung entfaltete, sondern auch durch die eigentümliche ruckweise Art seines Auftretens. Es war nicht wie früher ein nahezu ununterbrochenes Donnern, sondern schlagartig einsetzende Feuerstürme von wütendster Heftigkeit, aber beschränkter Dauer, wechselten mit Zwischenpausen von verhältnismäßig geringerer Tätigkeit; beides, die Feuerüberfälle wie die Pausen, von ungleicher Länge, so daß

man deutlich die Absicht erkannte, durch das Unberechenbare die Nerven der Verteidiger noch sicherer zugrunde zu richten. So blieb es vom 16. bis zum 19. September, und was die Unsern im Ausharren in diesen Feuerorkanen und in der steten Spannung höchster Bereitschaft erduldet haben, geht über alle Beschreibung hinaus.

Auch an Fliegern hatten die Engländer insgeheim einen über alles Frühere hinausgehenden Masseneinsatz vorbereitet. Er entfaltete sich plötzlich in diesen Tagen, und es dauerte einige Zeit, bis wir diese zahlenmäßige Übermacht ausgeglichen hatten. In Schwärmen versuchten die feindlichen Flieger über unsere Linien vorzustoßen, doch gelang es der rücksichtslosen Tapferkeit der unsrigen, sie zurückzudrängen und im wesentlichen hinter ihren eignen Linien zu halten. Kleinere Infanterie-Teilangriffe richtete der Engländer an diesen Tagen gegen einzelne ihm bekannte besonders starke Betonbauten in unsern Linien, weil er fürchtete, daß diese bei dem spätern Hauptsturm wie früher Mittelpunkte eines gefährlichen Widerstandes der Unsern werden könnten. Die bei der Zurückweisung dieser Vorstöße von uns eingebrachten Gefangenen lehrten, daß er seine besten Angriffstruppen bereitgestellt hatte. Vor allem erschienen Australier darunter, ein untrüglicher Beweis, daß es losgehen müsse; denn wenn es aufs Ganze geht und die schwerste Blutarbeit zu leisten ist, dann müssen die transozeanischen Engländer, die Australier und die Kanadier besonders, heran.

Endlich am 20. September früh, noch in der Nachtdunkelheit, steigerte sich das Trommelfeuer nochmals schlagartig zu einer selbst in diesem Krieg unerhörten Gewalt. Die Brisanzgranaten mit ihrem fürchterlichen Krachen waren untermischt mit Gasgeschossen und mit Nebelbomben, die eine künstliche Dunstwand vor den heranbrechenden Truppen schufen. Um 5 Uhr 40 Minuten brach der Angriff der englischen Infanteriemassen auf der 12 Kilometer langen Front von Langemarck bis Hollebeke los. Die Angriffsbreite war verringert, aber die Wucht war noch verstärkt. Zehn Divisionen führten ihn aus. Aus den künstlichen Nebelwolken heraus entwickelten sich zunächst die fabelhaften Panzerwagen, die Tanks. Sie sollten der Infanterie den Weg bahnen, unsere Linien, wo sie etwa doch noch trotz des Trommelfeuers bestanden, durchbrechen und sich in ihrer Mitte und hinter ihnen als wandelnde, Tod und

Vernichtung sprühende Panzerforts festsetzen. Dahinter kamen dann die Infanteriemassen in geschlossenen Streifen über das wüst durchwühlte Trichtergelände heran.

Wieder aber hatte sich der Gegner geirrt; die Kampfkraft unserer Männer war auch durch dies „Übermaterial" nicht gebrochen; Gewehr- und Maschinengewehrfeuer empfing so wirksam die anstürmenden Wellen, daß sie wie hingemäht zu Boden stürzten. Auch den Tanks gingen unsere Leute mutig zu Leibe. Der mystische Schrecken, den sie anfangs verbreiteten, ist längst überwunden; wir kennen ihre Unbehilflichkeit und wissen, wo und wie sie verwundbar sind, und mit kühler Ruhe tritt die Truppe ihnen entgegen.

Immer neue Sturmwellen wirft der Gegner aber ins Gefecht, ungeheurer Verluste nicht achtend. Sein Sperrfeuer versucht, das Herankommen unserer Reserven zu verhindern. Es gelingt ihm anfangs, in dem Trichtergelände, wo irgendwelche bestimmte Linien und Grenzen schon längst nicht mehr vorhanden sind, hier und dort eine kurze Strecke vorwärtszukommen; am meisten beiderseits der Straße von Ypern nach Menin. Dann trifft ihn der planmäßig einsetzende Gegenstoß unserer Reserven. Das Neue der englischen Angriffstaktik bestand im wesentlichen darin, daß die Stoßziele nicht so weit wie früher genommen wurden, um unsern Gegenangriffen durch die Eingreifdivisionen weniger Wirkungsgelegenheit zu geben; daher wurde die artilleristische Bekämpfung dieser Gegenangriffe verstärkt, d. h. es wurde auch hier immer mehr die Kriegsmaschine an die Stelle des eigenen Mannes gesetzt. Der Erfolg sind in der Tat sehr harte Verluste für uns, aber nicht ein Zurückfluten unserer Front. Im Gegenteil, in unwiderstehlichem Draufgehen werden die Briten, trotz ihres zähen Widerstandes, Schritt für Schritt wieder zurückgedrängt.

Der erbitterte Kampf von Mann gegen Mann dauerte den ganzen Tag hindurch an. Gegen Abend versuchte der Gegner noch einmal nach Einsetzen eines heftigen Trommelfeuers mit frischen Reserven einen erneuten Angriff. Unsere Artillerie aber, die überhaupt an diesem Tage Glänzendes geleistet hat in der Unterstützung unserer Infanterie, legte ein so wirksames Sperrfeuer, daß der Stoß an vielen Stellen gar nicht zur Entwicklung kam. An andern prallte er zusammen mit unserm

Gegenstoß. Es entwickelte sich eine richtige Feldschlacht mit auffahrender Artillerie. Sie wogte hin und her, bis die Dunkelheit endlich ein Abflauen des Kampfes herbeiführte. Das Ergebnis dieses dritten Großkampftages war, daß unsere Truppen sich an den meisten Stellen bis dicht an ihre alten Stellungen wieder herangearbeitet hatten. Nur an der Straße Ypern—Menin hatte der Gegner einen Gewinn von etwas mehr als einen Kilometer gemacht, in einem Gelände, wo es ziemlich unwesentlich blieb, wo die äußerste Linie lag. Und bezahlt mit ungeheuern Opfern!

Mit furchtbaren Opfern freilich auch für uns! Sie sind zwar anscheinend lange nicht so groß gewesen wie die der rücksichtslos anrennenden Gegner. Als wir ein halbes Jahr später, im April 1918, durch unsere Offensive in Flandern den Gegner aus dem durch die Herbstschlacht 1917 gewonnenen Gelände vor Ypern wiederum bis hart an diese Stadt zurückdrängten, fanden wir eine erschreckend große Zahl noch unbeerdigter Toten vor, und darunter doppelt soviel englische wie deutsche*. Allein für uns Deutsche mit unserer begrenzten Menschenziffer, für die der Ersatz immer schwerer zu beschaffen war, wog der Verlust von Kämpfern ungleich schwerer als für die Entente, die aus dem Menschenvorrat fast der ganzen Welt schöpfen konnte, und bei der vor allem die Aussicht auf die Hilfe Amerikas im Hintergrunde steht, deren Ankunft gegen die deutschen U-Boote zu sichern ein Hauptzweck des englischen Ansturms war.

Um so schwerer wog der schreckliche Menschenverbrauch in der Flandern-Schlacht für uns, als wir gleichzeitig jetzt im Osten, im Rigaischen Meerbusen, und im Süden, an der italienischen Front, große Unternehmungen vorhatten, die dringend wichtig waren, um den moralischen Halt der Völker der Mittelmächte zu heben. In Italien sogar einfach unumgänglich, um der sonst ziemlich gewissen entscheidenden Niederlage Österreichs in einer zwölften Isonzo-Schlacht zuvorzukommen.

---

* Sie zählten nach Tausenden. Zwei Drittel waren Feinde, ein Drittel Deutsche (Ludendorff: Meine Kriegserinnerungen, S. 392). Schon die Tatsache, daß soviel Tote unbeerdigt waren, in einem doch den Engländern verbliebenen Gelände, zeigt, welche Hölle dies Gelände auch für sie gewesen sein muß. Und zweifellos werden sie immer noch ihre Gefallenen eher als die gegnerischen bestattet haben. [1920.]

## Der vierte und fünfte Großangriff.

Nachdem am 26. September dem Angriff vom 20. noch ein kaum minder gewaltiges Nachspiel gefolgt war, das dem Engländer wieder zwar einen sehr geringen Geländegewinn gebracht, uns aber neue schwere Menschenverluste zugefügt hatte, trat eine Pause bis zum Beginn des Oktober ein. Der Engländer hatte sich wie bemerkt, unserer neuen Abwehrtaktik inzwischen in sehr geschickter Weise angepaßt. Unsere Heeresleitung versuchte nun diese wieder, soweit es möglich war, in entsprechender Weise zu ändern. Mit dem 2. Oktober setzte mit neuem Trommelfeuer der vierte Großangriff des Gegners ein; am 4., 9. und 12. Oktober erfolgten furchtbare Infanterieangriffe, die von uns wieder nur mit schwersten Verlusten abgewehrt werden konnten.

Nach erneuter, vom Gegner zum Zusammenraffen seiner äußersten Kraft benutzter Erholung, begann endlich am 22. Oktober der fünfte und letzte Abschnitt der Flandern-Schlacht. Ich kann hier [1920] nichts besseres tun, als die erschütternden Worte wiederholen, die Ludendorff selbst darüber in seinen Erinnerungen von dem „ergreifenden Drama in Flandern" gebraucht (S. 391 f.). „Ungeheure Munitionsmengen, wie sie Menschenverstand vor diesem Kriege nie erdacht hatte, wurden gegen Menschenleiber geschleudert, die, in tiefverschlammten Geschoßtrichtern zerstreut, ihr Leben notdürftig fristeten. Der Schrecken des Trichterfeldes vor Verdun wurde noch übertroffen. Das war kein Leben mehr, das war unsägliches Leiden. Und aus der Schlammwelt wälzte sich der Angreifer heran, langsam, aber doch stetig und in dichten Massen. Im Vorfelde von unserm Munitionshagel getroffen, brach er oft zusammen, und der einfache Mann im Trichterfelde atmete auf. Dann kam die Masse heran. Gewehr und Maschinengewehr war oft verschlammt. Man rang Mann gegen Mann und — die Masse hatte nur zu oft Erfolg.

Was der deutsche Soldat in der Flandern-Schlacht geleistet, erlebt und gelitten, wird für ihn zu allen Zeiten ein ehernes Denkmal sein, das er sich selbst auf feindlichem Boden errichtet hat. . . . Und doch muß es ausgesprochen werden: einzelne Truppenteile überwanden nicht mehr so wie früher die zersetzenden Einflüsse der Abwehrschlacht.

Auch der 26. und 30. Oktober, der 6. und 20. November waren Großkampftage schwerster Art. Der Feind drängte wie ein wilder Stier

gegen die Eisenwand, die ihn von unserer U-Boot-Basis fernhielt. Er warf seine Wucht gegen den Houthulster Wald, er warf sie auf Poelkappelle, Passchendaele, Becelaere, Gheluvelt und Zandvoorde; er erreichte sehr viele Einbrüche; aber sie hielt, wenn auch durch ihr Fundament ein leises Zittern ging."

Erschwert wurde unsere allgemeine Lage dadurch, daß jetzt auch der Franzose, um das Entscheidende des furchtbaren englischen Ringens zu verstärken, und um auch seinerseits die drohende Gefahr von Italien abwehren zu helfen, am 22. Oktober einen erfolgreichen Ansturm an der sogenannten Laffaux-Ecke machte, d. h. an dem vorspringenden Zipfel unserer Front am Westende des Chemin-des-Dames, an der Straße von Soissons nach Laon. Die Bresche, die hier in unsere Front bis an den Rand des Ailette-Tals gestoßen wurde, zwang uns leider, die nunmehr schwer haltbar gewordene Stellung auf dem ganzen Rücken des Chemin-des-Dames, die wir uns im Sommer so glorreich neu erkämpft hatten, wieder aufzugeben und unsere Linien in der Nacht vom 1. bis 2. November bis an das Nordufer des Ailette-Flüßchens zurückzuverlegen.

Es war die höchste Zeit für den Gesamteindruck der Kriegslage in der Welt und bei unserm eigenen Volke, daß gerade in diesen Tagen unsere trotz alledem gewagten Unternehmungen im Baltikum gegen Oesel und in Italien gegen die Isonzo-Front so glänzend verliefen.

Sei es unter dem Eindruck dieser Erfolge, sei es wegen der Notwendigkeit, Anfang November Hilfstruppen nach Italien zu senden, sei es infolge der allzu weit vorgeschrittenen Jahreszeit im Schlammgelände vor Ypern oder endlich der Wirkung der eigenen schweren Verluste in diesem Gebiet — genug, der Engländer setzte die von uns doch mit Schaudern erwarteten Angriffe in Flandern nicht mehr fort.

Wir standen dort wie ein Fechter nach einem Ringen von äußerster Anstrengung der Kraft, mit bebenden Gliedern und blutend aus schweren Wunden — aber siegreich! Denn unsere Abwehrschlacht war gewonnen, der Gegner hatte die belgische Küste, unsere U-Boot-Basis, nicht erreicht.

Ehe ich von dem letzten Abschluß des schweren Jahres 1917 berichte, seien hier noch ein paar Schilderungen angefügt, die aus den Tagen der Flandern-Schlacht selbst, noch vor ihrem Abschluß, stammen.

Dreizehntes Kapitel.

## Die Erzählung des Hauptmanns.

Bei Roulers, 23. September 1917.

In seinem Divisions-Stabsquartier unweit Roulers treffe ich den General von Petersdorf. Ich war ihm zuletzt Mitte März dieses Jahres in St. Léger nördlich von Bapaume begegnet, inmitten der harten Vorfeldkämpfe in jener Gegend vor unserm großen Siegfriedrückzug. Schwere Wochen hatten damals er und seine Division hinter sich, aber er war heiter und ruhig gewesen; heute kenne ich ihn kaum wieder, so erregt ist er. Er geht auf und nieder, es arbeitet lebhaft in ihm, eine Unzufriedenheit, ein Unwille fast, und macht sich in unmutigen Worten Luft.

Ich bin ganz erstaunt und sage: „Herr General, ich erwartete Sie ganz anders zu finden. Ich habe beim Generalkommando gehört, wie glänzend die 213. Reservedivision in diesen Tagen abgeschnitten hat; sie ist mir unter denen genannt worden, die in erster Linie den Ruhm dieses Erfolges tragen, und man hat mich von dort gerade zu Ihnen geschickt, wenn ich etwas aus dem dritten Großkampf in Flandern hören wolle. Ich bitte mir zuerst zu erlauben, Ihnen meinen Glückwunsch zu sagen — —"

„Ach, was bin ich! Meine Leute, meine Leute! Diese fabelhaften Kerls! Das ist es ja gerade, was mich wurmt, daß ich so ohnmächtig bin, ihnen die ganze Ehre und Anerkennung zu verschaffen, die sie verdienen. Gewiß habe ich ihnen gesagt, was ich von ihnen denke. Aber das ist viel zu wenig, viel zu wenig. Denn es ist ungeheuer, es ist übermenschlich, was sie geleistet haben. Man findet keine Worte mehr für dieses Heldentum!"

Feldaufnahme.

**General Sixt von Armin, Führer der 4. Armee (l.) und sein Generalstabschef General von Loßberg (r.).**

(Kap. 14.)

Reichsarchiv.

**Englischer Tank überwindet einen Graben.**

Reichsarchiv.

Die Schlacht im Sumpfgebiet der Lys: Eroberte feindliche Stellung, durch deutsches Artilleriefeuer zerschossen.

(S. 169.)

Er nimmt mich mit in das große Kartenzimmer und ergreift ein Blatt der Gegend seines Divisionsabschnitts nördlich der Bahnlinie Ypern—Roulers. Mit Blaustift zeichnet er rasch eine Linie.

„Das war unsere vorderste Linie vor der dritten Schlacht in Flandern", sagt er. „Was man so Linie nennt. Wollen Sie mal sehen, wie das in Wirklichkeit aussieht?"

Und er legt mir eine Photographie vor, die einer unserer Flieger während des Kampfes aus wenigen hundert Metern Höhe dort aufgenommen hat. Zunächst sehe ich nur das übliche Trichtergelände. Doch nein, nicht das übliche, sondern etwas viel Schauderhafteres. Das ist nicht mehr die berühmte „Kraterlandschaft" wie eine Mondkarte. Die immer neu einschlagenden Granaten haben die Formen der runden Einzellöcher fast überall verwischt, die Ränder wieder zerrissen, die Trichter verquetscht; ein Loch verdrängt das andere. Hier und da sieht es aus wie lange Furchen eines ungeheuern Dampfpfluges, rauh und unordentlich gezogen; anderswo ist es ein wirres Chaos. Überall aber erkennt man, daß kein Fußbreit ursprünglichen Bodens mehr da ist; alles ist umgewühlt, mit allem, was dort gewesen ist, mit Baum und Strauch und Halm in ein schauriges Gemisch verknetet, das nichts Irdisches mehr hat. Das Bild ist am Abend aufgenommen; die Schatten fallen schräg, man weiß zuerst nicht, was ist Vertiefung, was ist Berg. Das Ganze sieht aus wie die aufgewühlten und erstarrten Wogenwülste eines glutflüssigen Lavasees. Nichts Lebendes, Atmendes sucht man hier. Aber die Photographie ist wunderbar scharf. Wenn man genau zusieht, dann gewahrt man in den einzelnen Vertiefungen, ganz unregelmäßig über die Fläche verteilt, kleine Figürchen; hier eine, dort ein paar, da eine kleine Schar von vier, vielleicht sechs. Sie hocken dicht beieinander, und ihre Schatten zeigen, daß ihre Köpfe nicht über den Rand des Loches hinausragen. Sie können also einander nicht sehen; nur der Flieger kann die einzelnen Häufchen von oben erblicken. Das sind Menschen! Das sind unsere Soldaten; das sind die Allervordersten von denen, die hier in Flandern Haus und Hof und Weib und Kind und die ganze Gegenwart und Zukunft unseres Volkes verteidigen. So sieht die „Frontlinie" in Wirklichkeit aus, die auf unsern Karten als ein so schön bestimmter

Strich erscheint; in einem Gelände wie dieses, über das ein vielwöchiges Feuer schwerster Artillerie dahingegangen ist und Gräben, Drahthindernisse, Unterstände und was sonst zu einer ersten Linie gehören mag, mit allem andern Gebilde der Erdoberfläche in wüsten Brei zerstampft hat. Ein Bild, das die Haare auf dem Kopfe emporsteigen lassen kann, wenn man sich vergegenwärtigt, wie dieses scheinbar tote Gefilde rast von dem fürchterlichsten Leben; wie die Erdfontänen unter den Einschlägen überall emporspritzen gleich Vulkanausbrüchen, wie die Splitter der Explosivgeschosse heulend über die geduckten Köpfe der Männer in den Granatlöchern hinwegfegen, und wie jeden Augenblick ein Volltreffer ebensogut in das Granatloch selber hineinschlagen kann, wie daneben. Und jeden Augenblick kann am Rande des Granatloches auch der Gegner mit Handgranate oder stürmendem Bajonett auftauchen, zum letzten furchtbaren Entscheidungskampf von Mann gegen Mann.

„Sehen Sie, so hatten die Leute hier gesessen, Tag und Nacht, während der ganzen schauerlichen achttägigen Beschießung, die dem Sturm vom 20. vorherging. Dann endlich griff der Engländer von hier aus an." Und der General zog einige rote Pfeilstriche, die zwischen St. Julien und Frezenberg in ungefähr östlicher Richtung herankamen. „Der Gegner war in sehr großer Übermacht, aber die Division hielt doch. Trotz der Stärke des Stoßes und der immer neu nachdrängenden Wellen ließ sie sich an den meisten Stellen kaum mehr als 200 Meter in dem Trichtergelände zurückdrücken. Besonders die Mitte stand wie eine Mauer. Auch die Bataillone auf meinen Flügeln hielten sich wacker; aber der Gegner kam hier rechts und links von uns, an der Bahn nach Zonnebeke und auf dem andern Flügel, vorwärts, um einen Kilometer und mehr, und nun griff er uns von den Flanken her an. Das war eine harte Sache. Er muß es schon von vornherein darauf angelegt haben. Sehen Sie, hier ist eine englische Kartenskizze, wie wir sie den Sturmtruppen abgenommen haben." Das Kärtchen enthielt den genauen Sturmplan der Engländer für diesen Abschnitt. Eingehend war darauf in schwarzen Linien dargestellt, wie vom Augenblick des Sturmbeginnes an das britische Feuer von etwa zwei zu zwei Minuten sich vorwärts verlegen würde, bis es jenseit der, weit jenseit der Straße Zonnebeke—Langemarck liegenden, Ziellinie in einem sichelförmigen Gürtel dauernd

liegenbleiben sollte, als schützender Sperrfeuervorhang. Mit grünen Linien war dann dazwischen eingezeichnet, welche Stellungen zu bestimmt vorgemerkten Zeiten von den Sturmwellen gleichzeitig erreicht sein sollten. Diese Linien waren schon vor der Schlacht so angelegt, daß sie rechts und links von den Stellungen der Division über ihre Flügel hinaus vorsprangen und sie von den beiden Flanken her zusammendrängten, um dann um so sicherer die Mitte zu überwältigen. „In dieser schweren Lage haben meine Truppen gekämpft, ohne Unterstützung, vom frühen Morgen bis spät in den Nachmittag, gegen immer neue, ohne Rücksicht auf Menschenleben herangeführte Feindesmassen, und haben das weitere Vorwärtskommen des Gegners verhindert; auch gegen die neue Taktik, die der Engländer sich ausgesonnen hat, um unsere Kriegsweise der ‚elastischen Front' zu begegnen. Herrlich waren die Regimenter Res. 91 und Res. 77 auf den beiden Flügeln, die, mit zurückgebogener Front, den Sturm aufhielten, bis endlich, gegen 5 Uhr nachmittags, der große Gegenstoß der deutschen Reserven bis zu ihnen durchgekommen war. Ganz besonders herrlich aber das Regiment Res. 15 in der Mitte, und hier wieder das dritte Bataillon unter dem Hauptmann Schwilden."

„Dieser Name ist mir auch im Generalkommando bereits besonders genannt worden", sagte ich.

„Ja, den Mann sollten Sie aufsuchen; der würde Ihnen etwas erzählen können. Ich weiß leider nicht, wo er sich augenblicklich befindet, sein Regiment ist gestern abgelöst worden. Es ist außerordentlich, was er und die Seinen getan haben. Sein Bataillon hat nicht nur standgehalten, es ist sogar selbständig, ohne die Reserven abzuwarten, zum Gegenstoß übergegangen. Aber auch die andern waren prachtvoll; sobald der Gegenstoß unserer Reserven durchkam, schloß sich sofort das linke Flügelregiment Res. 77 ihm an; die Leute, die im härtesten Flankenkampf des ganzen Tages gestanden hatten, stürmten sofort wieder mit vor und drückten ihre zurückgebogene Linie wieder vorwärts. Dann auch das rechte Flügelregiment Res. 91. Die Engländer flüchteten in Haufen, und die Unsern schossen in diese Massen hinein; der Gegner hat in diesem Rückweichen besonders furchtbare Verluste gehabt. Und das muß ich noch sagen: Ganz hervorragend ist unsere Artillerie gewesen. Sie hat einen bedeutenden Anteil daran, daß wir unsern Abschnitt

halten konnten. Ihr glänzend hingelegtes Sperrfeuer war von schwerster Wirkung."

Hier wurden wir unterbrochen durch einen Neuankömmling, der sich in dienstlicher Haltung, die Hacken zusammengeschlagen, dem General meldete. Ein Hauptmann, groß und schlank gewachsen, etwa in den Dreißigern, mit kühner Nase in dem langgeschnittenen, kräftigen Gesicht. Überrascht schaute der General auf, und ein freudiges Leuchten ging über sein Antlitz.

„Ist es möglich! Eben sprechen wir von Ihnen. Nun kommen Sie aber mal her, mein lieber Schwilden; nun müssen Sie mir selbst berichten!" Und mit beiden Händen schüttelte er herzlich die Hand des eben erwähnten Hauptmanns. Denn kein anderer als dieser war es, der hier zur Meldung erschienen war. Der General nahm ihn beiseite und sprach wohl eine Viertelstunde lang mit ihm allein. Dann rief er mich hinzu: „Das ist Hauptmann Schwilden. Jetzt lassen Sie sich von ihm erzählen."

Und nun erzählte mir wirklich der Mann selbst, dem von seinen Führern so große Ehre gezollt worden war, von dem, was er und die Seinen an dem Sturmtage erduldet hatten; und nicht nur an diesem, sondern in den darauffolgenden Nächten und Tagen. Derselbst noch gestern mit in einem jener Granattrichter gesessen, deren Photographie ich soeben gesehen! Er erzählte ergreifend, mit Leben und Feuer und einer innern Bewegung, die dem starken Manne mehr als einmal die Stimme zu verschlagen schien. Er erzählte so, wie ich es aus zweiter Hand niemals wiedergeben kann; ganz abgesehen davon, daß ich vieles verschweigen möchte, weil es, losgelöst von der Glut der entscheidenden Stunden selbst, zu kraß, zu grausig klingen würde. Ich lauschte erschüttert, und jetzt erst entstand vollständig vor meinen Augen das Bild der Schlacht und wuchs unter der Vorstellung, aus wieviel gleichzeitigen, ganz ähnlichen Einzelvorgängen sich das ganze Geschehen dieser Tage zusammensetzte, zu einer furchtbaren und heroischen Größe empor.

Er erzählte zunächst aus den Tagen vor dem Sturm, von den Schauern der feindlichen Feuerüberfälle, die etwa alle drei bis vier Stunden herüberrasten und stundenlang alles ringsum in eine Hölle

verwandelten und blutige Opfer forderten. Die stete Zunahme der Heftigkeit dieser Feuerüberfälle gab jedem Manne die Überzeugung, daß eine neue große und schwere Schlacht sich vorbereitete. Hauptmann Schwilden versammelte seine Leute, soweit so etwas in der Lage dort vorn möglich war, und hielt ihnen eine Ansprache. Er knüpfte an die herrliche Kunde des Falles von Riga an, die unter dem Regen der feindlichen Granaten bis zu den vordersten Trichtern durchgedrungen war, und sagte: „Wir wissen, was hier bei uns kommt; die Schlacht steht unmittelbar bevor. Wir müssen der Kameraden im Osten würdig sein. Wir müssen draufgehen, wenn der Sturm kommt, und unsere Stellung halten, unter allen Umständen, oder alle zugrunde gehen. Ein anderes gibt es nicht." Vom 19. an begann der Gegner das systematische Zerschießen der einzelnen noch vorhandenen betonierten Unterstände. Auch den Bataillonsgefechtsstand, von wo aus bis dahin das Bataillon geleitet wurde, suchte er sichtlich, und da dieser zugleich als Sanitätsunterstand für die Schwerverwundeten benutzt wurde, so war es gewiß, daß das gehäufte Gehen und Kommen dorthin ihn sehr bald verraten mußte. So war der Bataillonsstab sich vollkommen bewußt, daß er jeden Augenblick darin begraben werden konnte, aber er hielt natürlich aus an dem Punkte, in dem die Truppe ihren Führungsmittelpunkt sah. Die betonierten Unterstände in Flandern sind, wie ich schon einmal ausführte (S. 92, 96), einheitliche hohle Betonklötze, die in den weichen Boden dieser Gegend eingelassen sind. Sie schwanken, wenn eins der schweren Kaliber in ihrer Nähe einschlägt, mit dem ganzen Boden. So schaukelte auch hier der Gefechtsunterstand oft wie ein Schiff im Sturm, die Insassen mußten sich festhalten an den Wänden, um nicht umzufallen.

Unter diesem Höllenfeuer verging die Nacht zum 20. Von 4 Uhr morgens an wurde die Kanonade immer fürchterlicher; niemand hatte etwas Ähnliches bisher erlebt. Grauenvoll war das Krachen der ganz schweren neuesten Granaten; ihre Sprengstücke fliegen bis 500 Meter weit nach allen Seiten; ungeheuer sind die Massen von Erde, die sie emporschleudern und auf die Umgebung herunterstürzen lassen. Und dabei kamen sie nicht einzeln, sondern immer in Reihen: „Ramm!!! Ramm!!! Ramm!!! Ramm!", unmittelbar, in Sekundenabständen, hintereinander. Dazu sausten neuartige Brandgranaten herein, bei denen auf einen

schweren Schlag eine 2 Meter hoch emporschlagende Flamme folgt, die verbrennt, was sie ergreift. Das ging so, bis die Morgendämmerung graute. Der Rauch, die aufgewirbelten Staubmassen, die Gase hatten eine dichte Nebelluft geschaffen, die alles ringsum verhüllte. In dem Dunst, das wußte nun jeder einzelne Mann, würden sie kommen. Mit zusammengebissenen Zähnen, die Hand am Gewehr, saßen die Unsern in ihren Löchern, einzeln oder zu mehrern, jede Gruppe aber im wesentlichen doch auf sich selbst und ihre Entschlossenheit angewiesen, und erwarteten sie.

Und dann kam der Feind! In dichten Wellen kam er heran. Alles, was lebendig war bei uns, schoß wie rasend. Die erste, zweite, dritte Welle des Gegners wurde dezimiert und in die Löcher des Trichtergeländes zurückgescheucht. Aber immer neue Wellen kamen. Das Bataillon hielt; es wurde jedoch klar, daß der Feind weiter rechts und links von uns vorwärtskam, und bald erfolgte der Angriff auch aus der Flanke.

Schwilden erzählte von einem Leutnant, der sich mit den Seinen bis zur letzten Patrone verteidigte; dann stürzten sich die Engländer auf ihn, warfen ihn zu Boden und rissen ihm das Eiserne Kreuz erster Klasse herunter. Immer neue Massen fluteten heran. „Es ließen sich eben gar nicht soviel totschießen, wie nachkamen." Dennoch hielten sich die Unsern in ihren Maschinengewehr-Unterständen, mit denen der Engländer nicht fertig wurde. Sie machten den „Igel", d. h. wehrten sich nach allen Seiten gegen die umfassende Übermacht. Ja, sie brachten es fertig, zusammengerafft von dem Bataillonsführer, sogar vorzustoßen und den Gegner zurückzudrängen.

So ging es bis gegen 4 Uhr nachmittags. Von da an versuchte der Gegner durch ein neues Schießen mit schwersten Kalibern noch einmal, erst die Nester des Widerstandes zu beseitigen. Der Bataillonsgefechtsstand war bisher noch nicht getroffen gewesen. Es war aber ein sehr heller Tag geworden, der das Schießen auf Ziele sehr erleichterte. Gegen 5 Uhr donnerten die ersten Treffer auf den Gefechtsstand, der ihnen auf die Dauer nicht gewachsen sein konnte. Der Hauptmann ließ alles sich in den schmalen Flur zurückziehen, dessen stärkere Stützung größere Sicherheit versprach. Unmittelbar danach schlug ein Volltreffer aber

gerade in den einen der beiden Eingänge des Flurs. Er hatte die Wirkung, daß der erste und zweite Mann nächst dem Eingang sofort getötet wurden. Dem dritten geschah gar nichts, dem fünften bis siebenten, darunter dem Hauptmann, nichts Erhebliches; der achte dagegen war wieder tot. Rings schwamm alles in Blut. Ein Kasten mit Leuchtmunition begann im Gang zu brennen. „Raus!" kommandierte der Hauptmann. Alles drängte zum Ausgang. Dem ersten Mann, der ins Freie trat, riß eine Granate den Kopf von den Schultern. Betonklötze spritzten umher, und aus dem Unterstand tönten die Rufe der Verwundeten, die nicht so schnell folgen konnten: „Kameraden, nehmt uns mit." Auf den Wink des Hauptmanns drangen vier Sanitätsleute ohne Zaudern nochmals in den Unterstand, in den die Granaten einschlugen und der schon zu brennen begann, hinein und halfen allen fünf darin befindlichen Verwundeten heraus; den letzten, als der Flur brannte, retteten sie durch das Fenster. Dann hieß es, sich in die nächstliegenden Granatlöcher bergen. Die 200 Meter breite Zone des schwersten Feuers wurde durchrannt, und von nun an saß der Bataillonsstab mit seinen Ordonnanzen, Brieftauben, Karten usw. in einem offenen Granatloch und leitete von da aus weiter den Widerstand.

Alle andern Verbindungsmittel der Truppe hatten aufgehört, es blieb nur noch das letzte, kostbarste, aber auch sicherste, der Mann selbst. Wunderbares leisteten die Gefechtsordonnanzen. Und dann drohte die allergrößte Gefahr: die Munition begann auszugehen. Ersatz mußte geschafft werden, trotz des Sperrfeuers. Und er wurde geschafft. Der Hauptmann wußte, daß eine gewisse Strecke weiter hinten ein Munitionsstapel bereitlag. Es galt, ihn durch das Sperrfeuer nach vorn zu schaffen. Abgesandte gingen oder vielmehr rannten und sprangen unter dem Höllenfeuer nach rückwärts. Nach einiger Zeit kamen sie — oder doch was noch von ihnen lebte und bewegungsfähig war, wieder; jeder, ob heil oder verwundet, mit so viel Munition beladen, daß er sie kaum schleppen konnte. Rasch wurde sie verteilt. Aufs neue sanken die Gegner unter unsern Schüssen dahin.

Endlich kam Hilfe. Der Gegenstoß unserer Reserven drückte die Flügel der Division wieder gerade und beendigte das böse Flankenfeuer. Die Nacht brach herein und brachte einige Erleichterung.

Am folgenden Tag um 7 Uhr früh schien ein neuer Angriff beabsichtigt; aus den etwa 160 Meter von uns liegenden ersten Granatlöchern kamen die ersten feindlichen Schützen heraus. Aber das Sperrfeuer unserer Artillerie setzte so vernichtend ein, daß sie nicht weiter vorzubringen waren. Man hörte drüben das Schreien und Schelten der Offiziere, aber der Angriff kam nicht in Gang. So gab der Engländer ihn für jetzt auf und holte während des ganzen übrigen Tages seine zahllosen Toten und Verwundeten zurück. Es war ein stillschweigendes Abkommen, beiderseits gewissenhaft gehalten, das die Rote-Kreuz-Flagge beider Parteien schonte.

Die folgende Nacht, vom 21. zum 22., war wieder hart. Ein neuer toller Feuerüberfall der englischen Artillerie mit schwersten Granaten prasselte herein und schuf aufs neue ein Grausen, wie man es früher für menschliche Nerven nicht erduldbar geglaubt hätte. Der Hauptmann selbst mit seinem Bataillonsstab wurde ebenso wie alle andern die ganze Nacht von Trichter zu Trichter gehetzt. Man späht unter Todesgefahr über den Rand des Loches umher, wo wohl etwas weniger Feuer liege. Dann stürzt man in Sprüngen dorthin. Kaum aber ist man in ein anderes Loch hinabgesprungen, „Ramm!!! Ramm!!! Ramm!!! Ramm!!!" kracht es in wilder Jagd gerade in diese Gegend hinein. Erdmassen stürzen über einen herunter. Man arbeitet sich mühsam wieder frei, ringt nach Atem und sucht Umschau zu gewinnen, da tönt der Schrei:

„Tommy kommt!" —

„Raus, Jungens, hier kommt niemand durch!" ist die Antwort des Bataillonsführers, und alles, was in den Nachbarlöchern verborgen ist, stürzt hervor zum neuen Ringen von Mann gegen Mann; wieder wird der Angriff abgeschlagen!

So bricht der 22. heran. Die Stellung ist noch immer gehalten. Die Ablösung, die nun kommt, übernimmt sie von der Truppe so, wie sie ihr vor dem Sturme anvertraut worden war!

Vierzehntes Kapitel.

# Die Führer der Flandern-Schlacht.

Ende September 1917.

Wem hat das deutsche Volk den bisherigen Erfolg in der Abwehr der Flandern-Schlacht zu danken?

Gewiß lautet hier die richtige Antwort: in erster Linie der Truppe! Alle Sorgfalt und Umsicht der Führung, alle ihre rastlose Arbeit, all ihr Verantwortungsmut, alle Genialität in der rechten Verwendung der an Zahl unterlegenen Mittel in Ehren, aber der höchste moralische Ruhm dieser schier übermenschlichen Leistung gebührt doch — und niemand betont das eifriger als die Vorgesetzten selbst — der kämpfenden Truppe. Indessen, es gehört doch aber die höchste Kunst der Führung dazu, um mit diesen herrlichen, aber eben doch dem Gegner gegenüber geringzähligen Kräften so zu arbeiten, sie so anzusetzen und zu leiten, daß sie überall zu rechter Zeit ihre höchste Wirkung tun können, daß anderseits aber auch nichts Unmögliches von der Truppe gefordert und ihr eine Last auferlegt wird, unter der ihre Widerstandskraft zusammenbrechen müßte.

Zwei Männer sind es, auf deren Schultern die Oberste Heeresleitung diese Verantwortung gemeinsam gelegt hat und die sie so bewunderungswürdig gerechtfertigt haben, wie wir es all diese Wochen hindurch mit ansehen: der Oberkommandierende der Flandern-Armee, General Sixt von Armin, und sein Generalstabschef, Generalmajor von Loßberg. Nachdem ich im vorhergehenden von der Truppe erzählt, mag auch von ihnen gesprochen werden.

Friedrich Sixt von Armin wurde am 27. Februar 1851 in Wetzlar geboren. Sein Vater war Oberstleutnant. Als Achtzehnjähriger

trat er während des Deutsch-Französischen Krieges im Juli 1870 in das 4. Garde-Grenadierregiment ein, focht mit bei St. Privat, wo er schwer verwundet wurde, und erwarb sich schon 1870 das Eiserne Kreuz. Von diesem großen Kriege bis zum gegenwärtigen spannt sich seine militärische Laufbahn und steigt in regelmäßiger Stufenfolge höher und höher empor. Seit dem 7. April 1911 ist er General der Infanterie und Kommandierender General des IV. Armeekorps. Als solcher rückte er August 1914 ins Feld, und die vorzüglichen Leistungen dieses Armeekorps, insbesondere in der Somme-Schlacht, sind unter seiner ausgezeichneten Führung geschehen, bis ihm am 1. März d. J. das Kommando der in Flandern stehenden und, wie man damals schon voraussah, großen und verantwortungsschweren Kämpfen entgegensehenden 4. Armee übertragen wurde. Und damit die Aufgabe, die allgemeinen Gesichtspunkte, die Hindenburg und Ludendorff sowie die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht für die kommende Abwehrschlacht gegen die englische Armee gegeben haben, durch Vorbereitung und Ausführung in die Tat umzusetzen. Wie ihm das gelungen ist, wissen wir alle. Von der See aus hat es der Engländer bisher überhaupt noch nicht gewagt, anzugreifen, so stark und verderbendrohend ist die Wehr, die hier an der Küste von der gleichen Armee geschaffen worden ist, und die Wacht, die von ihr hier gehalten wird. An der Mündung der Yser hat der überraschende Angriffsstoß bei Nieuport von unserer eignen Seite dem Gegner einen bösen Streich durch die Offensivrechnung gemacht. Vor Ypern endlich ist in den furchtbaren Infanterieschlachten seit Ende Juli, mit ihren bis heut dreimaligen kolossalen Höhepunkten und ihren davor- und dazwischenliegenden riesigen Artilleriduellen und infanteristischen Teilkämpfen, des Gegners bisher hoffnungsreichster Ansturm zuschanden geworden.

Der Kaiser hat die Taten Sixt von Arnims schon nach dem ersten Großangriff in Flandern dadurch geehrt, daß er ihm das Eichenlaub zum Orden Pour le mérite verlieh, den er bereits seit dem 10. August 1916 besaß. Die Truppe aber schaut mit stolzem Vertrauen in den Sieg der weitern Entwicklung der flandrischen Kämpfe unter seiner Führung entgegen.

Trotz der unausgesetzten Arbeitslast und Verantwortung, die seit Kriegsbeginn und ganz besonders seit seinem flandrischen Kommando

auf den Schultern dieses im November Sechsundsechzigjährigen ruhen, ist in seinem Wesen und Aussehen kaum etwas davon zu gewahren. Die schlanke feingliedrige Gestalt des mittelgroßen Mannes mit ihren elastischen Bewegungen, die lebhafte und liebenswürdige Art muten sehr viel jünger an. Auch der flüchtige Besucher empfindet etwas von der Gütigkeit seiner Gesinnung. Allgemein gerühmt ist seine unermüdliche Fürsorge für das Wohlergehen seiner Truppen.

Der andere Mann, den die Geschichte nennen wird, wenn sie von der Schlacht in Flandern erzählt, ist der Chef seines Generalstabs.

Friedrich Karl von Loßberg wurde am 30. April 1868 in Homburg vor der Höhe geboren. Er stammt aus einem kurhessischen Soldatengeschlecht. Beim Ausbruch des Krieges war er Oberstleutnant und Chef des Generalstabs des XIII. Armeekorps. Im Januar 1915 wurde er zum „Abteilungschef beim Stabe des Chefs des Generalstabs des Feldheeres" ernannt, d. h. er kam in das Große Hauptquartier und wurde dort einer der höhern Mitarbeiter der Obersten Heeresleitung. Den Kriegsberichterstattern wurde schon zu jener Zeit sein Name als der eines ungewöhnlich tüchtigen Generalstabsoffiziers von großer Klarheit und Bestimmtheit bekannt. Ende Juli 1915 wurde er Oberst, und zwei Monate später begann der Teil seiner Laufbahn, der sie als außerordentlich erscheinen läßt.

Am 25. September 1915 setzte nach viertägigem Trommelfeuer der Riesenstoß der Joffreschen Herbstoffensive in der Champagne ein, mit einer Massenwucht, wie sie bis dahin unerhört gewesen war. Wohl hatten wir das Kommen dieser Schlacht vorausgesehen, aber doch nicht den ganzen Umfang des Unternehmens. Erst im Verlauf des Kampfes selbst haben wir ganz erkannt, wie glänzend, in seiner Art fast genial, der Plan der großen Offensive entworfen, und mit welch einer, den Franzosen kaum zugetrauten Sorgfalt er vorbereitet war, bis in alle möglichen Einzelheiten hinein. Wir hatten damals unsere Augen zugleich auch sehr ernsthaft nach Osten zu richten, und so blieb es an jenem Tage fünf schwachen rheinischen Divisionen überlassen, die Übermacht von mehr als dreißig gegnerischen Divisionen aufzuhalten, die sich voll jauchzender Begeisterung, des endlichen Sieges und der Befreiung des Heimatbodens vollkommen gewiß, auf sie stürzten. Das Ungeheure

gelang, ihr erster Stoß wurde von unsern wundervollen Truppen aufgefangen.

Aber es war begreiflich, daß dies nur unter schwerer Erschütterung der eignen Reihen möglich war, und groß war die Sorge, denn der Feind faßte seine so weit überlegenen Massen rasch zu einem neuen Stoß gegen die von furchtbarer Blutarbeit ermatteten Divisionen zusammen. In dieser Stunde höchster Gefahr entsandte die Oberste Heeresleitung am 26. September den Obersten von Loßberg in die Champagne und betraute ihn mit der Stellung des Chefs des Generalstabs der 3. Armee. Ich erinnere mich noch sehr wohl des Aufsehens, das dieser Schritt damals hervorrief. Man betonte die außerordentlichen Anforderungen, die eine unter solchen Umständen übernommene Aufgabe an eine Persönlichkeit stellte, allgemein aber begleitete ihn ein großes Vertrauen; er galt für herb, scharf, ja schroff, aber für den rechten Mann. Und er bewies, daß er der rechte Mann war. Der stolze Champagne-Ruf: „Durch kommen sie nicht!" war binnen kurzem die Überzeugung jedes einzelnen, die weitern Stöße der französischen Massen prallten wirkungslos zurück, und nach einigen Wochen blutigen, aber vergeblichen Ringens war die große Offensive Joffres in der Champagne vollkommen zerbrochen.

Dreiviertel Jahre vergingen, da raffte der Gegner sich aufs neue zu einer riesenhaften Offensive auf. Diesmal in noch größerm Maßstab, denn Engländer und Franzosen taten sich — im Gebiet der Somme — zu einer einheitlichen Angriffsfront von 40 Kilometer Länge zusammen. Ihre Geschütz- und Munitionsfabriken und ihre übrige mehr und mehr auf den Krieg eingestellte Industrie überhaupt, verstärkt durch die des neutralen Amerikas, hatten eine so ungeheure Fülle von Kriegsmaterial furchtbarster Art zusammengehäuft, wie die Welt sich bisher nicht hatte träumen lassen. Nach einem Trommelfeuer von sieben Tagen erfolgte am 1. Juli 1916 der erste Angriff der Schlacht an der Somme. Obwohl die ungeheuerliche Massenwirkung der feindlichen Artillerie die stärksten Stellungen zu Brei zertrümmert hatte, hielt doch ein großer Teil unserer Linien stand, bei Gommécourt und bis über die Ancre südwärts hinaus. Weiterhin war das aber nicht möglich gewesen; hier war der Damm gebrochen, und wie eine fesselose Flut stürzten die

Heeresmassen der Gegner über unsere frühern Stellungen hinweg und breiteten sich verderbendrohend aus. Von neuem lenkten sich die Augen unserer obersten Führung auf den Generalstabschef in der Schlacht in der Champagne; Oberst von Loßberg wurde am Tage nach dem Angriff, am 2. Juli 1916, zum Chef des Generalstabs der 2. Armee gemacht, ein paar Wochen später dann zum Generalstabschef der für die Schlacht an der Somme neugebildeten 1. Armee. Und auch die Schlacht an der Somme verlief, wie wir wissen, trotz der riesigen Anstrengungen und Blutopfer des Gegners so, daß der Durchbruch der deutschen Front auch diesmal nicht gelang.

Zum drittenmal ereignete sich der gleiche Vorgang in der Schlacht bei Arras in diesem Frühjahr. Wieder erging der Ruf an den starken Deichhauptmann, der die feindlichen Wogen zum Stehen bringen sollte. Wieder wurde durch Allerhöchste Kabinettsorder am 12. April Oberst von Loßberg zum Stabschef der betroffenen Armee berufen — und wieder hat er es fertiggebracht, den Damm zu schließen; die Engländer kamen seitdem bei Arras nicht mehr nennenswert vorwärts, und es wurde bald deutlich, daß sie angesichts des starken Widerstandes, den sie hier fanden, es vorzogen, die Stelle ihrer Hauptoffensive für dieses Jahr anderswohin zu verlegen.

Daß dies die flandrische Front sein würde, wurde früh deutlich und verstärkte sich zur Gewißheit, als die Engländer sich in dem mächtigen Angriff im Wytschaete-Bogen eine bessere Basis für eine weittragende flandrische Offensive schufen und durch die Enthüllung der gewaltigen Mittel, mit denen sie dort arbeiteten, schon das Riesenmaß des beabsichtigten Kampfes erkennen ließen. Diesmal wartete die Oberste Heeresleitung nicht, bis die Springflut ihren Gipfelpunkt erreicht hatte; sie berief den Mann, der nunmehr wie kein zweiter an der Westfront in der Leitung von Abwehrschlachten erprobt war, bereits am 12. Juni zur Verwertung seines Genies und seiner Erfahrung auch bei dieser neuen Offensive, indem sie ihn zum Generalstabschef der 4. Armee machte. Größer als je zuvor war diesmal die Spannung, mit der die ganze Welt auf den Ausgang dieser Schlacht wartete. Ernst war die Lage, das wußten wir alle. Aber nicht minder groß und begreiflich war das Vertrauen zu dem Manne, der diesmal schon vor dem

Ausbruch der Schlacht dem Oberkommandierenden zur Seite gestellt worden war.

Jetzt ist die Schlacht ausgebrochen, ganz so gewaltig, wie wir es gedacht hatten. Sie tobt noch zur Stunde fort; aber auch diesmal wieder hat der Feind den Durchbruch nicht erreicht. In keinem Verhältnis zu seinen Anstrengungen und Opfern steht das, was er an Boden gewonnen hat, in keinem Verhältnis zu dem, was er gewollt hat, und auch das ist durch unsere Gegenstöße schon teilweise wieder abgebröckelt. Schon jetzt erscheint es gewiß, daß die englische Offensive in Flandern den Verlauf aller der andern großen Offensiven an der Westfront nehmen wird, während deren der Oberst von Loßberg Stabschef war. Durch Kabinettsorder ist er am 4. August, nach der Zurückschmetterung des ersten großen Angriffsstoßes der Engländer in Flandern, zum Generalmajor ernannt worden. Den Pour le mérite hatte der Kaiser ihm schon im September 1916 in der Schlacht an der Somme, das Eichenlaub dazu im April dieses Jahres verliehen.

Der Leser wird fragen, worauf denn eigentlich die erstaunlichen Erfolge dieses Mannes zurückzuführen sind. Doch läßt sich das ohne weitgehende militärische Auseinandersetzungen kaum erklären. Und selbst dann würde die Hauptsache noch fehlen. Denn diese Hauptsache ist eben die Persönlichkeit. Eine solche ist Loßberg. Wenn irgendein Mann, dem ich im Feldzug begegnet bin, so macht er den Eindruck, aus einem Guß geformt zu sein, wie aus Erz. Er ist groß, breit und doch ebenmäßig gebaut, mit starkem Schädel, ein Typus unerschütterlicher Kraft und Gesundheit. Sie befähigen ihn, die unerhörten Anstrengungen, die unausgesetzt gleichmäßige Arbeitslast und die ungeheure Verantwortung, die immer von neuem auf ihn gewälzt ist, zu ertragen. Er hat mir selbst erzählt, daß er seit vielen Monaten, seit dem Beginn der Schlacht bei Arras, in keiner Nacht mehr als vier Stunden zusammenhängenden Schlafes gehabt hat. Dafür ist er aber imstande, in jeder Lage, mitten aus nervenaufregendsten Entscheidungen heraus, eine halbe, eine Viertelstunde zu schlafen — Nerven also kennt er nicht. Der Grundzug seines Wesens ist eine ganz außergewöhnliche Arbeitskraft. Zwischen 7 und 8 Uhr morgens kommt er in sein Arbeitszimmer, hat dann aber schon oft, sicher in den Kampftagen, lange vorher mit den Korpschefs die

Anordnungen des Tages telephonisch besprochen. Nach Anhörung der dringendsten Vorträge fährt er fast täglich hinaus zu den Generalkommandos und Divisionen. Hier entfaltet sich seine persönliche Einwirkung auf die Unterführer, hier überschaut sein erfahrungsgeübter Blick rasch die Dinge und Menschen unmittelbar, hier findet er oft die Grundlagen für die seinem Oberbefehlshaber zu machenden Vorschläge. Nach der Rückkehr wirkt er in seinem Arbeitszimmer fast ununterbrochen bis nach Mitternacht. Ausspannung kennt er nicht. Seine Ruhepausen sind fast nur die kurzen Mittags- und Abendmahlzeiten. Er kommt weder zum Reiten noch zum Jagen; einzig zuweilen, doch selten, zu einer halben Stunde Billard.

Seine Vertrauten haben mir geschildert, wie es in seinem Arbeitszimmer den ganzen Tag ein dauerndes Gehen und Kommen von Offizieren ist, die Vortrag zu halten haben. Und er ist jederzeit und für jeden zu sprechen und immer gleich ruhig und freundlich gegen jeden einzelnen. Ruhe und Sammlung zum Durchdenken der großen entscheidenden Fragen findet er so meist erst tief in der Nacht, wenn er in seiner Wohnung für sich allein ist. Und doch ist er stets von der gleichen Frische und Tatkraft.

Vor allem ist er ein Meister der Organisation. Was es bedeutet, eine Front in kürzester Frist, noch dazu mitten im Kampfe selbst, von Grund aus umzubilden, kann nur der Kenner recht ermessen. Zu einem Armee-Oberkommando gehören mehr als dreißig verschiedene Abteilungen, die alle in einer Richtung zusammenarbeiten sollen. Die Organisation des Stabes ist also das erste Werk, das er zu tun hat, wenn er die Stelle als Armeechef antritt. Die große Raschheit, mit der das geht, erklärt sich daraus, daß seine Untergebenen in kürzester Zeit ein vollkommenes Vertrauen zu ihm gewinnen und freudig unter ihm arbeiten. Gerade das ist mir in so reichem Maße entgegengetreten, wenn ich mit seinen Herren über ihn sprach und nach dem Geheimnis seiner Erfolge fragte. Nicht nur von den Höchststehenden und Vertrautesten darunter, wie seinem frühern Ia, dem Major von Platen, den er dreimal in dieser Stellung sich in sein neues Amt mitgenommen hat, und das viertemal nur deshalb nicht wieder als solchen mitnahm, weil dieser ihm im Wesen sehr ähnliche Schüler und Mitarbeiter zum

Generalstabschef eines Korps berufen wurde. Ebenso auch von den jüngern Stabsoffizieren. Gerade die Tüchtigsten hängen mit Begeisterung an ihm, weil sie die ruhige und beherrschende Kraft fühlen, die von ihm ausstrahlt. Einer seiner Herren schreibt mir über diesen Einfluß: „Das ist schwer zu beschreiben. Ich weiß nicht, ob Sie es nicht in der kurzen Zeit, in der Sie mit ihm zusammen waren, selbst empfunden haben. Ist es sein festes und ruhiges Auge oder ist es die Sicherheit und Klarheit, mit der er seine Entscheidungen trifft, oder das Gefühl, daß alles, was er sagt, bis ins kleinste durchdacht und vorschauend bedacht ist."

Zu dieser Organisation gehört nicht nur die Ordnung der Führung, die Gliederung der Truppen für die Schlacht, sondern auch der ganze gewaltige Nachschub von Kriegsmaterial, der oft plötzlich auf eine neue Grundlage zu stellen ist. Die Meisterhaftigkeit, mit der das geschieht, fühlt jeder bis in die letzten Reihen der Armee hinein, und der feste Kampfeswille, der in ihnen zum Ausdruck kommt, überträgt sich auf jeden Führer und Mann.

Vollkommen tritt seine Kraft, seine schnelle und sichere Entschlußfähigkeit bei aller überlegenen Ruhe aber erst an den Großkampftagen hervor. Er beherrscht das Kampfgelände teils aus eigner Erfahrung, teils aus den Karten, als ob er darüber schwebte, und trifft danach seine Entscheidungen rasch und fest. Nie wird er aber unnütz eine Truppe in den Kampf werfen, stets wägt er, ob der Einsatz dem erreichbaren Erfolge entspricht. Freilich ist er hart, wo es notwendig ist. Die Lagen, in denen er gerufen wird, zwingen ihn, viel von seinen Leuten zu fordern, und er tut es in der Art der Männer, die am meisten von sich selber fordern. Aber er hat, das sagen mir die Seinen ganz besonders, im Grunde ein warmes Empfinden für die kämpfende Truppe. Immer ist er es, der auch daran denkt, ihr die gebührende Anerkennung zuteil werden zu lassen. Und wenn einmal die — seltene — Gelegenheit sich bietet zu zwangloſem Zusammensein im Kameradenkreise, dann ist dieser Mann von Stahl und Eisen der Fröhlichsten einer. Denn er ist eben das, was er ist, ganz. Ich selbst saß das letztemal neben ihm bei Tische am 15. August, wenige Stunden vor dem zweiten großen Gesamtangriff der Engländer im Ypern-Bogen, und denke noch mit Staunen an die heitere Ruhe und Gelassenheit, mit der er unmittelbar vor so gewaltiger

Weltbild Ansel.

Der deutsche Angriff 1918. Die ersten Aufnahmen vom Durchbruch westlich von St. Quentin: Deutsche Artillerie beim Vorgehen über die gestürmten englischen Gräben.

(S. 177.

25 III 11

Bes. · Anker.

Die ersten Aufnahmen vom Durchbruch westlich von St. Quentin: Englische Gefangene werden nach rückwärts geführt.

(S. 178.)

Entscheidung plauderte. Eine Ruhe und Sicherheit, die sich in der Tat auch mir vollkommen mitteilte. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, sie auch der Heimat mitzuteilen, die nach Flandern hinüberschaut.

* * *

Die obige Darstellung schrieb ich mitten während der heißesten Flandern-Kämpfe für die „Kölnische Zeitung". Sie waren ein Versuch, die bisher von der Obersten Heeresleitung streng durchgeführte Gepflogenheit zu durchbrechen, Schilderungen der oberen Heerführer nicht zuzulassen. Aber: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit." Es ist eine der eigentümlichsten Erscheinungen dieses Weltkrieges gewesen, daß gerade auf demjenigen Kriegsschauplatz, der unzweifelhaft das gigantischste und für den Gesamtausgang bedeutungsschwerste Ringen sah, an der Westfront, der Heimat so außerordentlich wenig Persönlichkeiten wirklich bekannt wurden. Volkstümliche Führer, wie noch der Krieg von 1870/71 sie in so reichem Maße zeitigte, Männer, deren Name jedermann lieb und vertraut war, deren Wirken man daheim von Woche zu Woche verfolgte, die dem Bilde des Krieges persönliches Leben und Farbe verliehen, die hatten die drei langen Jahre an der Westfront bis dahin uns noch so gut wie gar nicht gegeben. Hindenburg und Ludendorff können wir dazu nicht rechnen, sie waren das, was ich meine, im höchsten Grade für uns geworden, aber sie schwebten über dem Ganzen. Und dieser Mangel war schade. Der ungeheure lebendige Organismus des deutschen Heeres in Frankreich und Belgien bekam dadurch für die Augen der Heimat etwas Graues, Eintöniges, Lebloses, wie eine riesige unpersönliche Maschine. Der Schwung, das Hinreißende, Dramatische, Leuchtende, das von dem Bilde der Persönlichkeiten ausgeht, fehlte, und darin liegt nicht zu geringstem Teile der Grund, weshalb die Heimat gerade den Taten an der Westfront vielfach nicht vollkommen mit dem Anteil zu folgen vermochte, der ihrer Bedeutung für den Gesamtkrieg entsprach.

Die Zensur der Obersten Heeresleitung verschloß sich damals diesen ihr vorgetragenen Gedanken nicht und erlaubte den Aufsatz. Und so möge er auch in diesem Buche als ein Zeugnis jener Tage Platz finden. [1920.]

Fünfzehntes Kapitel.

# Der Ausgang des Jahres 1917.

[1920.]

Das Jahr 1917 hatte an unserer Westfront mit schweren Sorgen begonnen, und sein Verlauf hatte diese auch wahrlich vollauf gerechtfertigt. War es uns zwar auch gelungen, die erwarteten furchtbaren Frühjahrsoffensiven der Engländer und Franzosen zurückzuwerfen, war auch in den Kämpfen um den Hochberg, um den Chemin-des-Dames und anderswo im Sommer Wundervolles von unsern Truppen geleistet worden, so blieb doch nicht minder gewiß, daß die reine Verteidigungsstellung, in die wir hineingedrängt waren, immer mehr etwas Verzweifeltes bekam, da die Machtmittel der Feinde unablässig zunahmen, die unsrigen, und vor allem die unserer Bundesgenossen, sich stetig verminderten.

Eine Hoffnung freilich schien uns noch im Frühling des Jahres aufzuleuchten. Die Kunde nämlich von dem Sturz des Zartums in Rußland, die im März zu uns drang. „Wir können nur noch durch ein Wunder gerettet werden, und dies Wunder scheint einzutreten"; solche Worte konnte man damals hören. Ja, es gab nicht wenig Enthusiasten, die schon die russischen Heere mit uns gegen die Entente marschieren sahen. Ich selbst gehörte keineswegs zu den Vertretern dieser letzteren Auffassung, sondern zu denen, die mahnten, erst abzuwarten, ob sich die neue Bewegung wirklich auf unsere Seite stellen werde. Und wirklich, die Zarenstürzer warfen sich durchaus nicht uns, sondern den Gegnern in die Arme. Die Last, die wir zu tragen hatten, wuchs gegen Herbst des Jahres ins Ungeheure, Übermenschliche. Die neuen Angriffe der Franzosen an der Laffaux-Ecke, bei Verdun kamen; und vor allem die gigantische Flandern-

Schlacht der Engländer. Wir hielten stand, oder wichen doch so langsam und so wenig, daß auch das noch, angesichts der Sachlage, als etwas Gewaltiges gebucht werden konnte. Indessen wie sollte es weiter werden?

Dann aber schien doch in der Tat die Entwicklung der russischen Revolution, ihr Übergang zum Bolschewismus und die völlige Auflösung der russischen Armee, das „Wunder" werden zu sollen. Ende des Jahres begannen die Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk.

Auch der endliche Friede mit Rumänien schien nahe zu sein. Und wenn auch in Wahrheit noch neue Feldzüge, tief nach Rußland hinein, nötig werden sollten, so bestand doch jetzt eine ernsthafte Sorge an der Ostfront nicht mehr; unsere Eisenbahnen konnten Divisionen über Divisionen von den östlichen Fronten zu den westlichen hinüberrollen.

Ein anderer Glanz, helleuchtend fast wie die ersten Kriegswochen von 1914, strahlte herüber von Italien, wo im Oktober und November, unter ausschlaggebender Mitwirkung unserer deutschen Durchbruchstruppen, die zwölfte Isonzo-Schlacht, die Italien, in einer erstaunlichen Katastrophe, vom Bannkreis von Triest bis in denjenigen von Venedig zurückwarf.

Mir selbst ist es vergönnt gewesen, in einer ganz besonderen Weise an dem wundervollen Hoffnungsrausch jener Tage teilzunehmen, da ich vom Generalstab den Auftrag bekam, den Kaiser auf seiner Fahrt zu den italienischen Kriegsschauplätzen zu begleiten. Eindrücke größter und unvergeßlichster Art trug ich in jenen strahlenden Spätherbsttagen davon, die mich von Pola bis zum Tagliamento führten. Doch da dies Buch hier nur der Westfront gewidmet und der Raum ohnehin bedrängt ist, so möchte ich die Schilderung jener Wochen auf eine andere Gelegenheit verschieben.

Endlich blühte uns auch an der Westfront selbst noch gegen Schluß des Jahres ein sehr schöner vielversprechender Erfolg: die Schlacht von Cambrai am 30. November 1917, in der wir die Engländer zu ihrem eigenen Erstaunen mit einem schneidigen Offensivstoß weit von dieser schon in ihrem Besitz gewähnten Stadt zurückwarfen.

Alles das ließ gegen Ende 1917 vor unsern Augen die kaum noch gedachte Möglichkeit wieder erstehen, daß uns doch noch zuguterletzt in diesem Kriege der Sieg beschieden sein könnte!

Eines war jedenfalls gewiß, daß wir mit Beginn des Jahres 1918 nunmehr wieder zum Angriff übergehen konnten. Und der lag doch, auch heute noch, unsern Leuten immer am besten; die Cambrai-Schlacht erst hatte es von neuem bewiesen.

Die Welt sah dieser Entwicklung mit der größten Spannung zu. Bei dem Gegner regte sich bange Sorge. Allein, das muß hier gesagt sein, ihre Völker, gehalten von dem mächtigen Willen eines Lloyd George und eines Clémenceau, und von dem Vertrauen auf Amerika, wurden nicht schwach. Sie erschienen nicht auf unsere Einladung, sich an den Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk zu beteiligen; sie blieben unerschüttert in ihrem Willen zur Fortführung des Krieges bis zur Vernichtung des deutschen Nebenbuhlers in der Welt.

Sechzehntes Kapitel.

# Die deutsche Offensive von 1918.

## Eine Übersicht.

[1920.]

Der Kampf, dem die deutsche Heeresleitung den Namen „die große Schlacht in Frankreich" gab, begann, sobald das Ende des Winters den Beginn umfassender Operationen gestattete. Wir Kriegsberichterstatter waren in die mit großer Sorgfalt und mit Glück geheimgehaltenen Pläne unseres Angriffs nicht eingeweiht, aber das allgemeine Vorgefühl des Großartigen, was bevorstand, und die begeisterte Hoffnung auf das Gelingen, die durch die ganze Front gingen, erfüllten auch uns. Und von dem Tage an, wo der deutsche Angriff losbrach, hat uns dann die Oberste Heeresleitung in der freiesten Weise Gelegenheit gegeben, ihrer Entwicklung auf ihren verschiedenen Schauplätzen zu folgen. Mit welcher Freude und welchen Zuversichten wir das taten, mag aus den nachfolgenden Kapiteln hervorgehen.

Ihnen zu ihrem Verständnis vorausschicken möchte ich aber eine kurz zusammenfassende Gesamtübersicht der deutschen Offensive von 1918. Aus dieser wird ersehen werden können, wohin die einzelnen Berichte im Zusammenhang des Ganzen gehören.

Der erste Angriff erfolgte am 21. März auf der 70 Kilometer langen Front vor Cambrai und St. Quentin zwischen Croisilles und La Fère. Deutsche Angriffsarmeen waren von Norden nach Süden die 17. Armee unter General Otto von Below, dem Sieger von Italien, zwischen Arras und Cambrai, die 2. Armee unter General v. d. Marwitz zwischen Cambrai und dem Breitegrad von Péronne, die 18. Armee

unter General von Hutier von nördlich St. Quentin bis südlich La Fère. Die Oberste Heeresleitung, deren Großes Hauptquartier Anfang März von Kreuznach nach Spa übergesiedelt war, hatte am 18. März schon ihre Operationsabteilung nach dem kleinen Städtchen Avesnes an der Bahn Charleville—Lille, zwischen Hirson und Valenciennes verlegt, damit sie den Ereignissen unmittelbar nahe sei. Hindenburg und Ludendorff gingen auch dorthin, und viele Monate ist dies idyllisch zwischen bebuschtem Gehügel mit Viehweiden und Knicks ganz holsteinischen Gepräges gelegene Örtchen das geistige Zentrum des deutschen Riesenkampfes an der Westfront gewesen. Auch wir Kriegsberichterstatter haben von Ende März bis in den Sommer hinein dort mehrfach wochenlang unser Quartier gehabt und von da unsere Frontausflüge unternommen.

Die Stelle des Angriffs wurde gewählt, weil hier, nach unsern Erkundigungen, die gegnerische Besatzung der Linien am schwächsten war und innerhalb dieses Raums die Naht zwischen den französischen und den englischen Truppen lag. Gelang es hier, womöglich bis zum Meere, oder doch wenigstens so weit durchzustoßen, daß die Verbindung zwischen den beiden Verbündeten zerrissen oder jedenfalls weitgehend behindert wurde, so war ein überaus schwerwiegender Erfolg errungen.

Im einzelnen war der Gedanke des Vorgehens der, daß die 17. und 2. Armee, die gegenüber von Cambrai selbst nicht angreifen sollten, rechts und links davon, mit Richtung gegeneinander, die Front durchbrechen und den in dem hier noch immer gegen uns vorspringenden „Cambrai-Bogen" abschneiden und so gefangennehmen sollten. Von dort sollten sie dann südwestwärts, über Bapaume und Combles in der Richtung auf Albert und Amiens, weiter vordringen. Die 18. Armee sollte rechtwinklig die Front vor St. Quentin überrennen und in der Richtung auf Amiens und Montdidier vorgehen.

Der Angriff begann mit einem schlagartig einsetzenden mächtigen Artilleriefeuer auf die feindlichen Batterien. Sodann, als diese großenteils in Verwirrung gebracht, auf die feindlichen Gräben. Um 9 Uhr vormittags entwickelte sich diese, bis dahin feststehende Beschießung zur beweglichen „Feuerwalze", der Angriffstechnik, die die Oberste Heeresleitung für diese Offensive ersonnen hatte, d. h. der Gürtel der Feuerwirkung unserer Artillerie schritt langsam, in einer ganz genau fest-

gelegten Bewegung, vorwärts, und unmittelbar hinter ihr, in einer ebenfalls aufs genaueste vorgesehenen und in den Wintermonaten hinter der Front eingeübten Weise, folgte die Sturmwelle der Infanterie, so daß dem zertrommelten Feinde gar keine Zeit verblieb, sich wieder zu sammeln und zu ordnen, ehe der Sturmangriff ihn traf.

Bei der 17. Armee versagte das Manöver; der Zusammenhang zwischen Feuerwalze und Infanterie riß. Diese Armee kam daher am 21. März nur eine kurze Strecke vorwärts. Auch an den folgenden beiden Tagen nicht recht. Der Engländer war hier, in der Nähe des stets mit Sorgfalt geschützten Arras, auch wohl zu stark. So gelang das Abschnüren des Gegners im Cambrai-Bogen nicht, obwohl die 2. Armee im Süden besser vorwärtskam. Es glückte ihm, die große Gefahr rasch erkennend, sich aus dem Sack herauszuflüchten. Die Armee von Hutier dagegen drang kräftig voran. Am Abend des 23. März war der Bogen, den die 2. u. 18. Armee gegen den Feind vorgetrieben hatten, schon bis Ham und Péronne ausgedehnt.

Nun kam es auch im Norden in Fluß. Unter schweren und blutigen Kämpfen gegen den überaus zäh sich wehrenden Engländer, insbesondere in der Umgebung von Bapaume, wurde von der 17. und 2. Armee gemeinsam dort der Bogen bis zum Abend des 25. an der berühmten Straße von Bapaume nach Albert bis zwei Drittel des Wegs dorthin vorgeschoben; von der 18. Armee im Süden bis über Nesle hinaus und nahe an Noyon heran. Zwei Tage später, am 27., erreichte die 17. Armee ungefähr die alte Linie vor der Somme-Schlacht; die 2. drang bis Albert, das sie noch gewann, die 18. Armee, die am erfolgreichsten vorging, bis zu dem 60 Kilometer von ihrem Ausgangspunkte entfernten Montdidier und nahm dies ein.

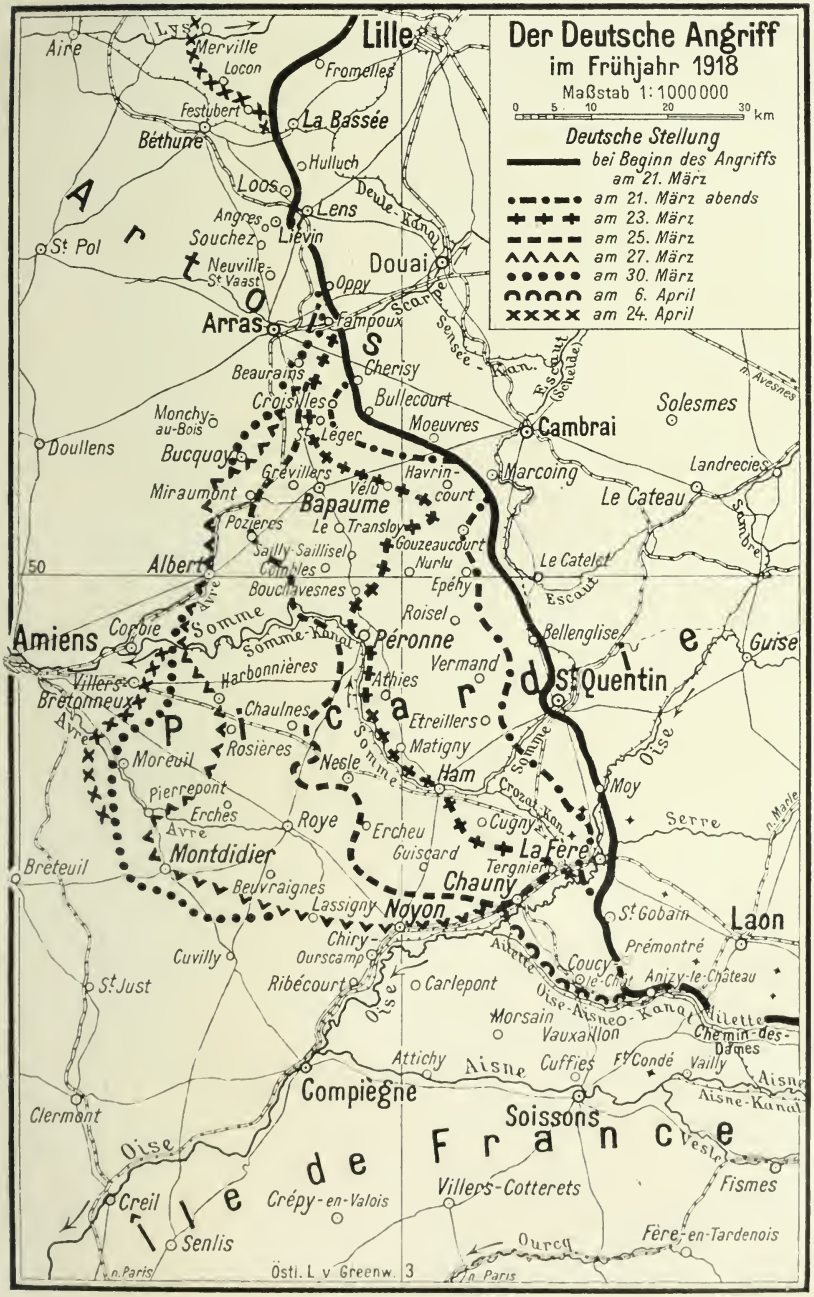
Der Gesamterfolg des Angriffs war, mit andern Angriffen dieses Kriegs verglichen, ein ganz außerordentlicher. In wenigen Tagen hatten wir ein Gelände erobert, von dem auch nur einen Teil selbständig uns zu entreißen, den Gegner die langen, schweren Monate seiner Somme-Schlacht gekostet hatte. Die 18. Armee hatte in der Richtung auf Montdidier sogar schon die ehemaligen Ausgangsstellungen des Gegners in der Somme-Schlacht überschritten und das jenseit des Somme-Schlachtfeldes gelegene unzerstörte Neuland erreicht. Die Raumgröße des in

zehn Tagen erkämpften Geländes zeigt die nebenstehende Karte. Die Anzahl der unverwundeten Gefangenen, die wir gemacht, betrug 90000, erinnerte also an russische Verhältnisse. Das Gefüge der englischen Armee war schwer erschüttert, ihr Verlust an Kriegsmaterial außerordentlich, die Verbindung mit der französischen Armee stark gelockert.

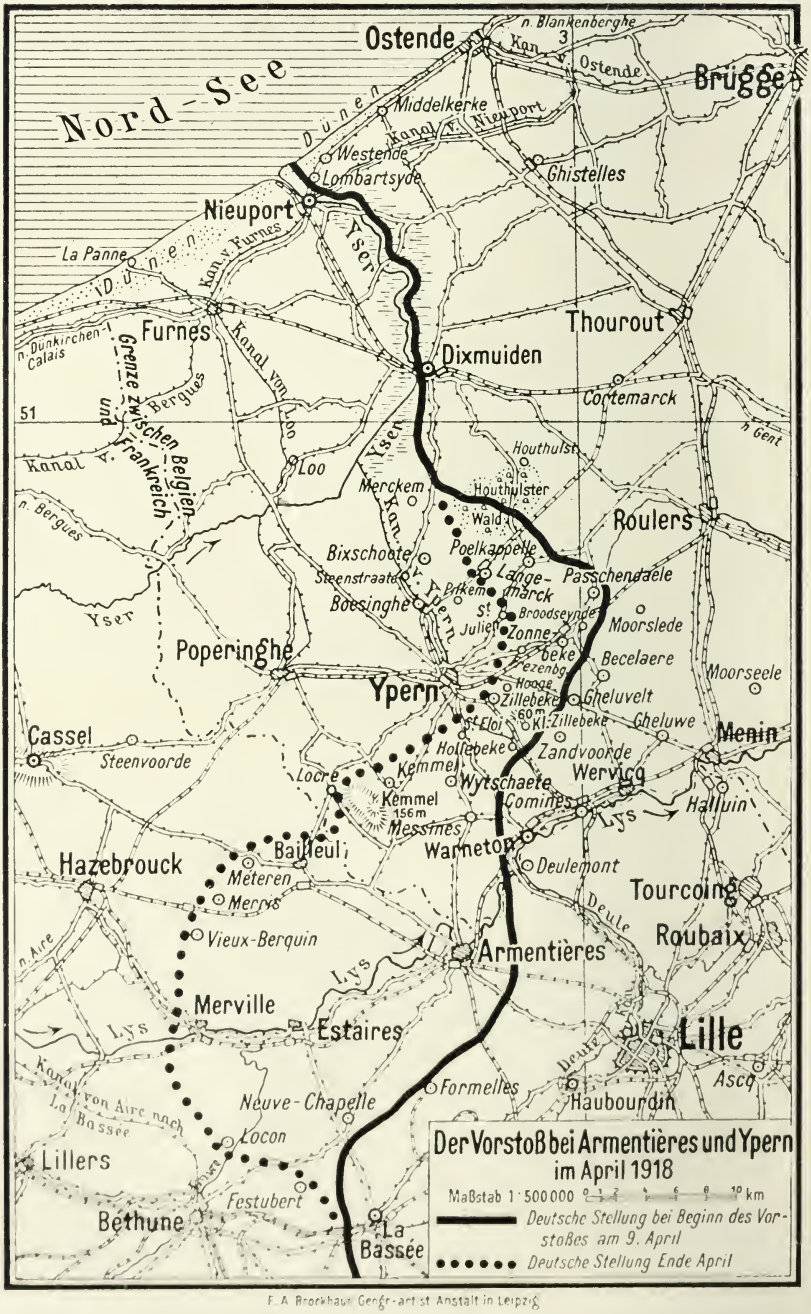
Nun aber machten sich die aus den Erfahrungen dieses Krieges zur Genüge bekanntgewordenen Erscheinungen des weiteren Fortgangs einer aus langem Stellungskampf vorgehenden Offensive auch bei uns geltend. Die in diesem langen Kampf entstandene breite Zerstörungszone, die nun zwischen den vorgehenden Truppen und ihrer rückwärtigen Basis lag, das Fehlen von Straßen und Eisenbahnen, der Mangel an Unterkünften, Wasser, Nahrungs- und Hilfsmitteln sonstiger Art in diesem Gebiet, der ganze schreckliche Charakter des Trichtergeländes überhaupt, hemmte die Zufuhr von Munition und jeder Art von Nachschub, ermüdete die Truppen, verlangsamte alle Bewegungen, die Stoßkraft des ersten Angriffs lief sich von selber tot. Die 17. Armee war am frühesten erschöpft, die glänzende 18. zeigte sich am längsten erfolgreich. Ihr gelang es bis zum 30. April noch über das Tal des Avre-Flüßchens hinweg gegen Südwest den gewaltigen Bogen unseres Einbruchs in die feindliche Front um ein Dutzend Kilometer zu erweitern. Dann aber wirkte auch hier neben den genannten Erschwerungen auf unserer Seite der von Tag zu Tag verstärkte Widerstand der frischen französischen Divisionen, die General Foch mit Hilfe der Eisenbahnen und guten Straßen hinter der gegnerischen Stellung und seines reichen Bestandes an Kraftwagen in größter Eile an andern Fronten heranzog und zwischen die erschöpften und verwirrten Truppen der Verbündeten hineinwarf. Ein erneuter Versuch der 17. Armee, direkt gegen Arras selbst vorwärtszukommen, blieb gegenüber der starken Stellung des Gegners dort erfolglos.

In rascher Erkenntnis dieser Sachlage entschloß sich die deutsche Oberste Heeresleitung seit dem 4. April, mählich dem verlustreichen und erfolglosen Forthämmern der Gegner bei ihren bisherigen Offensiven und auch unserm eigenen bei Verdun, das Vorgehen an dieser Stelle abzubrechen und eine Fortsetzung unserer Angriffe an anderer Stelle vorzubereiten.

Zunächst griff bereits am 6. April die der 18. südlich benachbarte 7. Armee in der Gegend von St. Gobain an und drängte dort den




F.A. Brockhaus Graph.-artist. Anstalt in Leipzig




F. A. Brockhaus Geogr.-artist. Anstalt in Leipzig

Gegner über Chauny und Coucy hinaus nach Süden, so die gefährliche durch das Vorwärtsstürmen der 18. Armee entstandene Fronteinbuchtung bei La Fère ausflachend.

Nur drei Tage später — zur größten Überraschung des Gegners —, am 9. April, begann die nördlich an die 17. anschließende 6. Armee unter General von Quast einen großen und sorgfältig vorbereiteten Angriff auf die Sumpfstellungen im Gebiet der Lys, westlich von Lille, die portugiesischen Hilfstruppen anvertraut waren. In der Schlacht bei Estaires wurden sie überrannt und in Massen gefangengenommen. Und nun dehnte sich das neue Einbruchsgebiet rasch weiter nordwärts aus. Am folgenden Tage schon auf die Stadt Armentières zu, die all die Jahre hindurch unserer wichtigen Stellung von Lille unbezwungen so hart gegenübergelegen hatte. Sie fiel am 11. April, ebenso wie das zirka 15 Kilometer vom Ausgangspunkt des Angriffs entfernte Merville an der Lys. Auch die 4. Armee, die verteidigungsberühmte Flandern-Armee, griff schon am 10. April mit in die Offensive ein, nahm an diesem Tage bereits Messines und begann damit die Wiedereroberung des blutgetränkten Ypern-Geländes, von dem sie im Vorjahre durch die furchtbaren, von dem Juni-Überfall am Wytschaete-Bogen bis gegen Mitte November dauernden, englischen Angriffe verdrängt worden war. Durch die glanzvolle Eroberung des Kemmel-Berges am 24. April drang auch sie hier weiter vor, als sie je vorher gestanden hatte. Dann hemmte auch in diesen Gegenden die Unwegsamkeit und das Heranführen neuer französischer Reserven durch Foch, der inzwischen Gesamtbefehlshaber der Ententetruppen geworden war, weitere Fortschritte größeren Ausmaßes.

Das bisherige Ergebnis unserer Offensive war zwar nicht, wie viele, auch leitende Männer, gehofft hatten, ein Durchbruch bis zum Meere, aber doch eine schwere Schädigung der englischen Armee in Frankreich, die nur durch Heranführen und Dazwischenreihen fast der Hälfte der französischen Kampftruppen vor einem vollständigen katastrophalen Zusammenbruch hatte bewahrt werden können.

Dadurch hatten die Franzosen aber andere ihrer Fronten gefährlich entblößen müssen. Eine solche Gegend wählte die Oberste Heeresleitung aus für die Fortsetzung der deutschen Angriffe im Frühsommer.

Nach der notwendigen größeren Erholungs- und Neuvorbereitungspause setzte am 27. Mai unser nächster Angriff ein, und zwar auf der Front gegenüber vom Chemin-des-Dames. Geführt wurde er von der 7. Armee und der 1. Armee. Sturmtruppen aus der Frühjahrsoffensive waren dazwischengefügt. Er hatte einen über die eigenen Erwartungen hinaus glänzenden Erfolg; bis Anfang Juni war die Marne erreicht, ja überschritten, Château-Thierry genommen, der Angriff westwärts weit über Soissons hinausgetragen und Reims in die Gefahr der Umfassung gebracht. Der Eindruck im Ausland war gewaltig, die Begeisterung in unserm eigenen Lande groß. Es war der Höhepunkt unserer Erfolge und unserer Hoffnungen seit Anfang September 1914! Am 9. Juni wurde das Gebiet unseres Vorstoßes durch einen Angriff der 18. Armee auf ihrer Südfront bis westlich von Montdidier hin noch um einen bis über 10 Kilometer tiefen Gürtel in der Richtung auf Compiègne zu erweitert. Dann gebot die Schwierigkeit unserer Verbindungen und die Heranführung feindlicher Reserven auch hier den Einhalt.

Als weiteren Fortgang unserer Angriffe wählte die Oberste Heeresleitung zwei Stellen, die der Feind durch den Abtransport seiner Truppen nunmehr wieder stark entblößt hatte. Die eine war die Gegend von Reims, wo für Mitte Juli unser nächster Angriff geplant war. Unmittelbar im Anschluß an diesen sollte dann aufs neue in Flandern überraschend vorgegangen werden. Dieser neue Angriff gegen die schwer erschütterte englische Armee schwebte, wie wir heut wissen, unserer Heeresleitung während dieser ganzen Sommerangriffe immer als der eigentliche Hauptschlag vor.

Der Angriff beiderseits von Reims kam auch genau am 15. Juli zustande. Er gelang aber nicht, und mit ihm begann der Umschwung des gewaltigen Dramas von 1918.

Von ihm wird im Kapitel 26 die Rede sein. Ich schiebe nunmehr erst einige meiner gleichzeitigen Aufzeichnungen über die Ereignisse und Stimmungen der großen Angriffsperiode ein. Des Raumes wegen kann es nur eine kleine Auswahl sein.

Wir wußten in Charleville und während des Monats März das Datum des Beginns unserer Angriffe noch nicht, ahnten nur, daß er nahe bevorstehe, und lebten, wie alles, in höchster Spannung.

Am 20. März kurz vor Mitternacht erhielt unser Zensuroffizier, Hauptmann von Ditfurth, ein Telegramm der Obersten Heeresleitung, auf das hin er uns unverzüglich zusammenbat. Ich lasse hier wortgetreu die flüchtigen Zeilen folgen, die ich noch in dieser Nacht, z. T. auf der Eisenbahn, in mein Tagebuch eintrug.

„Um $4^{33}$ früh sollen wir alle, auf unbestimmte Zeit, nach Avesnes fahren. Also Alea jacta est! Es geht los! Schon Hertlings letzte Rede (über Kurland) ließ darauf schließen, daß die Verständigungsversuche gescheitert. Die Weltentscheidung hat begonnen. Ich packe eiligst und schreibe noch Briefe bis $^3/_4 3$. Schlafe dann angekleidet eine halbe Stunde. Nächtlicher Bahnhof in Charleville. Colin Roß, Rittmeister von Hochwächter (die von Berlin gekommenen Vertreter des dortigen Kriegspressеamtes), alles findet sich dort. Niemand weiß Genaues. In Avesnes soll die Oberste Heeresleitung sein, auch Seine Majestät erwartet man. Ob wir gleich an die Armeen verteilt werden? Wann es losgeht? Fahrt nach Avesnes, sehr kalt, bin froh über Pelz. — Mein morgiger Hochzeitstag, den ich eigentlich mit meiner Frau (auf Urlaub) hatte verleben wollen, ist das Datum der größten Schlacht der Weltgeschichte. . . . ."

In Avesnes erhielten wir Dauerquartiere und am ersten Tage zunächst einzelne, zusammenhanglose Nachrichten über den Angriff, sowie sie dort von den einzelnen Frontabschnitten einliefen. Am Morgen des zweiten Tages, des 22., trug uns Oberstleutnant Nicolai dann strahlenden Antlitzes an einer großen Karte den Plan und bisherigen Gang der Dinge vor. Am 23. in erster Frühe fuhren wir selbst zur Front.

Siebzehntes Kapitel.

## Der Durchbruch.

23. März 1918.

Unser Wagen eilt auf der Straße von Guise nach St. Quentin dahin. Weißer, eiskalter Morgennebel, wie gestern und vorgestern, liegt still über dem Erdboden; dicht, aber nicht hoch, die Sonne durchleuchtet ihn hell. In den Gründen staut er sich höher; auf den Rücken der Hügelwellen tauchen die Spitzen hoher Bäume aus dem wallenden Grauen hervor. — Jetzt, goldig beleuchtet, die Dächer eines Schlosses: Aisonville. Wir halten an der Rampe. Kraftwagen harren, in Fliegerdeckung, unter Bäumen, Ordonnanzen eilen mit Mappen oder Geschirren über den Vorplatz; Motorradfahrer fauchen heran und sausen davon, Fernsprechtrupps spannen zwischen Ästen und Giebeln neue Drahtleitungen zu einem Gewirr schon vorhandener. Das A. O. K. der Armee von Hutier hat hier seinen vorübergehenden Gefechtsstand genommen. Es ist der Morgen des dritten Schlachttages. Das Fieber des riesenhaften Kampfes der Truppe weiter vorn, die hier ihren Herzpunkt hat, von hier aus geleitet wird, spricht aus dem hier zusammenflutenden Leben.

„Der Chef bittet die Herren."

Wieder einmal stehen wir in einem der wunderschönen, alten französischen Schlösser, wie dieser wechselvolle Krieg uns nun schon so viele und zu so entscheidungsvollen Stunden gezeigt hat. Rokokogeäst in verblichenem Gold umrahmt große Wandspiegel und galante Supraporten. Deutsche Offiziere begrüßen uns. Unter ihnen der vielberedete Oberstleutnant Bruchmüller, den der Pour le mérite schmückt.

„Durchbruchmüller" nennen sie ihn. Er ist der berühmte artilleristische Vorbereiter des großen Durchbruchs in Ostgalizien 1917*. Schon vor Monaten war er aber an der Westfront aufgetaucht; wir selbst waren ihm an verschiedenen Orten begegnet. Man zeigte ihn sich flüsternd und sagte sich: „Wenn der da ist, dann geht es also doch wohl bei uns los." Nun hatte er auch hier ein Meisterstück geliefert, gegen die schwerste Front, mit dem gleichen Erfolg!

Der Chef des Generalstabs der Armee von Hutier, General von Sauberzweig, erscheint, mit den scharfen, lebensvollen Augen unter den mächtigen, schwarzen Brauen. Eine Karte wird ausgebreitet, und an ihr zeichnet er uns mit einer glänzenden Klarheit in großen Zügen die bisherige Schlacht, soweit sie in den Bereich seiner Armee fällt.

Er beginnt damit, daß der Durchbruch schon heute als gesichert anzusehen sei. Dann entrollt er das Bild der Vorarbeiten dazu. Wegen der Offenheit des Hintergeländes waren sie ungewöhnlich schwierig. Das meiste mußte nachts geschehen, um es der Beobachtung des Gegners zu entziehen. Das ist in hohem Maße gelungen, wenn auch natürlich nicht ganz. Der Gegner wußte, daß etwas bevorstand, aber doch nicht wo und nicht wann; er erwartete, in wachsender Unruhe, an vielen Frontstellen unsern Angriff. Der Temps selbst hat seinem Erstaunen Ausdruck gegeben, daß die vielberedete deutsche Offensive gerade an der Front losgebrochen sei, von der man in der letzten Zeit am wenigsten gesprochen habe. Erst in den letzten sechs Nächten vor dem Sturm sind die Kampfdivisionen in die für sie bereiteten Angriffsstellungen eingerückt. In ausschließlich nächtlichen Märschen waren sie herangekommen aus den Gegenden des besetzten Frankreichs und Belgiens, wo sie in monatelangen Übungen für den Durchbruchskampf vorbereitet worden waren; bei Tage sahen feindliche Flieger keine Kolonnenbewegungen auf den Straßen. Vor dem Eintreffen der Infanterie in den vordern Stellungen war frühzeitig die Artillerie vorgezogen und in bisher noch nie gewagter Nähe hinter, ja zum Teil sogar vor unserer ersten Stellung aufgebaut; in gewaltiger Zahl, mit großen Munitionsmassen. Auch der General hob die großartige Leistung des

* Vgl., was Ludendorff („Meine Kriegserinnerungen", S. 467) über diesen Mann, „einen der hervorragendsten Soldaten dieses Krieges", sagt. [1920.]

Oberstleutnants Bruchmüller hervor, der dies so leitete, daß alles rechtzeitig und doch unbemerkt zur Stelle war.

Schwer war die Verantwortung während dieser Tage. Denn nur einigen wenigen Divisionen konnte die Deckung der Artillerie gegen einen vorzeitigen Angriff des Gegners übertragen werden. Der Engländer ahnte Unheil und versuchte gewaltsame Erkundungsvorstöße; die treue Wacht warf sie aber schon vor oder in unserm ersten Graben zurück; es gelang dem Gegner nicht, den Schleier zu lüften.

Die Gegend unserer Offensive war, wie uns General Ludendorff persönlich gesagt hat, bereits seit mehr als einem Vierteljahr erwogen. Das genaue Datum des Angriffs, der 21. März, wurde von ihm den höchsten Befehlsstellen Anfang Februar bekanntgegeben. Es ist bewunderungswürdig geheimgehalten worden. Wahrhaftig, es hat etwas phantastisch Großartiges, der Macht einer schicksalwissenden und schicksalbestimmenden Gottheit Ähnliches, diese geheime Kenntnis und Voraussetzung eines solchen Tages, der über Leben und Tod vieler Hunderttausende entscheiden, tief in das Schicksal der mächtigsten Länder und Völker der Erde eingreifen mußte. Und dieser eiserne, schweigende Wille, der in langer, geduldiger Arbeit die Dinge, ungewußt von den Massen, auf diesen einen Punkt zuleitet. Und der ungeheure Verantwortungsmut endlich, der dies alles auf sich nimmt.

Das erwählte Kampfgelände war nicht leicht. Es war im wesentlichen das der Somme-Schlacht. Und wir selbst hatten bei unserm Rückzug in die Siegfriedstellung vor gerade einem Jahr seine natürlichen Schwierigkeiten vermehrt durch Beseitigung aller Fortbewegungs-, Unterkunfts- und Deckungsmöglichkeiten. Wir wußten auch, daß die Engländer sehr starke Befestigungen angelegt hatten, den unsrigen gegenüber. Drei Stellungen hintereinander hatten sie geschaffen; jede, wie die nach unsern Flieger-Erkundungen angefertigte genaue Karte zeigte, aus einem labyrinthischen Grabennetzwerk geformt. In einigen besonders starken Stützpunkten gipfelte dies Verteidigungssystem. So waren gegenüber der Armee von Hutier solche besonders festen Pfeiler ihrer Stellung die Höhe des Holnon-Waldes, 6 Kilometer westlich von St. Quentin, ferner die Höhe von Urvillers, ebensoweit südlich von St. Quentin; beide festungsartig ausgebaute, beherrschende Punkte der zweiten Stellung; desgleichen weiter

gegen La Fère hin Essigny-le-Grand und Ly-Fontaine; in der dritten Stellung besonders Etreillers und Flucquières. Weitere Stellungen im Hintergelände besaßen sie auch noch hinter der Somme und dem von der Oise zur Somme hinüberführenden Crozat-Kanal. Die Linien waren stärker besetzt als im gewöhnlichen Stellungskampf; auch wußten wir, daß Reserven dahinter bereitstanden.

Dies alles hielt uns aber nicht ab, den Stoß hier zu wagen, und der Erfolg hat uns recht gegeben.

Der General zeigte an der Karte, wie schwer es gewesen sein mußte, die Masse der anzusetzenden Kampftruppen in langen, schmalen Streifen dicht nebeneinander durch das Okkupationsgebiet bis zur Front zu führen und nach erreichtem Durchbruch weiter durch steten Nachschub von Kräften, Munition und Proviant zu versorgen, oder sie zu etwaiger Aushilfe hierhin und dorthin zu werfen, ohne daß eine verhängnisvolle Verwirrung eintrat. Alles ist genau planmäßig verlaufen, die gesamte Kräfteverteilung konnte beibehalten werden bis zum letzten Augenblick; kein Durcheinander entstand, obwohl die Nachrichtenübermittlung in der vorschreitenden Schlacht immer schwieriger wurde. Jeder einzelne Truppenverband, jeder einzelne Unterführer war eben derartig in seine Aufgabe eingeweiht, daß bei vollkommener Selbständigkeit des Handelns doch die Einheit gewahrt blieb. Es wird später eine der reizvollsten militärischen Studienaufgaben bilden, diese große deutsche Offensive mit den ja auch höchst großartig vorbereiteten großen gegnerischen Offensiven, in der Champagne, an der Somme, an der Aisne usw., zu vergleichen.

Die Nacht vom 20. zum 21. März war kalt und anfangs klar. Um 2 Uhr begann unsere Artillerie ihr gewöhnliches Feuer langsam zu steigern, doch noch nicht auffallend. Um 4 Uhr 40 Minuten brach dann mit einem Schlage, nicht nur bei der Armee von Hutier, sondern an der gesamten, 80 Kilometer langen Front, ein rasendes Trommelfeuer der gesamten Artillerie und Minenwerfer los. Englische Gefangene haben ausgesagt, unsere Artilleriewirkung wäre das Fürchterlichste gewesen, was bisher erlebt sei; weit stärker selbst als ihre eigne in der Somme-, der Arras-, der Flandern-Schlacht. Nun, wenn es so war, dann muß nicht allein die Massenhaftigkeit, sondern auch die Zielsicherheit unserer Artillerie ungleich größer gewesen sein, denn wir haben unser

Vorbereitungsfeuer vor dem Sturm nicht vier, sieben, zehn Tage ausgedehnt, wie die Gegner bei ihren Offensiven, sondern nur wenige Stunden.

Zunächst galt dies Feuer den feindlichen Batteriestellungen. Zwar erhob sich mit fortschreitender Nacht ein immer dichterer Nebel. Doch schadete das zunächst nicht, denn unsere Ziele waren uns genau bekannt. Die Artillerie beschoß die feindlichen Batterien so wirksam, daß sie binnen kurzem in weitem Umfang zum Schweigen gebracht waren. Schon nach zwei Stunden verlegten wir unser Feuer auf die feindlichen Infanteriestellungen, um hier Bresche zu schießen für den Sturm. Der Morgen ging auf über dem furchtbaren Donner der Geschütze und Minen. Ihr Dampf mischte sich mit dem schweren milchweißen Nebel, der jetzt rings das Land bedeckte und so dicht war, daß die Gegenstände in wenigen Metern Entfernung dem Auge entschwanden. Trotzdem erfolgte zur festgesetzten Minute, 9 Uhr 40 Minuten früh, auf der ganzen Front das Zeichen zum Infanteriesturm. Der Feuergürtel der Artillerie legte sich zur selben Sekunde sprungweise weiter vor und ging nun der Infanterie als fortschreitende Feuerwalze voran. Zur selben Sekunde entstiegen dem Erdboden in dem weißen Nebelmeer auf der ganzen Riesenlinie mit einem Schlage die lebendigen Menschenmassen unserer Sturmtrupps und wälzten sich wie eine plötzlich entfesselte gigantische Brandungswelle vorwärts, auf den unsichtbaren Gegner und seine unsichtbaren, todspeienden Verhaue und Gräben zu.

Die von unsern Granaten und Minen zerwühlte erste Stellung wurde fast überall rasch genommen. Die Engländer hatten, in Nachahmung unserer Hindenburgischen „elastischen Verteidigung", diese Gräben nur mit Maschinengewehrposten besetzt. Sie hofften, von der zweiten Stellung aus in vernichtendem Gegenstoß die anrennenden Sturmwellen zurückwerfen zu können. Diese Erwartung trog; das stürmische Vorgehen unserer Infanterie erreichte die zweite Stellung fast überall, ehe es dazu kam.

An dieser entwickelte sich nun ein erbitterter Widerstand. Jetzt wurde der Nebel sehr ungünstig für uns. Denn unsere Artillerie, auch die sofort, unmittelbar hinter den Sturmkolonnen, mit vorjagende Feldartillerie, konnte die Infanterie nicht mehr so wirksam, je nach der

Phot.: Hinge.

Marktplatz in St. Quentin 1918. Im Hintergrund die Basilika.

(S. 179. Vgl. mit Abb. Bd. II S. 256.)

Best.: Anker.

St. Quentin 1918. Blick vom Bahnhof aus.

(S. 179.)

Durch M.-G.-Feuer erledigte Kolonne an der Straße St. Quentin—Urvillers.
(S. 181 2.)

Das ehemalige Dorf Urvillers.
(S. 182.)

jeweiligen örtlichen Lage der Kämpfe, unterstützen, weil sie nun nach Beobachtung hätte schießen müssen, die der bis über Mittag anhaltende Nebel ausschloß. Bis dahin mußte die Infanterie allein gegen die von Maschinengewehren starrenden Stellungen anrennen. Sie tat es mit grimmiger Zähigkeit, und rang dem Gegner Fuß um Fuß von seinem mit englischer Stiernackigkeit verteidigten Boden ab. Unvergleichlich ist, was unsere Männer hier geleistet haben, obwohl sie seit sechs Nächten keine Nachtruhe gehabt, obwohl sie in überfüllten Quartieren oder biwakierend in dem eisigen Märzwetter haben hausen müssen. Jeder von ihnen aber fühlte es in sich, was auf diese Stunde ankam; der Eisenwall des Gegners mußte zertrümmert werden.

Gegen 4 Uhr nachmittags des ersten Schlachttages hatte die Armee die Linie von Maissemy am Omignonbach zum Ostrand des Holnon-Waldes, dann über Savy—Roupy bis an den Rand von Essigny, Ly-Fontaine und Vendeuil erreicht. Letzterer Ort war der vorläufige Drehpunkt der Vorwärtsbewegung.

Aber unaufhaltsam ging der Kampf weiter. Erstes Erfordernis war ja, den Gegner nicht zum Sammeln und Aufatmen kommen zu lassen, den „toten Punkt" des Angriffs zu vermeiden. Das haben die Unsern alle begriffen. Noch in den späten Abendstunden, während die flammende Röte eines gewaltigen Sonnenuntergangs rings die blutgetränkten Gefilde überwölbte, sah man die kleinen dunkeln Gestalten unserer Sturmkolonnen weiter gegen die Höhen des Holnon-Waldes emporklimmen.

In der Nacht vom ersten zum zweiten Kampftage und am zweiten selbst waren wir überall über die zweite, stellenweise über die dritte Stellung hinaus. Von glänzendem Nutzen war der Nebenangriff, der aus La Fère vorwärtsschritt, trotz ungeheurer Schwierigkeiten des Geländes. Am ersten Tage eroberte er sich einen Brückenkopf am westlichen Ufer der Oise-Niederung, am zweiten stieß er von dort nach Norden vor und brachte die Reste der zweiten Stellung, insbesondere Ly-Fontaine, wo der Gegner sich mit grimmiger Entschlossenheit hielt, zum Wanken. Nun flüchtete der Engländer hier südwärts über den Crozat-Kanal. Es gelang während des zweiten Kampftages, also gestern, auch den Holnon-Wald und an vielen Stellen die dritte Stellung zu nehmen. Gestern

abend noch und heute in der Frühe wurde an mehreren Stellen der Übergang über den Crozat-Kanal erkämpft; unsere Truppen sind im raschen Vormarsch auf Ham an der Somme. Die Beute ist noch gar nicht zu übersehen. 12000 Gefangene meldet allein die Armee von Hutier, etwa 200 Geschütze und über 500 Maschinengewehre. Doch sind es vielleicht viel mehr; man hat noch keine Zeit, das genau zu zählen. Der Erfolg entflammt unsere Leute, ihr Höchstes herzugeben; sie sind kaum zu halten; sie fühlen alle: die Stunde der Abrechnung mit dem Kriegsverlängerer England ist gekommen.

Das ist es, was wir im A. O. K. der Armee von Hutier erfahren. Nun zurück zu unserm Wagen. Weiter geht es zur Front.

Aus dem Nebel treten zur Seite der Straße die Mauerreste zertrümmerter und ausgebrannter Dörfer hervor und verschwinden wieder darin. Wir sind in der Zone des ehemaligen Artilleriefeuers der englischen Stellungen vor dem 21. März. Noch vor drei Tagen war es bei hellem Wetter kaum möglich, hier noch zu fahren; heute ist drüben alles ruhig. Lebhafter und lebhafter aber wird das Treiben auf dem Wege, dessen Granatlöcher bereits von unsern Arbeitstrupps durch Aufschüttungen ausgeebnet sind. Schwere Lastkraftwagen rattern, Kolonnen ziehen, Truppen marschieren; alles drängt nach vorn, gegen Westen. — Jetzt mehren sich die zerschossenen Häuser, sie schließen sich zu langen Straßenzeilen. St. Quentin!

Diese alte, reiche, fröhliche Stadt, die nach unserm siegreichen Vormarsch von 1914 weit vom Kampf in unserm Hinterland lag, geriet durch unsern Rückzug zur Siegfriedstellung unmittelbar in die vorderste Kampflinie. Ja, mehr als das. Auf einer genauern Karte unserer Front während des letzten Jahres sah man ihr Weichbild wie den Grundriß eines dicken Turmes vor einer Wallmauer vorspringen. Unsere Grabenlinien liefen halbkreisförmig ausgreifend im Westen um sie herum. Die Franzosen verkündeten nach unserm Rückzug in ihren Funksprüchen, die Alliierten würden in spätestens sechs Tagen in ihrem Besitze sein. Seitdem haben sie doppelt so viele Monate vergebens davorgelegen und mit all den furchtbaren Mitteln moderner Zerstörungskunst unsere Besatzung hinauszudrängen versucht. Anfangs, wie es scheint, Franzosen und Engländer zusammen, deren Heere hier damals ihre Nahtstelle hatten;

zuletzt die Engländer allein. In einem weitern Halbbogen umschlossen ihre Stellungen auf den Höhen rings vor St. Quentin die unsrigen. Sie haben uns nicht übermocht. Im Gegenteil, St. Quentin ist jetzt das Ausgangszentrum des bisher überraschendsten und weittragendsten unserer Gegenstöße geworden, von neuem, wie schon so oft, der Benennungsort eines deutschen Sieges.

Aber ein Entsetzen ist während dieses Jahres über die unselige Stadt ausgeschüttet worden, das mit Worten gar nicht zu schildern ist. Ich kann hier nicht viel davon sagen; ich habe anderes zu erzählen. Das Wiedersehen mit ihr war doch wohl — jetzt im vierten Kriegsjahre noch!—unter allen Eindrücken von Kriegsverwüstung bisher der erschütterndste. Denn ich hatte sie noch völlig unversehrt in letzter Erinnerung, so wie ich sie und ihre wundervolle Kirche im ersten Bande dieses Werkes (Kap. 20) geschildert habe, und stand nun vor einem einzigen grausigen Getrümmer zerrissener Mauern, zerfetzter Dächer, klaffender schmutziger Höhlen mit Resten verbrannten Hausrats, aus denen Gebälk und verbogenes Eisenwerk wie hervorquellendes Gedärm heraustrat. Überall, straßauf, straßab, das gleiche Bild, so gut wie kein Haus in der ganzen ansehnlichen Stadt unversehrt. Dieses düstere Geklipp überdies durchwirrt mit den Stacheldrähten und Pflasterbarrikaden der Verteidiger, deren unterirdische Behausungen allenthalben die Ofenrohre verrieten, die aus den mit dicken Steinpackungen umgebenen Kellerfenstern hervorragten. Und die herrliche Kathedrale von St. Quentin? Auch sie ist eine Ruine. Fast ihr ganzes Gewölbe ist eingestürzt und liegt als Schuttgebirge zwischen ihren Pfeilern; breit flutet vom offenen Himmel weiße Tageshelle in den Raum, den so viele Jahrhunderte das gotisch-mystische Dämmer des Mittelalters feierlich erfüllte. Englische Geschütze haben das alles an St. Quentin vollbracht, und auch französische selbst, um die Verteidigung der Stadt zu erschüttern und den Aufenthalt darin zur Hölle zu machen. Das ist der Krieg. Wenn er einmal entbrannt ist, dann ist er wie eine Naturgewalt, eine entfesselte Feuersbrunst, ein Vulkanausbruch.

Das unmittelbarste und tiefste Gefühl, das ich bei dem Durcheilen der Ruinen von St. Quentin gehabt habe, war aber die staunende Bewunderung gegenüber den deutschen Soldaten, daß sie ein Jahr hindurch

unerschüttert in dieser Hölle ausgehalten, in die die Gegner ringsher wie in ein großes Becken ihre Granaten spien; daß sie diese vorspringende Bastion der Siegfriedstellung verteidigt haben bis zu dem Tage, wo der befreiende Rückstoß von hier aus erfolgen konnte.

Seit gestern erst sind hier keine Granaten mehr hineingeflogen. Die Keller und unterirdischen Katakomben waren heute verlassen; durch St. Quentins Straßen flutete der Strom deutscher Reserven und Kolonnen. Zeitweilig scheinbar ein rettungslos ineinander verfahrenes Gewühl von Autos, Pferden, Geschützen und marschierenden Männern, von Wagenkolonnen mit Proviant und Schanzgerät, mit Sanitätstruppen, Kriegshunden, Eselkarren, hin und her sprengenden und kommandierenden Reitern. Aber doch nur scheinbar. Wie der Schutzmann im geordneten Großstadtgewühl hielten Offiziere und Feldgendarmen hier den flutenden Strom fest, um einen andern vorüberzulassen; dann setzte sich der erste wieder in Bewegung. Die Fäden bewegten sich sinnvoll durcheinander wie Kette und Einschlag eines Gewebes. Über uns, am immer heller werdenden Himmel schnarrten die deutschen Flieger, als Wacht gegen feindliche Störung von oben.

Wir fuhren zum Südtore der Stadt hinaus. Der Nebel war nun fast ganz geschwunden, in düsterm Braungelb zogen sich rings um die Stadt die kahlen flachen Höhen, auf denen bis vorgestern nacht die beiderseitigen Stellungen verliefen. Kein Baum, kein Kirchturm, kein Haus unterbrach ihre einförmige Umrißlinie. Alles hatte der Krieg verzehrt. Noch winterstarr lagen die öden Gebreite, über die kein Pflug mehr dahingegangen war seit einem Jahre. Eine Wüste, ein Gefilde des Todes, dehnte sich ringsum die Stadt.

Auch die Straße nach Urvillers, neben der rechts und links ein Granattrichter am andern lag, war von unsern Straßenbaukompagnien bereits wieder vollkommen in Ordnung gebracht. Etwa 1 Kilometer vor St. Quentin trafen wir die deutschen Stellungen, von denen der Sturm ausgegangen war. Heut lagen sie verlassen. Aus diesen Erdklüften waren die Sturmtruppen vorgestern 9 Uhr 40 Minuten plötzlich über die Ränder emporgesprungen und waren, unter dem Schild der über ihnen die Luft durchheulenden Granaten unserer Geschütze in den weißen Nebel vorgestürmt, aus dem die Feuergarben der unsichtbaren

Maschinengewehre des Gegners hervorsprühten. Wo die letzte deutsche Linie die Straße querte, hatte vorher ein tiefer Graben sie durchschnitten; deutsche Pioniere hatten hier in der Frühe des 21., im Feuer selbst, eine Brücke geschlagen. An ihrem Geländer war angeschrieben, daß sie genau zehn Minuten vor der angesetzten Zeit des Sturmes fertiggeworden war. Aber sie war eben fertiggeworden.

Dann kam der Geländegürtel des „Niemandlandes" zwischen beiden Stellungen, fürchterlich zerrissen von frischen Granat- und Minentrichtern. Über dies Kraterfeld waren die Unsrigen vorgestürmt, den feindlichen Hindernissen entgegen. Nur wenige Stunden hat unsere Artillerie diese Stellungen betrommelt. Ihre Aufgabe konnte daher nicht sein, sie ganz einzustampfen, wie die Feinde das vor ihren Offensiven zu tun pflegten; es mußte genügen, Gassen zu schaffen, deren Lage unsern Sturmtruppen genau bekannt war. Mit größter Sicherheit ist das getan worden.

So sahen wir die feindlichen Drahthindernisse hier vielfach noch völlig unzerstört; anderswo klafften dann weite Lücken, wo alles zerfetzt und zerknetet ist. Ein unübersehbares Gewirr von Gräben, Drahtfeldern, spanischen Reitern, Sandsackpackungen, tiefgähnenden Unterstandsöffnungen, durchsetzt mit dem Haufwerk der üblichen zurückgelassenen Gegenstände; doch von Toten noch ziemlich leer. Wie schon erwähnt, hatten die Engländer die Gräben ihrer ersten Stellung nur wenig besetzt gehabt. Die Unsern konnten hier ohne großen Aufenthalt hindurchstürmen.

Dann kam aber der Zwischenraum zur zweiten Stellung. Das Gelände senkte sich zu einer weitgespannten Mulde, um jenseit davon zu den nächsten kahlen Höhen anzusteigen, auf denen die zweite Grabenzone der Engländer lag. Diese nun aufs stärkste befestigt und aufs zäheste verteidigt. Gerade vor uns auf der Höhe lag Urvillers, einer der festesten Stützpunkte der englischen Linien. Wir hatten es erst nach eintägigem Kampfe erobern können. Erschreckend ist der Anblick des weit offenen Gehänges vor den Stellungen, über die unsere Sturmtruppen sich vorwärtskämpfen mußten, vorwärtsgekämpft haben. Was das Maschinengewehrfeuer des Gegners bedeutete, sprach sich an einer Stelle des Weges durch eine lange Reihe getöteter Pferde aus, die in

schrecklicher Schnur sich dahinzog. Hier war eine Kolonne in die Garbe eines von den gegenüberliegenden Höhen herabschießenden Maschinengewehrs geraten und hingemäht worden. All das aber hatte den unbezähmbaren Siegeswillen der Unsern nicht aufhalten können.

Je weiter wir zur Höhe von Urvillers hinanstiegen, um so labyrinthischer wurde das Geflecht der Gräben, um so schrecklicher die Wirkung unserer kolossalen Minen, die sie zerschmettert und verschüttet hatten. Ein wildes Gemisch von Erdbrocken, Drahtgewirr, Wellblechfetzen, Geschützteilen, weggeworfenen Gewehren, Schaufeln, Spaten, Patronentaschen, Granatenbruchstücken, Blindgängern aller Kaliber und Massen unkrepierter Handgranaten, die größte Vorsicht geboten. Hier und dort lagen noch die toten Streiter, englische und auch deutsche. Denn es war ja noch nicht 24 Stunden her seit diesen Kämpfen. Unter ihnen ein blasser, hübscher, deutscher Junge, feinen, geistigen Gesichts, der ganz still, wie schlafend auf dem Rücken lag. Neben ihm ein von Erde beschmutztes Druckheft: Die Hochschule, Blätter für akademisches Leben und studentische Arbeit, 1. Jahrgang Nr. 11 und 12. Ich kenne die Zeitschrift nicht; sie schien nach einem Blick hinein einer christlich-katholischen Weltanschauung zu dienen. Es war ein junger Student, der die ihm augenscheinlich teuern Blätter mit in diesen grimmigen Kampf genommen hatte.

Endlich standen wir auf der erst gestern erkämpften Höhe von Urvillers — oder was ehedem das Dorf dieses Namens gewesen war. Heute ein fast plattgewalztes Schuttfeld, wo nur noch die Grundmauern der Häuser die Lage der ehemaligen Straßen kennzeichneten. Rings, soweit das Auge reichte, dehnte sich dieselbe fürchterliche Todeslandschaft, ohne Baum, ohne Strauch, ohne Haus. Nur weißliche Flecken hier und dort in den Gründen und auf den Hängen deuteten die Stätten ehemaliger blühender Ortschaften an, die jetzt nur noch die Karte nennt. Gegen Süden erschien über den Trümmern von St. Quentin, undeutlich in dunstumflorter Ferne, die weißliche Masse der Kathedrale. Sie bot in der Tat einen weithin sichtbaren Zielpunkt für Geschosse.

Die große Schlacht selbst war heute schon weit nach Westen vorwärtsgeschritten. Aus der Gegend von Bapaume tönte besonders starker Geschützdonner herüber.

Noch eigner, noch erregender aber war von Südosten her, also aus einer Gegend, wo die Schlacht gar nicht stand, von Zeit zu Zeit ein schwerer, dumpfer Krach, unabschätzbar, wie fern, aber von einer seltsamen Tiefe und Kraft. Immer nur vereinzelt erscholl er aus unsichtbarer Weite über die Hügel herüber, etwa alle 20 Minuten. Es war etwas Ungeheures in dem regelmäßigen, einsamen, schwer die Luft erschütternden Schlag. Wir sahen uns an. Wir wußten, daß heute zum ersten Male eine unter tiefstem Geheimnis hergestellte Kruppsche Riesenkanone über 120 Kilometer hinweg Paris beschoß!

Achtzehntes Kapitel.

## Die Basilika von St. Quentin.

März 1918.

Ich habe in diesem dritten Bande meines Werkes, der soviel härtere und furchtbarere Zeiten noch zu schildern hat als die vorausgehenden, keinen Raum und keine Stimmung zu jenen ausruhenden Zwischenschilderungen historischer, kultureller oder ästhetischer Art wie früher. Ich habe vollends an dieser Stelle wenig Muße, auf Dinge dieser Art einzugehen, wo es gilt, der Feuerwoge der atemlos vorwärtsstürmenden Offensive zu folgen. Allein ein paar besondere Worte muß ich doch dem Wiedersehen jenes wundervollen Kunstwerkes widmen, das ich wie kaum ein anderes in Frankreich bewundert und geliebt habe, der Basilika von St. Quentin. Es scheint mir, als habe ich die Pflicht dazu. So Großes unser Volk im Krieg der Waffen leistet, im „Krieg der Worte" ist es dem Feinde nicht gewachsen. In diesem Kampfe sind wir immer und immer wieder geschlagen worden, weil wir töricht vermeinten, das Recht und die Wahrheit müßten sich von selbst durchsetzen. Erstaunt und entsetzt erkennen wir immer mehr, daß dem nicht so ist, und sehen auch, welch ein furchtbarer Schade uns aus diesem vom Gegner geschürten Falschurteil und Haß erwächst. Um so weniger dürfen wir aber auf diesem Gebiet die Hände sinken lassen und sagen, wir können nicht dagegen an. Wir müssen es können! Ein jeder, der dazu etwas zu sagen hat, der soll es tun. Und jedem unter uns, der zu diesem Kampfe mit noch besseren Waffen als wir selbst antritt, dem müssen wir zur Seite stehen, dem müssen wir die Kraft und die Reichweite seiner Waffe mehren helfen.

In dem großen Verleumdungsfeldzug gegen uns hat die Angelegenheit der Kathedrale von Reims einen der verhängnisvollsten strategischen Züge gebildet. In amtlichen französischen Äußerungen, von andern ganz abgesehen, wurde schon im Oktober 1914 von der Kathedrale von Reims als von einem „Trümmerhaufen" gesprochen. Und dabei stand sie doch aufrecht da; jedermann in Frankreich, der sich nicht vor der Nähe der deutschen Front fürchtete, konnte sich davon überzeugen, daß die wesentlichsten Schädigungen, die sie in den Oktoberkämpfen 1914 erlitten, die durch den Brand des Turmgerüstes erzeugten Beeinträchtigungen der Skulpturen der Stirnseite, auf eine unverantwortliche Leichtfertigkeit der Franzosen selbst zurückzuführen waren, die dieses gefährliche Gerüst nicht entfernt und, als es brannte, keinerlei Löschversuche gemacht hatten. Obwohl Reims seitdem mitten in der Kampflinie lag, stand das große Kunstwerk doch weiter inmitten der Stadt, sorgfältig von uns geschont, soweit es irgend ging, während der Franzose es Jahr um Jahr versäumte, das seit dem Dachbrand zur Erhaltung des Innern unbedingt notwendige Schutzdach zu errichten, dessen Bau wir uns bereit erklärt hatten, nicht stören zu wollen. Ich habe wiederholt hierüber schon gesprochen (vgl. besonders Bd. II, Kap. 8). Erst vor kurzem habe ich sie wieder einmal gesehen, von einer neuen Stelle aus. Es ist möglich, daß sie nun doch endlich in dem immer enger um Reims sich zusammenziehenden Kampfe mehr als bisher gelitten hat; aber das war doch damals noch nicht so, als das erste Jammergeschrei erhoben wurde. Und auch gegenwärtig sah ich noch immer die zierlichen Fialen, die rings das Dach umgeben, unversehrt emporragen, reckten sich die Giebel des Querdachs wie ehedem in die Lüfte, schienen die feinen freistehenden Säulen an den Kanten der Türme unbeschädigt. Also noch heute, nach vierjährigem Kampf um Reims, ist sie noch immer kein „Trümmerhaufen".

Und nun wenden wir den Blick hinüber zu ihrer Schwester, der Basilika von St. Quentin, einem andern der gotischen Wunderwerke Nordfrankreichs. Noch vor Reims selbst, schon im August 1914, geriet St. Quentin in unsern Besitz und ist bis zum heutigen Tage darin geblieben. Weit lag es hinter unserer Front und war einer der lebendigsten und geschäftigsten Sitze unseres Kommandos. Hier

hätten wir ja nun unsere kunst- und schönheitsfeindlichen Neigungen, unsere kirchenschänderischen Instinkte (wie auch in Laon) ganz nach Behagen befriedigen können. Wer von den ungezählten Tausenden, die in jenen Jahren St. Quentin passiert haben, weiß es nicht, daß es ganz anders war? Daß wir zu dem herrlichen Gotteshause geradezu ehrfürchtig wallfahrteten und an seiner Schönheit uns nicht sattfreuen konnten? Haben uns die Franzosen in St. Quentin doch selbst staunend gesagt, daß nie zuvor im Frieden ihre Kirche so viel Bewunderung und Verständnis gefunden habe wie jetzt bei den Deutschen. Wieviel begeisterte Schilderungen von ihr sind entworfen worden. Auch ich selbst habe das mit der größten Freude zu tun versucht (s. Bd. I, Kap. 20). Mehr als alle andern hat sich aber ein Mann um sie bemüht, der Franziskanerpater Professor Dr. Dreiling, der lange Zeit hindurch an einem Kriegslazarett in St. Quentin tätig war. Er hat sich geistig so in das Bauwerk hineinversenkt, wie es nur eine leidenschaftliche Kunstliebe, in Verbindung mit dem Forscherdrang und der Gewissenhaftigkeit eines deutschen Gelehrten vermag. Die erste Frucht seiner Studien war ein Büchlein: „Die Basilika von St. Quentin. Ihre Geschichte und ihr Charakter. Mit 26 Abbildungen. St. Quentin 1916." Ein Werk, das man, so klein es ist, der Frage der Welt: „Was macht ihr mit den Schönheiten Frankreichs?" entgegenhalten soll und sagen: „Wenn es auf uns allein ankommt: das machen wir damit."

Und was tat der Gegner selbst? Er, der gar nicht rasend genug über die Behandlung der Kathedrale von Reims schreien konnte!

Seit dem März 1917 bis zum Ende des gleichen Monats 1918 hat St. Quentin ganz ebenso, wie Reims vier Jahre hindurch, ein Jahr lang hart an der Front gelegen. Nur daß wir darin lagen und die Gegner draußen; Engländer sowohl wie Franzosen. Diese beiden haben in diesem einen Jahr die schöne Stadt St. Quentin, unter den von uns besetzten Städten Nordfrankreichs wohl die reizendste, in einen grausigen Trümmerhaufen verwandelt. Und mit ihr die Kathedrale. Rücksichtslos haben sie Monat um Monat ihre Granaten in dieses Bauwerk hineingeschmettert. Die Reimser Kathedrale wird, wenn sie so bleibt, wie sie jetzt noch ist, nach dem Krieg wiederhergestellt werden können; die Basilika von St. Quentin ist für immer dahin. Und das hat der Feind selbst getan. Gewiß

hat die vor keinem noch so handgreiflichen Unsinn zurückschreckende Verleumdung des Gegners versucht, auch hier uns die Schuld aufzuhalsen und zu behaupten, wir hätten die Kirche zerstört, die sie sorgfältigst bei ihrem Bombardement geschont hätten. Aber abgesehen davon, daß wir damit einen reinen Wahnsinn begangen hätten — denn für uns hätte ein vom Gegner geschontes Bauwerk dieser Art während der Beschießung als Unterkunftsort wie als Beobachtungspunkt ja von größtem Wert sein müssen —, ist durch zahllose unwiderlegliche Zeugnisse ganz genau die Art und der Fortschritt der Zerstörung durch die feindliche Beschießung festgestellt. Es ist auch festgestellt, daß im Gegenteil wir selbst während dieser Zeit, mit Gefährdung unserer eignen Leute, Außerordentliches getan haben, um von den künstlerischen Schätzen der Kirche zu retten, was zu retten war. So vor allem die herrlichen, unersetzlichen mittelalterlichen Kirchenfenster. Und das ist das Erstaunlichste: nicht nur der Engländer, der schließlich diesem Schatz doch noch ferner stand, sondern auch der Franzose selbst hat die Vernichtung bewirkt. Es ist kein Zweifel, daß besonders die französische Artillerie an den Zerstörungen beteiligt gewesen ist!

Alle diese Vorkommnisse und die Zeugnisse für ihren Hergang hat Pater Dreiling in einer neuen Schrift zusammengestellt: „Die Geschicke der Basilika von St. Quentin im Weltkriege und in der Forschung. Mit 12 Abbildungen." Sie erschien zuerst im Jahre 1917. Er schickte sie mir im vorigen November mit der Einschrift: „Zur Erinnerung an das sterbende St. Quentin." Dann schickte er sie mir noch einmal in einer neuen vermehrten Auflage mit 16 Abbildungen Ende Februar dieses Jahres 1918 mit dem Geleitwort: „Zur Erinnerung an das tote St. Quentin." Wie recht er mit diesem Ausdruck hatte, erkannte ich, als ich jetzt im März 1918 tief erschüttert unter dem zusammengestürzten Gewölbe auf den Trümmerbergen stand, die den Fußboden der Basilika bedeckten. Die neue Schrift des Paters Dreiling ist ebenfalls ganz einfach, mit strengster sachlicher Zurückhaltung geschrieben; auch sie ist eine typische deutsche Gelehrtenarbeit, bei der die tiefe Liebe zu dem Gegenstande sich nicht durch schwärmende Worte ausspricht, sondern durch die große Sorgfalt, die ihm zugewandt wird. Aber gerade darum hat sie eine so ernste Überzeugungskraft. Die

sehr schönen großen Abbildungen geben den vollen Eindruck der Zerstörungen.

Daneben ist noch eine zweite Schrift zu nennen, namenlos veröffentlicht: „Die Zerstörung der Kathedrale von St. Quentin. Im amtlichen Auftrage zusammengestellt." Berlin, Karl Curtius Verlag*. Auch sie beruht auf ernstesten Grundlagen und ist ebenfalls von Photographien begleitet, redet aber in feurigerer Sprache und ist auch in der Form eine flammende, leidenschaftliche Anklage gegen die Barbarei und Heuchelei zugleich auf der Seite des Gegners. „Über das Unglück von Reims", so endet sie, „ist ein Geheul um die ganze Welt gegangen, und die Franzosen sind nicht müde geworden, von dem Crimen laesae humanitatis in all den vollen Tönen, deren ihr aufgeregtes Pathos fähig ist, zu reden. Wo sind die Stimmen des Verbandes, wo sind die beredten und berufenen Hüter der künstlerischen Güter der Menschheit, wo ist das Urteil jener Männer, die sich selbst als die Verwalter der Weltmoral ansehen, gegenüber dem Flammenzeichen und dem traurigen Schicksal von St. Quentin?"

Diese Schriften möglichst zu verbreiten, ist eine wichtige Aufgabe; auch in fremde Sprachen. Sie sind stärkere, autoritativere Vorfechter in dieser Sache, als ich es hier sein kann. Aber ihnen sekundieren, indem ich auf sie hinweise, das kann ich. Ihre Arbeit ist eine Vorsorge auch für die Zukunft. Denn es ist gewiß, daß man nach dem Frieden versuchen wird, die ganze fürchterliche Zerstörung auf dem von der Nordsee bis zum Schweizer Jura sich dehnenden Gürtel des Westfrontkrieges, die dann aller Welt zugänglich werden wird, ausschließlich den Deutschen zuzuschreiben, obwohl es auf der Hand liegt, daß die Gegner mehr als die Hälfte der Verantwortung daran tragen. Einmal mittelbar, indem sie unsere schon längst zum Frieden ausgestreckte Hand immer wieder zurückwiesen und so den die Zerstörung bringenden Krieg selbst in die Länge zogen; und zweitens unmittelbar, da sie mindestens ebensoviel mit ihrer Artillerie in dem von uns besetzten Gebiet ver-

* Ihr Verfasser ist Geh. Rat Prof. Dr. Paul Clemen, der Organisator unseres Kunstschutzes im Kriegsbereich, der selbst mit so unermüdlichem Eifer und wirklicher Herzenshingabe für die Rettung der Kunstschätze im feindlichen Gebiet gearbeitet hat. [1920.]

nichteten, wie wir in und hinter ihren Stellungen. Ja, man darf sogar sagen, erheblich mehr als wir, da die von ihnen zusammengehäuften Artilleriemassen und die Verschwendung von Munition jahrelang unzweifelhaft viel größer gewesen sind als auf unserer Seite, und vor allem viel rücksichtsloser und unbekümmerter um künstlerische und geschichtliche Menschheitswerte, als wir uns je bewiesen.

Das wird dann das Beispiel der Basilika von St. Quentin lehren!

Neunzehntes Kapitel.

# Der Vormarsch der Badener.

Ende März 1918.

## Der Durchbruch durch die englischen Stellungen.

Das Ungeheure der Leistung unserer deutschen Märzoffensive und das Wesen dieser bisher größten aller Kampfhandlungen an der Westfront überhaupt, die in wenigen Tagen dem Gegner alles wieder entriß, was er in der vielmonatigen Blutarbeit der Somme-Schlacht gewonnen hatte und ihn bis jenseit seiner Linien bei Beginn des Stellungskrieges, auf Neuland, zurückwarf, wird am besten deutlich werden, wenn man einmal den Vormarsch einer bestimmten Truppe von Tag zu Tag verfolgt. Wir wählen dazu die badische Infanteriedivision Nr. 28, einen Teil der Armee von Hutier. (Vgl. die Karte S. 193.) Was sie in jenen Tagen getan und ertragen hat, kennzeichnet besonders gut den Schwung, mit dem unsere Soldaten in den Kampf gingen, die unbezähmbare Energie, mit der sie die auftretenden Schwierigkeiten überwanden, und die rasche Entschlossenheit, mit der sie allen gefährlichen Lagen zu begegnen wußten *.

* Wiederholt habe ich dieser Truppe bereits rühmend zu gedenken gehabt. So ihrer ebenso verwegen geplanten wie glänzend durchgeführten Vorstöße in die feindlichen Stellungen bei Verdun im vorigen Sommer (Köln. Zeitg. v. 21. Aug. 17 „Die Badener im Caurieres-Wald"), die ihnen bei den Franzosen den Beinamen der „tollen Division" (la division sauvage) eintrugen; so ihres Anteils an dem berühmten raschen Gegenstoß bei Cambrai am 30. November und den folgenden Tagen, der den großen englischen Angriff vom 20. aus einem Sieg in eine Niederlage verwandelte (Köln. Zeitg. v. 7. Dez. 17: „Die Schlacht bei Cambrai"). Diese Division war ein intellektuell sehr hochwertiges Menschenmaterial, bei dem sich in besonderm Maße eignes verständnisvolles Erfassen der Aufgaben zu der Disziplin und dem Pflichtgefühl gesellte. [1920.]

Die Division wurde nördlich von St. Quentin eingesetzt und ist in achttägigem ununterbrochenen Kampf bis nördlich Montdidier 60 Kilometer weit vorgestoßen; hat also, ohne abgelöst zu werden, die größte Entfernung unseres Gesamtvormarsches selbst zurückgelegt. Hierbei mußte sie zuerst die Frontstellungen der Engländer durchbrechen, die in etwa 12 Kilometer Tiefe zwischen Fayet und Beauvois lagen, hart südlich an der beherrschenden englischen Hauptstellung im Holnon-Walde vorüber. Sodann mußte sie die etwa 1200 Meter breite Sumpfniederung der Somme überwinden, deren Brücken gesprengt waren; hierauf das in der Richtung ihres Angriffs etwa 22 Kilometer tiefe Gelände der Somme-Schlacht durchqueren, das von zahllosen alten Schützengräben, Hindernissen, Granattrichtern zerwühlt und fast ungangbar gemacht war und insbesondere in der Gegend der größtenteils noch vorhandenen Verteidigungsanlagen der alten deutschen und englischen Stellungen aus der Zeit vor der Somme-Schlacht große Schwierigkeiten bot; endlich die natürlichen Hindernisse der steil in das Gelände eingeschnittenen Talfurchen der Avre und des Doms-Baches nehmen. Das Vorwärtskommen der Truppe einschließlich der Artillerie in dem menschenleeren, verwüsteten, unwegsamen Gebiet, ihre Unterbringung in den kalten Nächten, ihre Verpflegung, der Nachschub an Kriegsmaterial, alles das stellte die allergrößten Anforderungen an Mensch und Tier. Wie es durch höchste Hingabe aller und durch ein glänzendes Zusammenwirken von Führern und Mannschaft, von den einzelnen Waffengattungen der Division untereinander und auch mit den Nachbartruppen zustandegebracht worden ist, möge durch Schilderung einiger der spannungsvollsten Lagen ihres Vormarsches näher gezeigt werden.

Der Ausgangspunkt der Division am 21. März waren die deutschen Gräben der Siegfriedstellung, die unmittelbar nördlich ihrer Ausbuchtung bei St. Quentin sich längs der Straße nach Cambrai hinzogen. Die hart gegenüberliegende erste englische Stellung gruppierte sich um das Dorf Fayet. In welcher Weise die Sturmtruppen der Division, wie alle übrigen des Angriffsheeres, in anstrengenden Nachtmärschen erst die letzten sieben bis acht Tage vor dem 21. aus ihren entfernten Übungsquartieren herangezogen worden sind, wie vorher schon in kühnem Wagen die Artillerie ganz nahe an der vordersten Linie aufgebaut und die Munition bereitgestellt worden war, ist hier gerade für die Armee von Hutier

bereits ausführlich geschildert worden (Kap. 17). Der Gegner wußte wohl, daß etwas im Werke war, er ahnte aber nicht im entferntesten die ganze Schwere des ihm bevorstehenden Schlages. Im Bereich der Division haben noch am 20. März englische Flieger Zettel abgeworfen folgenden Wortlautes in deutscher Sprache, deren einer vor mir liegt: „Ihr habt uns in letzter Zeit furchtbar viel Blödsinn herübergeschickt. Glaubt Ihr denn, hier mit Papier sogenannte Siege zu gewinnen wie anderswo? Kommt doch einmal herüber und versucht, wie es schmeckt, gegen Leute mit Gewehren und Artillerie zu kämpfen. Wenn Ihr dann Eure blutigen Köpfe verbindet, könnt Ihr an den Unterschied zwischen Ost und West denken. — Ach Michel, wie bist du dumm! Das einzig Vernünftige ist doch, Euch vor dem Schwindel bei uns in Sicherheit zu bringen."

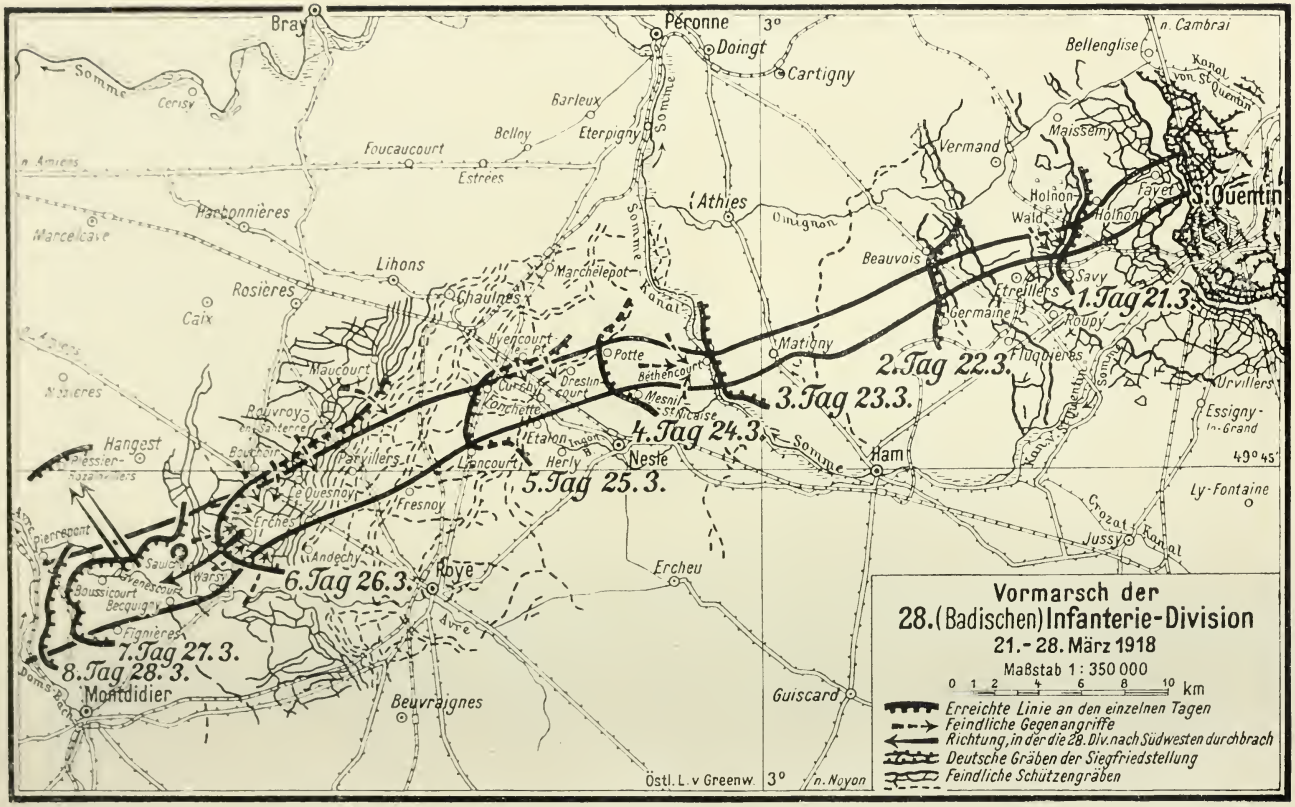
Die Stimmung unserer Leute vor dem Sturm konnte nicht vollkommener verkannt werden, als es in diesem Aufruf geschah. Wie alle an der Front sahen auch sie dem Ausgang des großen Unternehmens mit größter Zuversicht entgegen. Bei den Badenern war diese Zuversicht noch gesteigert durch die großen Erfolge, die sie selbst, und mit so geringen Verlusten, vor Verdun und Cambrai errungen hatten. (Vgl. Anmerkung S. 190.) Die ruhmvollen Kämpfe dort hatten ein starkes Vertrauensverhältnis zwischen der Truppe und ihren Führern begründet. Die Leute wußten, wie nahe die oberste Führung ihnen im Sturm folgte und so die zusammenfassende Leitung stets fest in der Hand behielt. Auch diesmal ist es ja wieder so gewesen; am ersten Tage ist der Divisionsgeneral Frhr. Prinz von Buchau mitsamt seinem Stab bereits bis zum Westausgang von Fayet, bis zu den Regimentsstäben, mit vorgegangen, am dritten, dem des Somme-Übergangs, bis Matigny, usw. Das gleiche Zutrauen brachten sie seit den Tagen von Verdun ihrem ausgezeichneten Generalstabsoffizier der Division, Hauptmann Schmidt, entgegen.

Der Sturm begann auch hier wie überall in der Frühe des 21. nach fünfstündiger Artillerievorbereitung Punkt 9 Uhr 40 Min. Gefangene englische Offiziere haben nachher behauptet, der äußerst dichte Nebel, der an jenem Tage bis zum Mittag herrschte, sei eine besondere Begünstigung unseres Angriffs gewesen und erkläre unsern Erfolg. Nach

Reichsarchiv.

Innenansicht der durch feindliches Feuer zerstörten Basilika von St. Quentin.

(S. 179 u. Kap. 18.) W III 13




F.A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt in Leipzig

der Meinung der Division selbst ist aber das gerade Gegenteil richtig. Der Nebel, der in der Tat so dicht war, daß man nicht fünf Schritte weit sehen konnte, und der noch verstärkt wurde durch den Rauch und Staub der furchtbaren Kanonade, war der Wucht und dem Schwung des Angriffs vielmehr außerordentlich hinderlich. Es hat ja etwas doppelt Unheimliches, einem gestaltlosen Nichts entgegenzurennen, aus dem unsichtbarer Tod hervorsprüht. Fast jeder einzelne bleibt auf sich gestellt; es fehlt der anfeuernde Anblick der gemeinsam vorgehenden Massen, der sichtbare Zusammenhang mit den Führern und der Gesamtheit. Ein weit größeres Maß selbständiger moralischer Kraft wird daher von den Stürmenden verlangt. Außerdem versagt im Nebel das einfache Zurechtfinden. Die Offiziere mußten mit dem Kompaß vorgehen, den aber wiederum die großen, überall vorhandenen Eisenmassen stark störten. Ein Offizier erzählte mir, daß ihm in einem entscheidungsvollen Augenblick der erste tote Engländer, den er in einem auftauchenden Graben liegen sah, der einzige sichere Wegweiser gewesen sei dafür, daß man sich nicht verlaufen habe. So war die Gefahr sehr groß, daß gerade bei dem Drang zum unaufhaltsamen Vorwärtsstürmen, der jeden der Leute beseelte, die einzelnen Verbände heillos durcheinanderkamen und das ganze Unternehmen ins Stocken geriet. Es ist ein ganz besonderer Beweis ihrer Tüchtigkeit, daß die soldatische Geübtheit und feste Ruhe der Truppe dies verhinderten. Bis zum Mittag ging es daher noch keineswegs so vorwärts, wie es die Truppe selbst gewünscht hätte. Als dann aber um Mittag der Nebel sich hob und die Reihen der Kämpfer sich wiederfanden und zusammenschlossen, wurde es anders. Nun kam der Angriff stürmisch in Fluß und wurde begeistert, trotz erbitterten Widerstandes, bis zum Abend des ersten Tages durch das ganze labyrinthische Grabensystem der ersten englischen Stellung hindurchgetragen und darüber hinaus bis an die zweite englische Stellung am Holnon-Wald, 6 bis 7 Kilometer weit vom Ausgang des Sturms.

Die Aufgabe des zweiten Tages war die Durchbrechung der zweiten und dritten Stellung des Engländers, denen sich hier noch eine vierte anschloß. Mit Staunen haben die Unsern bei ihrem Vormarsch entdeckt, mit welch einem Raffinement der Gegner seine Verteidigungsmittel hier und anderwärts ausgebaut hatte. Mit der größten Geschicklichkeit

z. B. hatte er die alten Ruinen aus den Somme-Kämpfen in Beobachtungsstände verwandelt, ohne von außen irgend etwas bemerkbar werden zu lassen. Er hatte künstlich aus Blech geformte hohle, anscheinend von Granaten zerspellte Bäume mitten in zerschossene Wälder hineingestellt; der Beobachter saß unterirdisch und schaute durch eine Spiegelvorrichtung. Ja ein Denkmal auf einem zerstörten Friedhofe erwies sich als eine solche Attrappe aus Blech.

Besonders stark war die zweite englische Stellung ausgebaut und mit zahlreichen besonders festen Stützpunkten versehen. Einer der stärksten dieser Stützpunkte war der hochgelegene, rings die Gegend mit seinen Maschinengewehren beherrschende Holnon-Wald, der selbst zwar im nördlich benachbarten Gefechtsstreifen lag, an dem die Division aber hart südlich vorüber mußte. Die Drahthindernisse der rückliegenden Stellungen hatten vorher durch artilleristische Vorbereitung nicht so zerschossen werden können wie die der ersten Stellung, obwohl unsere Artillerie unverzüglich den Stürmenden nachkam, weil ja jetzt statt des Schießens von fester Stellung nach der Karte ein Schießen nach Beobachtung notwendig war und dies durch den auch heute wieder eintretenden Nebel sehr erschwert wurde. Auf dem Bauche herankriechend mußten die Unsern daher erst die Hindernisse zerschneiden, ehe ein Sturm auf die Gräben möglich war.

Ein Unternehmen von atemberaubender Spannung war es vor allem, an dem Holnon-Walde vorüberzukommen. Die Einnahme dieses mit erbitterter Zähigkeit verteidigten Waldes durch die Nachbardivision — an sich eine glänzende Tat — machte naturgemäß langsamere Fortschritte; die Division durfte sich durch sie nicht aufhalten lassen, wollte sie ihre eignen Aufgaben nicht versäumen. Es mußte gewagt werden, unter den Südhängen der Holnon-Höhe vorbeizumarschieren, obwohl von dort ein Hagel von Maschinengewehrgeschossen herausprühte und auch heftige Angriffsstöße auf die rechte Flanke der Division erfolgten. Es wurde gewagt — und es glückte! Die Division kam glatt vorbei und konnte noch am Abend des Tages bis hinter die vierte englische Stellung gelangen. Wieder 6 bis 8 Kilometer hatte dieser zweite Tag des Angriffs die Division vorwärtsgebracht; sämtliche Stellungen des damaligen englischen Verteidigungsgürtels waren nunmehr durchbrochen, der Gegner in eiligem, verwirrtem Rückzuge.

Vor den Truppen lag jetzt zunächst ein offenes übersichtliches Gelände, schwierig an sich für eine vorwärtsstrebende Truppe nur durch die Zerstörung der Unterkünfte und Wege, die wir selbst seinerzeit zur Deckung unseres eignen Siegfriedrückzugs dort vor einem Jahre vorgenommen hatten. Dahinter folgte das schwerste natürliche Hindernis, das überhaupt auf dem vorgeschriebenen Sturmwege der Division bestand: das Sumpftal der Somme. Angefeuert von ihren eignen glänzenden Erfolgen am ersten und zweiten Tag drängte die Truppe mit solchem Ungestüm vorwärts, daß die Infanterie den 10 bis 12 Kilometer weit entfernten Ostrand der Somme-Niederung zu beiden Seiten von Béthencourt unterhalb von Ham bereits um Mittag erreichte. Auch die gesamte Artillerie der Division — über deren außerordentliche Leistungen während des ganzen Vormarsches noch wiederholt zu reden sein wird — wurde trotz der großen Wegeschwierigkeit bis auf wenige Kilometer an die Somme herangebracht und zwischen dieser und Matigny aufgestellt. Und das trotz eines hartnäckigen Widerstandes, den englische Nachhuttruppen überall zu leisten versuchten. Sie hatten den Rückzugsweg gespickt mit Selbstentzündungsminen, die mit größter Vorsicht umgangen werden mußten. Sie hatten Maschinengewehrtrupps in allen möglichen Deckungen verteilt, die sich mit der größten Erbitterung wehrten, auch wenn sie ganz umschlossen waren. Eine Zähigkeit und Aufopferung, die man gern anerkennen würde, wenn sie nicht so vielfach mit jener schändlichen, unsoldatischen Perfidie des Händehochhebens und dann des Niederschießens der vertrauend Herankommenden verbunden gewesen wäre. Die Kampflust der Unsrigen war so groß, daß sogleich noch an diesem Tage der Versuch gemacht werden sollte, den Übergang auf das Westufer der Somme zu erzwingen.

## Der Übergang über die Somme.

Die Tat des dritten und vierten Kampftages, des 23. und 24. März, der Übergang der Division über die Somme, ist eine Glanzleistung ersten Ranges gewesen.

Das Somme-Tal läuft hier, zwischen Ham und Péronne, ungefähr von Süd nach Nord, stand also quer zur Vormarschrichtung der deutschen Truppen in dieser Gegend. Es ist eine durchschnittlich etwa einen Kilometer

breite, mit steilen Ufern tief in die Umgebung eingeschnittene Sumpfniederung, in der Teiche, Moortümpel, Schilfgebreite mit Weidendickichten, Erlengebüschen, Brombeergerank und Pappelwäldern abwechseln. Schwarzes Wasser quillt aus dem unsichern Boden; allerlei Sumpfgevögel belebt die urtümliche Einsamkeit, die oft lebhaft an die Brücher der Mark erinnert. (S. Abb. 209. Vgl. auch die Abbildungen in Bd. I, S. 288; Bd. II, S. 289, 305, 352, 353.) Dazwischen wandert die Somme hindurch, zuweilen fast seeartig erweitert, zuweilen wie die Spree in zahlreiche Arme zerteilt. Neben ihr der geradlinige Somme-Kanal, der einen Schiffahrtsweg schafft. Hier und dort ist auch durch Entwässerungsanlagen bereits der Anfang zur Trockenlegung des Geländes gemacht worden. Die wenigen festen Übergänge bestehen aus einer Verbindung von langen Dämmen und Brücken. Das Ganze ist, falls die Brücken gesprengt sind, ein überaus schwieriges Hindernis für eine Armee selbst dann, wenn kein Gegner das Überschreiten wehrt. Hier hatte der Engländer aber überdies die überhöhenden Westränder des Tales stark besetzt, mit Maschinengewehren geradezu gespickt und war entschlossen, sie unter allen Umständen zu halten.

Wir hatten gesehen, wie die Division in ihrem stürmischen Vormarsch am 23. bereits am Mittag am Ostrand des Somme-Tales, nördlich und südlich gegenüber dem auf der andern Seite liegenden Dorf Béthencourt, angelangt war und trotz der Schwierigkeiten unverzüglich darangehen wollte, auch dies Hindernis im Handstreich zu nehmen. Es handelte sich hier um eine Talstrecke, wo man schon begonnen hat, durch Geradelegen der Flußarme eine Urbarmachung vorzubereiten. Sieben bis acht 2 bis 3 Meter breite Wasserläufe durchzogen zunächst das Sumpfgelände, schnurgerade, mit Pappelreihen bepflanzt. Dann kam die Somme selbst, hier etwa 4 Meter breit. Zuletzt, unter dem jenseitigen Ufer, das sich bei Béthencourt bis über 180 Meter Höhe erhebt, der gegen 20 Meter breite Somme-Kanal. Rasch wurden Bäume gefällt, um einen Dammweg und Brücken herzustellen. Sie versackten aber hilflos im Sumpf. So ging es nicht. Nun entkleidete sich ein Unteroffizier des badischen Leibregiments Nr. 109 und sprang, obwohl er frisch am Arm verwundet war, in das eisige Wasser, um zu versuchen, ob die Truppe durchwaten könne. Zu Anfang schien es so,

weiterhin aber erwies sich auch das unmöglich. Jetzt wurden aus Zeltbahnen, die eilig mit trockenem Gras vollgestopft wurden, Schwimmer für die Wasserläufe hergestellt; Reisig für die Sumpfstrecken wurde herbeigeschafft und der Übergang der Regimenter unter dem wütenden Feuer des drüben stehenden Gegners versucht. Inzwischen war der Tag aber doch schon zu weit vorgeschritten; nur einigen Teilen des 1. Bataillons des Leibregiments unter Hauptmann Künzer gelang es mit ihren primitiven Hilfsmitteln, trotz erheblicher Verluste, wirklich noch an diesem Abend das andere Ufer zu gewinnen und dort einen kleinen Brückenkopf zu schaffen und ihn mit bewundernswerter Tapferkeit fest in der Hand zu halten.

Da man erkannt hatte, daß ohne Schaffung solider Brücken ein Nachziehen der Artillerie auf das andere Ufer ausgeschlossen war, wurde jetzt die Nacht von den Pionieren zur emsigsten Vorbereitung des Brückenbaues benutzt. Die übrige Truppe verbrachte ungeachtet der Anstrengungen der vergangenen Tage einen großen Teil der Nacht damit, eifrig Gras zu rupfen und in ihre Zeltbahnen zu stopfen für ihren eignen Übergang am nächsten Tage.

Das Leibregiment erhielt für den 24. die Aufgabe, die das Tal beherrschenden Höhen westlich von Béthencourt zu nehmen, während das (zur Division gehörige) hohenzollernsche Regiment 40 auf der 1200 Meter südlich von Béthencourt gelegenen Dammbrücke den Übergang versuchen sollte. Noch am gestrigen Tage war die gesamte leichte und schwere Artillerie der Division, die in diesen Tagen Wunder des Vorwärtskommens geleistet hat, ebenfalls dicht herangezogen und zwischen ihrem Ostufer und Matigny zur Aufstellung gebracht worden. Mit dem Morgen des 24. begann nun ein großartiger Kampf. Es gelang jetzt dem gesamten Leibregiment, in der Gegend des von ihm gestern geschaffenen Brückenkopfes den Übergang zu erzwingen, trotz des leidenschaftlichen Maschinengewehrfeuers, und die Höhe oberhalb von Béthencourt zu nehmen. Wütende, immer wiederholte Gegenangriffe des Feindes, deren erster bereits um 10 Uhr vormittags einsetzte, versuchten das Regiment wieder in die Sümpfe zurückzuwerfen. Unerschütterlich hielt die tapfere Truppe aber die gewonnene Stellung, obwohl sie zunächst ohne weitere Unterstützung bleiben mußte, denn das Nachbarregiment

war ja weiter im Süden mit seinem eignen Übergang beschäftigt. Währenddem versuchten die Pioniere, unbekümmert um den Geschoßhagel der feindlichen Artillerie und Maschinengewehre, die erforderlichen festen Brücken herzustellen. Bis dahin wurde dem drüben kämpfenden Regiment die ausgehende Munition durch deutsche Flieger ersetzt, die sie hinübertrugen und abwarfen. Endlich gelang es dem Regiment, am linken Niederungsufer sich so weit gegen Südwest zu entwickeln und die dortigen Maschinengewehrstellungen des Feindes aufzurollen, daß die Verbindung mit dem weiter südwärts über den Strom gelangten Regiment 40 aufgenommen werden und auch dies auf dem Westufer sich ausbreiten konnte. Heftige weitere Gegenangriffe von vorn und aus der rechten Flanke mußten dabei unausgesetzt abgewiesen werden. Jetzt war der Feind vom Strom ganz abgedrängt und wich weiter westwärts zurück unter dem energischen Nachdrängen der Unsrigen.

Nun kam es darauf an, um den Sieg zu sichern, auch die Artillerie so rasch wie möglich hinüberzuschaffen. Mit der größten Anspannung wurde der Brückenbau betrieben. Zwar war die Bedrohung durch die Maschinengewehre vom gegenüberliegenden Ufer beseitigt, aber mit unerhörter Zähigkeit suchte der Gegner den Bau auch noch weiter durch seine fernwirkende Artillerie und vor allem durch seine Flieger zu stören. Unausgesetzt, etwa alle Viertelstunden, kamen neue Fliegerschwärme heran. Wie die Habichte stießen sie mit der größten Verwegenheit herunter, bis auf 20 Meter gelegentlich, schleuderten ihre Bomben und schwangen sich wieder in die Lüfte. Das meiste fiel daneben in die Sümpfe und Flußarme und explodierte dort. Viele Würfe aber trafen doch ihr Ziel und zertrümmerten immer von neuem die angefangenen Werke. Verschiedene Flugzeuge stürzten getroffen ab, andere suchten verwundet das Weite; aber immer neue traten an ihre Stelle. Es war ein wildes Kampfspiel, wie es frühere Zeiten sich nicht vorzustellen vermocht hätten. Schließlich ging unsern Abwehrgeschützen die Munition aus; wir waren zeitweilig machtlos, bis um 3 Uhr nachmittags eine Scharfschützenabteilung der jenseit vorwärtsgegangenen Truppe, die man zurückerbeten hatte, eintraf und den Kampf gegen die kühnen Raubvögel aufnahm. Das wirkte. Binnen kurzem stellten sie ihre Flüge ein, und nun konnte der Bau fortgesetzt werden, obwohl immer noch

dauernd gegnerisches Artilleriefeuer darauflag und die Arbeiten zu vernichten suchte. Um 9 Uhr abends waren die Brücken gebrauchsfertig, fest genug, um die ersten Mörser und Lastkraftwagen zu tragen. Um 10 Uhr ging bereits die schwerste Artillerie hinüber. In rascher Folge wurde nun die gesamte Artillerie über die Niederung hinübergezogen. Dieser Brückenbau unter solchen Umständen bedeutete eine Ehrentat der Pioniere. Zum Siegesschmaus brieten sich unsere Leute die herrlichen Fische, die massenhaft, von den Explosionen der ins Wasser gefallenen Bomben getötet, auf der Oberfläche der Wasserläufe schwammen.

Die vorgegangenen Regimenter hatten inzwischen bis zum Abend die befohlene Linie Potte—Mesnil-St. Nicaise, etwa 4 Kilometer westwärts der Somme, erreicht. In der Nacht gelangte von seiten der Oberleitung die Frage an die Truppe, ob sie angesichts der außerordentlichen Anstrengungen der bisherigen Tage und insbesondere der Schwere der letzten Kämpfe abgelöst zu werden wünsche. Einmütig wurde das von ihr abgelehnt. Sie wollte ihren Siegeslauf weiterführen.

## Die Kämpfe bei Erches.

Mit ungebrochenen Kräften setzte die Division am fünften Kampftage, dem 25. März, den glorreichen Vormarsch fort, unter unausgesetzten heftigen Kämpfen, namentlich gegen hartnäckig verteidigte Maschinengewehrstellungen des Gegners. Die Artillerie, die in der Nacht die Somme überschritten hat, schließt wiederum dicht auf. Dreslincourt fällt. In vorbildlichem Zusammenwirken aller Truppenteile, der Infanterie, der Artillerie, der Minenwerfer und der Maschinengewehrabteilungen wird Curchy genommen und der Übergang über das ähnlich tief wie die Somme eingeschnittene Tal des Ingon-Baches erzwungen. Die stürmisch vorwärtsdringende Division muß sich gleichzeitig mit dem Vorwärtskämpfen gegen jetzt immer stärkere Flankenangriffe verteidigen. Besonders heftig erfolgen solche aus der Gegend Hyencourt-le-Petit. Das Leibregiment geht heute zur Flankendeckung hinter dem rechten Flügel der Division her; hinter dem linken folgt, zu gleichem Behuf, das Garderegiment zu Fuß, das vom Kommando der 1. Gardedivision zur Verfügung gestellt wird. Hiermit wird ein kameradschaftliches Zusammenarbeiten zweier Divisionen begonnen, das für beide zu den großen

Erinnerungen des Feldzuges gehört. Zur Unterstützung des linken Nachbars, der Schwierigkeiten hat, vorwärtszukommen, unternimmt ein Bataillon eine Abschwenkung in den südlichen Nachbarabschnitt, erobert dort die Orte Herly unweit Nesle und Etalon und kehrt dann, nachdem es dadurch Luft geschaffen, wieder in seinen Abschnitt zurück. Am Ende des Tages ist die Linie Fonchette—Liancourt erreicht.

Die ersten vier Schlachttage hatte die Division nur mit Engländern zu tun gehabt. An diesem fünften waren zum ersten Male Franzosen mit aufgetaucht; die von General Foch in größter Eile herangeworfenen französischen Reserven begannen in den Kampf einzugreifen. In den nächsten Tagen nahm der Einsatz von Franzosen zu, und zuletzt hat die Division nur noch Franzosen vor sich gehabt; die Engländer hatten sich zwischen diesen von rückwärts herankommenden Hilfstruppen hindurchgeflüchtet und zuletzt ihnen das Feld ganz überlassen. Es ist ohne weiteres verständlich, daß die Kämpfe mit jedem Tage schwerer wurden, je mehr die geschlagenen und verwirrten englischen Truppenteile durch die frischen, ausgeruhten französischen ersetzt wurden, je stärker die mit allen Mitteln herbeigeschleppte feindliche Artillerie wurde und je mehr sich schließlich bei den deutschen Truppen der Einfluß der ununterbrochenen Kampftage geltend machte. Hinzu kam, daß ja durch den Vormarsch die rückwärtigen Zufuhrstraßen immer länger, die Nachschübe immer schwieriger sich gestalteten.

Vorläufig stürmte aber trotzdem gerade jetzt die siegbegeisterte badische Division räumlich weiter vor als je. Die am sechsten und siebenten Tage zurückgelegten Räume sind fast doppelt so groß wie der Gewinn des vierten und fünften Tages. Sie treibt an diesen beiden Tagen einen Keil von über 20 Kilometer Tiefe durch die Grabenlabyrinthe der alten Stellungen vor der Schlacht an der Somme, die hier erreicht werden. Und das, obwohl gerade diese, fast überall noch sehr gut erhaltenen, Gräben einen besonders hartnäckigen Widerstand des Gegners ermöglichen.

Der sechste Tag brachte insofern ein schwieriges taktisches Manöver, als um 10 Uhr vormittags etwa, mitten im energischen Vordringen, der Befehl eintraf, die bisher vorgeschriebene und unverrückt innegehaltene Vormarschrichtung der Division nach Westsüdwest in eine mehr nach

Südwest gerichtete umzubiegen. Das auf dem rechten Flügel in Reserve folgende Leibregiment erhält ihn zuerst und setzt ihn sofort in die Tat um. Es erobert, in der neuen Richtung vorgehend, selbständig Parvillers, le Quesnoy-en-Santerre und das in der Mitte der alten Somme-Stellungen gelegene Dorf Erches; ja in dem Bestreben, möglichst rasch und entscheidend das gesamte Grabengewirr der alten Somme-Stellungen zu durchstoßen, stürmt es mit einem seiner Bataillone und einer Batterie Feldartillerie noch am selben Abend bis zu dem 12 Kilometer vom Ausgangspunkt des Morgens entfernten Saulchoy vor und setzt sich dort fest. Inzwischen waren die andern in Front gehenden Regimenter der Division anfänglich, in ihrem ungestümen Vorwärtsdrang, bereits weit in der alten Richtung nach Westen geeilt. Es gelang nur mit Mühe, sie noch rechtzeitig einzuholen und festzuhalten, ehe der Zusammenhang zerriß. Sie hatten schon Rouvroy-en-Santerre berührt. Jetzt schwenkten auch sie ab in die neue Richtung und erreichten am Nachmittag den Anschluß an die übrigen.

Der siebente Kampftag, der 27. März, sollte für die Division den Höhepunkt der gesamten Vormarschkämpfe bringen; eine aufs höchste gespannte Lage und Ereignisse voll dramatischer Wucht, in denen äußerste Anspannung aller Kräfte der gesamten Truppe und größte Entschlußkraft der Führenden schwere Gefahr aufs neue in glänzenden Sieg verwandelten. Da für diesen Tag infolge der weit vorgeschobenen Stellung der Division und der zunehmenden Verstärkung des Gegners für die durch unablässige Gefechte und Märsche bereits schwer angestrengte Truppe harte Kämpfe vorauszusehen waren, wurde die gesamte Artillerie, die Feldartillerie sowohl wie die Fußartillerie, noch am Abend vorher und während der Nacht zum 27. ganz dicht an Erches, den Mittelpunkt der am Ende des sechsten Tages erreichten Stellung, herangezogen. Es war ein kühnes Wagnis, die Artillerie so weit an die vordersten Kampflinien heranzuschieben; allein das mußte um des unbedingt notwendigen Hand-in-hand-gehens willen in den Kauf genommen werden. Um nach Erches zu gelangen, mußte die Artillerie — nach einem schon ungewöhnlich weiten Marsch — einen großen Teil der alten Somme-Stellungsgräben überwinden; eine schwere Leistung, weil alle Gräben so gut wie unversehrt waren und einzeln überschritten werden mußten. Aber es gelang; am Morgen

stand die Artillerie am vorgeschriebenen Platz; so eng aufgeschlossen mit der Infanterie, wie es wohl selten vorgekommen.

Gegen 8 Uhr sollte der weitere Vormarsch angetreten werden. Es galt, die gestern vorausgestürmten Teile, die sich wie auf einer rings umschlossenen Insel in der Dorfschaft Saulchoy hielten, einzuholen. Da aber stürzte sich der Gegner mit eignem wütenden Angriff auf unsere Front und beide Flügel. Zwar gelang es am linken Flügel und an der Front, ihn unter schweren Verlusten abzuweisen. Auf dem rechten Flügel aber glückte es dem starken Stoß einer besondern französischen Eingreifdivision, die eigens mit dem Zweck eingesetzt war, um die Badener, die „tolle Division", von Norden aus zu umgehen, die Flanke so weit südwärts zu drücken, daß sie bis in die östliche Umgebung von Erches zurückgebogen wurde und Teile des Feindes tatsächlich bereits im Rücken der Unsern erschienen. Die rückwärtige Verbindung begann abgeschnitten zu werden; Kolonnen, die hier vom Gegner überrascht wurden, mußten sich ostwärts zurückziehen.

Die Lage war aufs äußerste gefährdet, da die Division nahezu rings umschlossen war. Feindliche Flieger suchten durch Bombenabwürfe die eng zusammengedrängte Truppe zu schädigen. Auch von Süden und Westen drangen jetzt Engländer von neuem in dichten Massen unter einem ungeheuern Feuerschwall heran. Die hart an die Angriffsfront herangezogene Artillerie war vollständig mit eingeschlossen. Sie mußte zum Teil wenden und geradezu nach rückwärts feuern. Zugleich nach den Flanken. „Unsere Kanonen standen", erzählt mir ein Offizier des Fußartillerieregiments 55, „wie die Borsten eines angegriffenen Stachelschweins nach allen Seiten. Nie ist wohl ein Regiment der schweren Artillerie bisher so in vorderster Kampflinie gewesen." Die Batterien gaben aus nächster Nähe ein rasendes Schnellfeuer auf den in dichten Massen andringenden Gegner ab. Die Offiziere des Regiments, der Major selbst, halfen die Geschütze bedienen. Die Wirkung war dann aber auch so überwältigend, daß die Sturmwellen des Gegners in die Gräben und Unterstände der alten Somme-Stellungen, die ringsherum lagen, hinuntergejagt wurden. Die dramatischste Episode dieses Artilleriekampfes war es, als die Mannschaft der zweiten Batterie des Fußartillerieregiments 55, unter Führung einiger Offiziere und Unteroffiziere,

gegen eine feindliche Maschinengewehrgruppe, die sich zu weit vorgewagt hatte und lästig wurde, selbst angriffsweise vorstieß, 4 englische Offiziere, 95 Mann gefangennahm und fünf Maschinengewehre eroberte. Auch das wohl einzig bisher in der Geschichte der schweren Artillerie! Drei Stunden dauerte dieser erbitterte Umfassungskampf; um 11 Uhr war der große Ansturm der Gegner zunächst abgeschlagen; sie zogen sich schwer erschüttert zurück; die Gräben rings, wo sie gestanden, lagen, wie sich später ergab, voller Leichen. Für den Augenblick war das der Division zugedachte Verderben abgewehrt.

Aber doch nur für den Augenblick. In der gegenwärtigen Lage konnte man nicht bleiben. Die Führung der Division war vor die Frage gestellt: entweder die zeitweilige Zurückweisung des von den Flanken und vom Rücken her gekommenen Gegners zu benutzen, um die gesamte Truppe kehrtmachen zu lassen und ostwärts aus der gefährdeten Stellung zurückzuführen und so Anschluß an die in zweiter Linie nachkommenden Truppen zu gewinnen oder umgekehrt durch ein kräftiges Noch-weiter-Vorstoßen gegen Westen die Umklammerung nach dorthin zu zerreißen. Eine Erwägung voll schwerwiegendster Bedeutung! Es gereicht der Division zur höchsten soldatischen Ehre, daß die Führung sich kühn zu letzterm entschließen konnte: zur energischen Fortsetzung der Vorwärtsbewegung. „Möglich war das nur", so erzählte man mir nachher, „durch zweierlei Umstände. Einmal durch den Geist der Truppe selbst; nämlich, daß diese trotz der unerhörten Anforderungen der vergangenen Tage noch immer so viel Spannkraft besaß, um noch einmal eine äußerste Anstrengung machen zu können, und daß in ihr jedermann ein Vorwärtsgehen einem Rückzug vorzog. Zweitens, daß wir hinter uns die 1. Garde-Infanterie-Division wußten, diese glänzende Truppe, der wir es zutrauen durften, daß sie uns heraushauen würde, wie wir unsere eignen vorausgeeilten Abteilungen in Saulchoy heraushauen wollten." Es gelang rückwärts Verbindung mit der Garde zu gewinnen und von ihr die Versicherung zu erhalten, daß sie den Rücken- und Flankenschutz übernehmen würde. Sie sollte vor allem Bouchoir angreifen und die rechte Flanke decken, wo jene französische Eingreifdivision stand.

Und nun wurde das Verwegene, der Durchbruch nach Westen, gewagt. Die Artillerie erhielt noch einmal den Auftrag, mit dem Höchstaufgebot ihrer Kräfte zu feuern. Ein Orkan von Geschossen prasselte

hernieder auf die feindlichen Stellungen im Westen. Dann brach unser Infanterieangriff los und ging stürmisch über Gräben und Hindernisse vorwärts gegen den erbittert Widerstand leistenden Feind. Binnen kurzem war Saulchoy erreicht; die dort eingeschlossenen Truppen der Division, die sich bärenhaft verteidigt hatten, waren befreit; die Gräben der Somme-Stellungen waren ganz überschritten. Und weiter ging es vorwärts; Warsy, Davenescourt wurden genommen, das Hindernis des tief eingeschnittenen Avre-Tals wurde überwunden, Becquigny, Boussicourt wurden besetzt und noch am Abend die Straße von Montdidier nach Pierrepont durchstoßen. Die Division hatte auch an diesem Tage noch wiederum gegen 6 Kilometer Gelände gewonnen und die Höhe von Montdidier erreicht!

Das Vertrauen auf die nachfolgende Garde war gerechtfertigt gewesen. Eilig nachstoßend, fing diese die erneuten Angriffe gegen die Flanke und die rückwärtige Verbindung der Badener auf und beseitigte die ihr vom Rücken drohende Gefahr. Auch von der Führung der 1. Garde-Infanterie-Division selbst weiß ich, daß sie in diesem Kampf ganz ebenso voller kameradschaftlichen Stolzes auf ihren Mitkämpfer gewesen ist, wie es umgekehrt der Fall war. Auch sie hat geäußert: Ja mit einer solchen Truppe voraus, da ließ sich wohl etwas wagen!

Nicht nur die Befreiung aus schwierigster Lage war der Preis dieser schneidigen Kämpfe um und jenseit Erches, sondern auch eine überreiche Beute an Gefangenen und Kriegsgerät. Der Aufgabe, die Lage zu sichern und die Reste des geschlagenen Feindes zu fassen, ehe sie über das Tal des Doms-Baches entweichen konnten, galt der achte Kampftag, der 28. März, bei dem die Division noch bis an den Rand dieses Tales vorstieß. Dann aber wurden die Regimenter, die in diesen Tagen übermenschliche Anforderungen an sich gestellt und sie geleistet hatten, endlich durch andere abgelöst und in eine Erholungsstellung übergeführt. Sie fügten sich auch jetzt noch nicht gern, der Geist war noch immer willig, aber — die Füße konnten einfach nicht mehr.

Fassen wir alles zusammen, so darf die Division von sich sagen, daß sie, ununterbrochen in vorderster Linie eingesetzt, in achttägigem schweren Kampfe, unbekümmert um die wachsende Gefahr, einen Vorstoß von über 60 Kilometer gegen den Feind gemacht hat. Sie verdankt

dies dem glänzenden Kampfgeist ihrer Infanterie und dem vorbildlichen Zusammenwirken aller übrigen, von gleichem Angriffsgeist beseelten Waffengattungen mit ihr. Nicht nur der Artillerie, der Minenwerfer und Maschinengewehre, deren wir für einzelne Tage besondere Erwähnung taten, die aber auch an allen andern Ähnliches geleistet haben, sondern auch der Pioniere, der Nachrichtentruppen, der verschiedenen Kolonnen, die mit unermüdlicher Pflichttreue und heroischer Hingabe die Wege bereiteten, die Verbindungen aufrechterhielten und die Munition und Verpflegung über immer weitere und schwierigere Strecken heranschafften.

Es sei aber ausdrücklich noch einmal hervorgehoben: Wenn wir hier den Vormarsch der Badener herausgegriffen haben, um durch die Betrachtung eines solchen Einzelvorgehens den Charakter der gesamten Märzoffensive zu erhellen, so heißt dies nicht, daß es sich hierbei um eine Ausnahmeerscheinung handelt. Nur um ein besonders schönes Beispiel!

Zwanzigstes Kapitel.

## Die Kämpfe bei Bapaume.

30. März 1918.

Ich erzählte (S. 182), daß wir am 23. März bei St. Quentin das Geschützgrollen der weiter vorwärtsdrängenden Angriffsschlacht besonders laut aus der Gegend von Bapaume herübertönen hörten. Als wir am folgenden Tage, dem 24. März, im Bereich der am 21. und 22. genommenen Stellungen der Engländer zwischen Cambrai und St. Quentin, bei Epéhy und am Holnon-Walde, weilten, erschütterte von dorther ein geradezu furchtbarer Kanonendonner die Luft. Die Schlacht bei Bapaume war im Gange. Heute bin ich auf den Gefilden dieser mehrtägigen Schlacht umhergewandert. Sie sind unser; wiederum eine der schwersten und wildesten Schlachten dieses Weltkrieges ist seiner Geschichte, eine der staunenswürdigsten Leistungen den kriegerischen Annalen des deutschen Heeres hinzugefügt worden.

Öfter bereits habe ich von der kleinen Provinzialstadt erzählt, die durch die Schlacht an der Somme berühmt geworden ist. Sie war der Zielpunkt des englischen Angriffs in der Somme-Schlacht gewesen. Ein Meer von Blut, ein Gebirge von Munition hatte der Gegner geopfert, um sich bis dahin vorwärtszukämpfen, und einen der reizendsten Landstriche Frankreichs, mit Einwilligung der Franzosen selbst, der Vernichtung preisgegeben. In mehr als achtmonatigem Ringen war ihre große Übermacht an Menschen und Material aber nicht dazu gelangt, das noch nicht 20 Kilometer von ihrer Ausgangsfront gelegene Städtchen zu erreichen, das sie inzwischen zu Ruinen zusammengeschossen hatten. Mitte März vorigen Jahres standen

sie noch etwa einen Kilometer vor seinen südlichen Ausgängen. Dann, in der Nacht vom 16. zum 17. März 1917, räumten wir bei unserm freiwilligen strategischen Rückzug auf die Siegfriedstellung, die von Croisilles über Quéant und Havrincourt auf St. Quentin zulief, auch Bapaume; am 17. März zogen die Engländer in die leere Trümmerstätte ein. Wie man heute erkennt, machten sie die Stadt, oder besser, die beherrschende Hochfläche, auf der sie gelegen ist, alsbald zu einem Hauptstützpunkt ihrer weiteren Unternehmungen durch eine gewaltige Menge von Barackenlagern für ihre Truppen, die man rings um Bapaume gehäuft sieht, durch Herstellung eines hier zusammenlaufenden Straßen- und Eisenbahnnetzes, durch Aufhäufung großer Munitionsstapel und durch starke Befestigungen in der Umgebung.

In dieser Umgebung kommt der eigentümliche Charakter der Landschaft des Artois, ihre ganz außerordentliche Schwierigkeit für militärische Unternehmungen, zu vollem Ausdruck. Das Artois ist eine in breiten, flachen Wellen bewegte Hochfläche von Kreidegestein, durchschnitten von einzelnen scharf und mit steilen Rändern eingegrabenen Flußtälern und Hohlwegen. Der flüchtige Reisende würde diese Geländeunterschiede kaum beachten; er würde eine ziemlich einförmige, charakterlose, „uninteressante" Landschaft darin sehen. Das militärische Auge hat ganz anders urteilen gelernt. Es erkennt hier eine der schwierigsten, bösartigsten Bildungen für den Kampf, die man sich denken kann. Ich gebe die Ansicht des Generalstabschefs der 17. Armee von Below, die diese Schlacht bei Bapaume geschlagen hat, des Majors von Willisen, selbst wieder, den ich soeben gesprochen habe; eines Mannes, der die verschiedensten Kriegsschauplätze kennengelernt und strategisch auszuwerten gehabt hat, auch die rumänischen und italienischen. Er sagte, nach seiner Meinung sei dies Land, und insbesondere die Gegend um Bapaume, überhaupt das schwerste Kampfgelände, das er kenne; selbst das Hochgebirge sei damit nicht zu vergleichen. Jene weiten, flachen Bodenwellen geben eben auf große Fernen hin den Blick über den Boden frei und gestatten, ihn mit Geschützen und Maschinengewehren zu bestreichen. Während der Angreifer so auf große Strecken hin deckungslos vorgehen muß, bieten andererseits die scharf eingerissenen Schluchten, die man erst hart an ihren Rändern übersehen kann, gefährlichste Gelegenheiten zur

ungesehenen Aufstellung von Verteidigungsmitteln, die mit Artillerie schwer zu fassen sind. Bapaume liegt nun auf dem Rücken einer der höchsten dieser ganz flachen Wellen und gewährt weithin einen ungehinderten Umblick, und die Fläche ist auch hier überall von kleinen Eintiefungen, Hohlwegen, Böschungen durchzogen. Starke künstliche Hindernisanlagen hatten die natürliche Festigkeit noch wesentlich vermehrt.

Ich bin mit einigen Offizieren, die zur Zeit in Bapaume hausen, in diesem Gebiet umhergewandert. Bei einem strömenden Regen, der die örtlichen Schwierigkeiten des Vorwärtskommens, wie sie die Unsern ja auch zeitweilig gehabt haben, noch mehr zur Entfaltung brachte, indem er die Lehmschicht, die den Kreideboden bedeckt, in einen zähen, glitschrigen Brei verwandelte. Schier endlos ziehen sich ringsum die Stacheldrahtbänder dahin, immer eins hinter dem andern; tiefe Zickzackgräben überall dazwischen. Die Engländer hatten im Laufe des Jahres an ihrer Front ein militärisch glänzend überlegtes Verteidigungssystem geschaffen. Sie hatten auf Grund der Erfahrungen bisheriger Offensiven ihre Hauptverteidigungskraft nicht in der ersten Linie versammelt, sondern ein tiefgegliedertes Hindernisbereich angelegt, das je weiter nach hinten, um so breiter und stärker wurde; in der Überlegung, dadurch einen Offensivstoß, dessen stärkste Kraft ja am Anfang liegen muß, in seiner naturgemäßen allmählichen Abschwächung um so sicherer abzufangen. In der Umgebung von Bapaume haben sie, das sieht man, dazu sehr geschickt gleich unsere eignen alten Drahthindernisse und Gräben mit benutzt, die wir damals geschaffen hatten, um ihr Vorrücken gegen die Siegfriedstellung zu verlangsamen. Es bestanden bei Bapaume noch drei solche Stellungsgürtel; zwei, von uns aus gesehen, vor, ein dritter hinter Bapaume. Jeder aus einer Anzahl schmaler Hindernisstreifen bestehend. Diese verbesserten und vermehrten sie nur, verbreiterten aber die einzelnen Streifen nicht, weil die schmalen Linien sich der Fliegersicht von oben besser entziehen. Unsere, von der englischen Seite her gesehen, hinter den Drahtbändern ausgehobenen Schützengräben ließen sie ruhig bestehen und fügten nur auf der andern Seite je einen neuen hinzu. So entstand ein ausgedehntes Hindernisnetz: drei große Riegelstellungen hintereinander, die sie nun mit ihren in beispiellosen Massen vorhandenen Maschinengewehren aufs wirksamste besetzen konnten.

Reichsarchiv.

Der deutsche Angriff 1918. Deutsche Pioniere bei der Wiederinstandsetzung zerstörter Vormarschstraßen.

(S. 191.

Phot.: Pietsch.

Die Somme-Niederung.

(S. 196.)

Reichsarchiv

Der Führer der XVIII. Armee: General von Hutier (2. v. l.) mit seinem Stabschef Generalmajor von Sauberzweig (4. v. l.).

(Kap. 17.)

Wenn man dies ganze englische Verteidigungssystem im Artois gesehen hat, dann begreift man, daß die Engländer es einfach für uneinnehmbar gehalten haben. Es kam noch hinzu, daß sie seit Jahren daran gewöhnt gewesen sind, unsere Leute in einem schweren Unterlegenheitskampfe sich gegenüber zu sehen. Während sie ihre Truppen immer frisch ausgeruht in den Kampf hatten hineinführen und rasch wechseln können, mußten unsere armen Leute wochenlang in dem grausigen Granatenorkan ausharren und immer nur ausharren. Was Wunder, wenn da die Gefangenen, die die Engländer machten, ihnen einen erschöpften Eindruck gaben, und wenn der einzelne frische, gutgenährte und ausgeruhte Engländer hinter der Front, der nicht überlegte, was jene hinter sich hatten, zu einem hochmütigen Überlegenheitsgefühl kam. Erst die spätere Geschichte wird es voll würdigen können, was für ein unvergleichliches Heldentum gerade in unsern Abwehrkämpfen während der Materialschlachten an der Somme und in Flandern gelegen hat. Was in Wirklichkeit in unsern Leuten steckt und was sie zustande bringen, wenn sie endlich einmal nicht zahlenmäßig unterlegen sind, wenn sie endlich auch einmal den Gegner mit gleichen Materialmassen bekämpfen können, wenn sie endlich einmal aus dem entsetzlichen bloßen schrecklichen Ausharren im Trommelfeuer zum stürmischen Angriff vorgehen können, das haben sie dem Engländer jetzt derart gezeigt, daß die gefangenen Offiziere noch kopfschüttelnd davorstehen und erklären, sie begriffen es nicht und hätten es nicht für möglich gehalten.

Es ist wirklich nötig, das so stark wie möglich zu betonen. Noch am 24. März schrieb die englische Anschauungen wiedergebende New York-Times nach den ersten Nachrichten von unserer Offensive, sie erinnere daran, daß die englische Armee, um bis zu den Toren von Cambrai zu kommen, 15 Monate harten Kampfes bedurfte; wenn das deutsche Heer das verlorene Gelände Stück für Stück wiedererobern wollte, müßte es mindestens ebenso lange kämpfen! Und heute? Wir haben das ganze Gelände wieder in der Hälfte von 15 Tagen! Auf solche Äußerungen muß in diesen Tagen jetzt hingewiesen werden, weil die Gegner mit einer Kraftanstrengung der Verschleierung und der Lüge, die etwas wahrhaft Staunenswertes hat, jetzt in der ganzen Welt bemüht sind, die Bedeutung unseres Sieges abzuschwächen. Auch für unser eignes Volk, weil wir ja

immer noch die großartige, von keinem der Gegner geübte Freiheit haben, die gegnerischen amtlichen Kriegsberichte mitabzudrucken. Mit welchen Mitteln gearbeitet wird, dafür habe ich soeben von einem Vernehmungsoffizier bei Bapaume noch ein anderes Beispiel gehört. Die nach den ersten Tagen gefangenen Engländer (die gewöhnlichen Leute) waren gar nicht niedergeschlagen; es war ihnen von ihren Vorgesetzten mitgeteilt worden, dieser vorübergehende Einbruch der Deutschen mache gar nichts aus, denn zur selben Zeit hätte die englische Flotte in der Nordsee einen gewaltigen Sieg über die deutsche davongetragen, und in Flandern seien die Engländer ihrerseits ganz ähnlich vorgestoßen und hätten viele tausend Gefangene gemacht! Wenn man ihnen sagte, daß es sich um einen vollkommenen, ungeheuerlichen Schwindel handle, zuckten sie nur lächelnd die Achseln, sie wußten es ja besser.

Hier, im Gelände von Bapaume, hat sich die Kraft und Entschlossenheit unseres Soldaten ganz besonders glänzend bewährt. Man denke, daß unsere Leute auch hier, so, wie ich es letzthin von der Front bei St. Quentin beschrieb, erst in den letzten sechs bis sieben Nächten, vor dem 21. März, ohne Schlaf in ihre Angriffsstellungen marschiert waren, daß sie dann in dreitägigem schweren, nach vorwärts immer schwereren Kampf die ersten drei Verteidigungsstellungen der Engländer hatten nehmen müssen, und daß sie nun auf das Verteidigungssystem bei Bapaume trafen, das der Gegner von oben herab beherrschte und um jeden Preis als den Hauptpunkt seiner Stellungen zu halten suchte. Und es muß gesagt werden, daß der Engländer sich grimmig gewehrt hat, mit der ganzen Zähigkeit seiner, in seinen besten Eigenschaften uns verwandten, germanischen Rasse. Buchstäblich Schritt für Schritt hat sich unsere Infanterie durch das furchtbare Gelände vorwärtswürgen müssen. Überall in den Vertiefungen hockten die verborgenen Maschinengewehre der Engländer, und die Mannschaften ließen sich lieber totschlagen, als daß sie sie hergaben. Williseu betonte mir gegenüber das auf das allerstärkste; daß unsere Infanterie trotzdem hier vorwärtsgekommen, sei der tiefste Eindruck gewesen, den er bisher gehabt, ihm selbst fast unglaublich.

Am Abend des 25. März war Bapaume wieder in unserer Hand, d. h., was von dieser ehemaligen Stadt noch übrig war. Fast genau ein Jahr, nachdem wir es geräumt hatten.

Auch für mich selbst war es so lange her, daß ich zuletzt dort war. Noch wenige Tage vor der Räumung im Vorjahr hatte ich zum letztenmal in Bapaume geweilt. Heute stand ich wieder auf den Wallresten der alten Zitadelle, dem berühmten strategischen Aussichtspunkt, von wo aus man früher das Gelände der Somme-Schlacht überschaute. Es war erschütternd, im Dämmer des düstern Regentages wieder nach Süden zu schauen, in das furchtbare Land, um das zwei große Völker von Juli 1916 bis März 1917 in so unerhörter Weise gerungen hatten, und das mit dem flandrischen Trichtergelände heute wohl die grausigste Wüste geworden ist, die der Erdball besitzt. Drüben der nächste dunkle Höhenstreifen ist die Bodenwelle von Pozières, dem Foureaux- und Delville-Wald furchtbaren Angedenkens. Heute ist das alles nun wieder unser, und der blutige Wahnsinn, mit dem der Gegner diesen Krieg trotz aller unserer Friedensangebote fortgesetzt hat, wird zum Greifen deutlich. Es ist ja alles wie es war!

Nein, nicht wie es war. Der Gegner hat es jetzt endlich doch wohl begriffen, daß es nicht Erschöpfung war, was uns jene Friedensangebote machen ließ.

Einundzwanzigstes Kapitel.

## Osternacht.

30./31. März 1918.

Tiefes Dunkel liegt lastend über der Welt. Der Mond ist noch nicht aufgegangen, und eine schwere Wolkenhülle bedeckt den Himmel. Zwischen der düstern Erde und dem düstern Himmel schwimmt ein fahles, graues Licht, unklar, woher es kommt, und ganz schwach. Die Dinge schweben darin wie Schatten vorüber. Wir fahren mit gelöschten Lichtern und ganz langsam, um niemand zu gefährden. Denn ein heimliches, geschäftiges Leben ist auf der Straße neben uns. Ein Strom von Gestalten geht mit uns, ein anderer flutet uns entgegen, unablässig. Wir fühlen sie fast mehr, als daß wir sie sehen. Nur ganz in der Nähe erkennen wir die Umrisse von Männern, Pferden, Lastkraftwagen, Geschützen; weiterhin verschwimmen sie wieder im Dunkel. Woher sie kommen, wohin sie gehen, wissen wir nicht; aber das wissen wir: ein großer, zweckbewußter Wille leitet dies alles in der schweigenden Nacht. Etwas Gewaltiges, Ungeheures ist im Gange und treibt alle diese ruhelos daherwandernden Gestalten sinnvoll durcheinander.

Ich bin auf dem Wege zu einer im Kampfgebiet westlich von Bapaume liegenden Division, bei der ich nächtigen soll. Es gilt, in der Nacht das Stabsquartier der Division aufzufinden. Das ist schon am Tage bei der Unzahl der Truppenteile, die hier in den gleichförmig überall in der Umgegend verstreuten englischen Barackenlagern liegen, eine schwierige Sache. Wie es in der finstern Nacht gelingen soll, wenn man nichts als den Namen der kleinen, durch den Krieg wahrscheinlich längst dem Erdboden gleichgemachten Ortschaft weiß, in deren Nähe

es zur Zeit sich aufhalten soll, das ist zunächst allein der Vorsehung bekannt. Die nächtlichen Gestalten, die man hier und da fragt, wissen nur selten weiterzuhelfen; sie kennen in der Regel nur ihr eignes Reiseziel, oft nur die Richtung, in der sie selbst marschieren sollen, oft gar nichts weiter, als die Bewegung ihrer zum gleichen Truppenteil gehörigen Nachbarn, in deren Masse sie mitschwimmen. Von Zeit zu Zeit prüft man mit seinem Taschenlämpchen die Karte und sucht sich weiter.

Kalt streicht mir die Nachtluft über die Stirn, das Herz ist heiß und tief erregt. Heut bei Tageslicht bin ich über das Schlachtfeld von Bapaume hin und her gestreift, im strömenden Regen, hoch hinauf beschmutzt von zähem Lehmschlamm, voll von Schauder und Bewunderung. Die Truppen, die hier gekämpft haben, sind jetzt schon wieder weiter vorn, in den Gegenden, wohin ich heute nacht noch will.

Ein Posten an einer Straßengabelung weist uns eine Richtung. Sie muß aber falsch sein; denn allmählich geraten wir in immer einsamere und einsamere Gegenden. Das geschäftige Treiben der Schatten neben uns hört auf. Hier und dort begegnen wir noch einigen unbeweglich am Straßenrand harrenden Klumpen von Dunkelheit. Wie große schlummernde Tiere liegen sie da. Lastautos sind es, die hier unter Bedeckung während der Nacht halten. Endlich sind wir ganz allein, irgendwo im Süden, nicht im Westen, von Bapaume, scheint es mir. In dem Wolkendunkel, das über uns lastet, zuckt es in der Ferne unablässig wie verschleiertes Wetterleuchten; zeitweilig flammt auch ein länger dauernder Schein grünlichweiß in ihm auf: Abschüsse und Leuchtkugeln von der am Horizont gelegenen Kampffront! Wenn wir halten, dann hören wir auch das dumpfe Grollen der nur halb entschlummerten Schlacht.

Endlich eine Hütte mit einem schwachen Lichtschein und ein Posten.

„Was ist das hier?“ —

„Warlencourt.“

Den Namen kenne ich; er bezeichnet eine der furchtbarsten Kampfgegenden aus der letzten Periode der Somme-Schlacht Anfang 1917. Wir sind ganz in die Irre geraten. Also zurück und weitergesucht.

Mitternacht ist längst vorüber, Ostern hat begonnen, als wir endlich das Ziel unserer Irrfahrten ermittelt haben. Der Mond muß

aufgegangen sein, etwas mehr bleiche Helle schwimmt ringsum; in ihr sehe ich die Umrisse einiger der halbtonnenförmigen Baracken der ehemaligen englischen Lager, wie sie hier zu Tausenden überall in der Umgebung von Bapaume liegen. Die Gegner haben sie völlig unversehrt zurücklassen müssen, und sie sind nun in dieser Gegend, in der sonst jede menschliche Wohnstatt vernichtet ist, für unsere Truppen ein willkommener Unterschlupf. Der Offizier, der mich hierher begleitet und mit bewundernswertem Spürsinn die Division schließlich aufgefunden hat, übergibt mich dem von ihm herausgeklopften Adjutanten. Mein Gastfreund begrüßt mich freundlich und leitet mich bei einem Taschenlämpchen in einen Offiziersschlafraum, ein etwas geräumiges Bauwerk aus Holzrahmen mit Segeltuchbespannung, wie meist diese Behausungen der englischen Lager, soweit sie nicht aus Wellblech sind. Dann sagt er: Gute Nacht. In den Ecken des Raumes liegen in Decken vermummte Gestalten, im tiefen Schlummer der Jugend und der Ermüdung. Sie regen sich nicht. In der einen steht noch ein niedriges Holzgestell, mit einem Drahtgeflecht darüber, leer. Herrlich! Das Nachtquartier übertrifft durchaus meine Erwartungen: ein trockener, gedielter Raum, warm sogar, denn in einem Kamin glimmen die Reste eines Holzfeuers, und ein federndes Bett!

Aber ein wirklicher Schlummer will nicht kommen. Lösende Ruhe für die Glieder wohl, unendlich wohltätig; aber der Geist ist wacher, lebendiger als je. Das Auge folgt dem letzten Spiel der Lichter, die von den aufzuckenden Kaminflammen durch den Raum huschen, und die Phantasie webt seltsame Gespinste, die in Worte nicht zu bannen sind. Wie verdichtet in einem Auszug scheint mir diese Osternacht das ganze ungeheure Schicksal widerzuspiegeln, das die letzten Jahre über unser Volk und die Welt gebracht haben. In seiner ganzen Gewalt tritt mir das Vergangene entgegen und läßt mich schaudern in Grauen und zugleich erbeben in Stolz und Wunder. Und aus tiefen dunkeln Sphinxaugen blickt aus der Finsternis rätselvoll die Zukunft mich an. Draußen reift die Nacht langsam dem Morgen entgegen. Dem Ostermorgen! Dem Morgen der Auferstehung! Heller als je in diesem Kriege leuchtet heut die Hoffnung durch das Dunkel, daß für unser Volk der Tag des endlichen Siegs, des Glücks, der Freude, der friedlichen Arbeit wiederkommt. Und dazu habt ihr alle, die ihr heut nacht auf diesen weiten

Blachfeldern umher schlummernd oder träumend liegt oder in geschäftigen Kolonnen dahinzieht, in diesen Tagen Entscheidendes beigetragen und seid bereit, es weiter zu tun. Auch ihr dunkeln Gestalten, die ihr hier neben mir im gleichen Raume so tief und fest schlaft; die ich noch nicht kenne, auf deren regelmäßigen Atemzug ich aber fast zärtlich lausche.

Dicht vor unserm Zelt muß wohl eine große und schlammige Kolonnenstraße vorbeiziehen. Unablässig tönt das Knirschen und Mahlen schwerer Räder, das gedämpfte und doch eifrige Antreiben mühsam ziehender Gespanne: „Hü—e! Ü—e!"; das Stimmengewirr zahlreicher höchst betriebsamer Menschen.

Aus der Ferne klingen die Abschüsse der feindlichen Artillerie herüber, aus größerer Nähe die vereinzelten schweren Schläge unserer eignen. Die gegnerische ist regsamer. Sie scheint nervös, schießt unregelmäßig; manchmal in raschen Schlägen hintereinander; dann wieder ruckweise. Sie streut unsere Gegend ab, beschießt augenscheinlich die ihnen ja nur zu gut bekannten Straßen und Truppenlager. Schutz bieten die keinen; der Engländer hat in dem ganzen Jahr hier in seinen Lagern so gut wie gar keine unterirdischen Unterstände angelegt. Schlägt die Granate hier ein, so muß man es eben hinnehmen, und es gibt keinen andern beruhigenden Gedanken, als „sie wird ja wohl nicht". Der aber genügt diesen Männern hier vollkommen zu glücklichem Schlaf.

Eine Weile verschlingt das Geprassel eines niederstürzenden Platzregens, der auf dem Segeltuchdach wie Gewehrfeuer knattert, einen Teil der Geräusche. Man lauscht ihm mit Behagen. Das Tuch ist gut und fest. Dann hört er auf. Ich erhebe mich sacht und gehe ins Freie. Es ist hell vom Mondlicht. Um die Zeltbaracke läuft ein Graben, in dem das abfließende Wasser noch gluckst, und dann noch eine etwa einen halben Meter hohe und ebenso dicke Erdmauer. Ebenso bei den benachbarten. Die Erdwälle sollen einen gewissen Schutz bieten gegen die wagerecht über dem Boden umherspritzenden Splitter einer ins Lager fallenden Fliegerbombe. Am Himmel haben sich die Wolken gelichtet: durch die Lücken quillt das Mondlicht und scheinen die Sterne. Sollen wir morgen einen schönen Ostertag bekommen? Aber der Krieg ist eine seltsame Welt. Das schöne Wetter ist in anderer Hinsicht auch das böse. Unruhig schaut, ich weiß es, jetzt manches Auge nach den Flecken offenen

Sternenhimmels dort oben. Unheimliches, gefährliches Raubgevögel macht sich dann unverzüglich auf, kreist dort oben unsichtbar zwischen den Sternen, späht durch die Wolkenlücken, schwebt heran in mehr als adlerschnellem Flug und wirft jähes Verderben herunter. Wahrhaftig, sie sind schon auf dem Plan. Ein paar ferne dumpfe Krache ertönen; charakteristische, wohlbekannte Laute: Fliegerbomben! Abwehrgeschütze donnern. Dort vorwärts, oben in der großen Wolkenlücke hängen, weiß vom Mondlicht, die kleinen Bällchen der Schrapnelle. Dort sind sie — — kommen sie hier herüber? — — Nein, sie verschwinden.

Neben unserm Zelt muß in der Tat eine stark befahrene Straße vorüberziehen. Ich sehe im Mondlichtnebel Mengen von Menschen und Gespannen, geschäftig wie Lemuren, dort hin und wieder ziehen. Ihr Hü und Hott hält an bis in den Morgen.

Wieder liege ich auf meinem knarrenden Drahtgeflecht. Ein Halbschlummer hat mich über ein, zwei Stunden hinweggebracht. Jetzt wecken mich lautere und nähere Detonationen platzender Granaten wieder auf. Der Gegner schießt aus schwerstem Geschütz, und die Einschläge können nicht weit von hier sein. Etwas Elementarisches haben diese tiefen, dunkeln, reißenden Krache. Sie erschallen rechts und links, näher und ferner: in jedem Fall aber nicht ferner als ein, zwei Kilometer. Sie können ebensogut jeden Augenblick auch hier in unserm eignen Lager erschallen. Nun gut, man weiß es, hüllt sich instinktiv etwas fester in seinen Mantel, als ob das ein wenig Schutz geben könnte, und denkt sonst kaum etwas. Meine Nachbarn weckt das Krachen überhaupt nicht, und ihr ruhiger Atem scheint auch zu sagen, daß es sich nicht einmal in ihren Traum mischt.

Mich treibt es nach einiger Zeit wieder hinaus. Noch ist es nicht Morgen; noch kommt das schwache Licht vom Monde: in den Wolken, die wieder dichter geworden sind, flammt im Westen der Widerschein der Abschüsse des Gegners. Antworten wir denn gar nicht? Doch, ja wahrhaftig, nun kommen wir! Die bisher nur vereinzelt fallenden schweren Schläge unserer großen Brummer, nicht fern von hier und weiterhin, mehren sich; und mit einem Male bricht die Hölle los. Das ist grausig, das ist gewaltig. Das ist der Klang unserer Osterglocken. Ihr habt uns gezwungen, unsere Kirchenglocken einzuschmelzen. Nun läuten sie euch hier! Der Himmel

flammt, und erschüttert stehe ich wieder mitten in dem Brausen des so oft Gehörten und immer wieder Ungeheuerlichen, das man Trommelfeuer nennt. Die Erde scheint zu erbeben wie von unterirdischem Grollen eines Vulkans. Der Schall schwimmt dick in der Luft wie eine körperliche Masse; einzelne kolossale Paukenschläge dröhnen über einem tiefen, dumpfen Gesamtwirbel. Ist es ein eigner Angriff an der Front, den wir einleiten? Weisen wir einen Vorstoß des Gegners ab? Wie dem auch sei, der Donner unserer Geschütze erfüllt die Seele mit dem Gefühl von Sicherheit und Kraft. Wie aber muß es drüben aussehen, wo dieser Niagara von Geschossen niedergeht?

Unser Feuer hält an, eine halbe Stunde, eine Stunde; der Gegner scheint kaum noch zu antworten; wenigstens fallen seine Granaten nicht mehr zu uns ins Hintergelände. Leise dämmert im Osten der Ostermorgen herauf. Und wahrhaftig, über dem Felde zwitschert es, eine Lerche steigt in die Höhe! Noch ein Weilchen, dann schweigen die Geschütze ebenso plötzlich wieder, wie sie begonnen haben. Auch die drüben sind stille. Ich lausche noch eine Weile, dann kehre ich zu meinem Lager zurück und schlafe nun auch tief und fest.

Als ich erwache, brennt ein lustiges, helles Feuer im Kamin. Die Ordonnanzen bringen bräunliches Wasser in Stalleimern und gießen es in Waschbecken, die auf Offizierskoffern stehen. Meine Nachbarn wickeln sich aus ihren Decken, frische, liebenswürdige junge Männer, die mich freundlich bewillkommnen. Sie haben seit dem Beginn des Durchbruchs mitten im heißesten Kampf gestanden. Sie wissen auch, daß sie vielleicht morgen schon wieder hinein müssen in den gleichen Kampf. Aber sie sind heiter und werfen sich lachende Bemerkungen zu. Sie waschen die jungen, weißen, schlanken Körper bis zu den Hüften; einer hat eine schwere Narbe quer über den Rücken herunter. Mir steigt es einen Augenblick heiß empor. Ich denke daran, wieviel ähnlich jugendschöne Körper dieser Krieg schon zerrissen hat. Aber der Geist der jungen Männer teilt sich mir bald wieder selber mit. Lachend setzen wir uns an den Frühstückstisch vor dem Kamin. Ich habe meinen eignen Proviant im Rucksack mit mir und will ihnen ihre Vorräte nicht wegessen helfen. Aber nein, was ich denn dächte; sie schwämmen im Überfluß — englische Beute! „Heute wird englisch gefrühstückt", heißt es. Sie machen sich

Toast über dem Kaminfeuer; es gibt vortreffliches Büchsenfleisch und englische Orangenmarmelade. Zuletzt, mit Hallo begrüßt, die große Osterüberraschung des Verpflegungsoffiziers: jeder erhält zwei schöne, frische gekochte Eier. Ihre Ostereier! Und sie sind überzeugt, daß sie einen herrlichen Ostermorgen feiern.

Man spricht von dem Trommelfeuer der Nacht, das sie denn doch schließlich in den Traum hinein gehört haben. Man erfährt auch durch einen ankommenden Kameraden, daß schwere feindliche Einschläge in den nächsten Nachbarlagern niedergegangen seien. Doch da es eben anderswo war, zucken sie die Achseln.

„Na hört mal, Kinder," sagt der Neuankömmling, „so ganz ohne war eure Lage auch nicht. Da haben die Kolonnenbrüder während der Nacht hier am Lager, dicht neben eurer Bude, ein kolossales Munitionsdepot hergekarrt und aufgebaut. Ausgerechnet! Seht euch das bloß mal an. Der Alte ist schon dazwischengefahren, ob sie denn verrückt wären. Ein Schuß hinein, und das ganze Lager flog in die Luft. Euer Divisionsstabsquartier vorneweg."

Das also war es, was die geschäftigen Lemuren die ganze Nacht hindurch mit ihrem Hü und Hott neben uns gewirkt hatten.

„Na, auch gut", ist die Antwort. „Sonst aber doch tadelloses Quartier hier, was? Soll uns freilich wundern, wie lange wir es wieder mal genießen."

Das Wort ist kaum den Lippen entflohen, da kommt der Adjutant, derselbe, der mich heute nacht empfangen hat. Divisionsbefehl. Die Division zieht noch heute ab, Marschziel das und das. Weitere Absichten mit ihr noch unbekannt. Daß sie aber wieder einmal angesetzt werden soll an einer Stelle, auf die es besonders ankommt, scheint sicher. Und gleichmütig weisen die jungen Männer die Burschen an, ihre Köfferchen wieder zu packen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

## Ostertag.

31. März 1918.

Feierlich schön ist der Tag geworden, der der düstern Osternacht gefolgt ist. Große weiße Wolkengebilde schwimmen am blauen Himmel, götterhaft strahlend; ihre lichten Schatten wandern unten dahin über die golden schimmernde Erde. Wohlige Wärme flutet in der seidenen Luft; ein unendliches Frühlingssehnen, Frühlingsdrängen überall im Morgenglanz der Felder, in den Knospen der Büsche, im Gesang der Vögel im Blau.

Die Kanonade an der Front hat aufgehört: die übliche Morgenruhe ist heute ungewöhnlich tief. Die alten englischen Lager, deren gelbe Baracken und Zelte nah und weithin über die welligen Hügel verstreut sind, anzusehen wie afrikanische Eingeborenenkrale, und die jetzt unsern Truppen dienen, liegen wie ausgestorben; die Insassen schlafen darin aus von ihren nächtlichen Märschen und Arbeiten. Dörfer? — Dörfer sieht man keine. Die hat in dieser Gegend der Krieg verzehrt. Ich fahre mit dem General von Noeder, dem Kommandeur der 3. Gardedivision, bei der ich genächtigt habe, durch die Landschaft. Er besucht seine verschiedenen Truppenteile, um ihnen heute, am Ostertage, eigenhändig die Eisernen Kreuze zu geben, die der Kaiser ihnen für ihre Taten in der Schlacht bei Bapaume verliehen hat. Die Division gehört zu dem 14. Reservekorps, das schon mit den ersten Kämpfen in dieser Gegend um Bapaume aufs nächste verknüpft gewesen ist und auch in die letzten großen, der heutigen Offensive vorangehenden Gefechte entscheidend eingegriffen hat. So in die furchtbar schweren Kämpfe um

die Rückeroberung des Waldes von Bourlon nach dem englischen Angriff auf Cambrai. Im Armee-Oberkommando der Armee von Below in Douai sowohl, zu dem es gehört, wie gestern abend im Generalkommando des Korps selbst auf dem Kampffelde habe ich viel und Bewunderungswürdiges über die Haltung seiner Leute in dem großen Durchbruch und den ihm folgenden Kämpfen um Bapaume gehört. Über das glänzende Gelingen der langen Vorbereitungen, über das unvergleichliche Vorwärtsstürmen der Infanterie, über das prachtvolle Hand-in-Hand-Gehen mit ihr von seiten unserer Artillerie; der schweren sowohl, die stets mit im heftigsten feindlichen Feuer blieb und diesmal die verhältnismäßig vielleicht schwersten Verluste unter allen Waffengattungen ertragen hat, wie der leichten, die bei dem jähen Vorsturm der Infanterie auf den Fersen folgte. Als der Kommandeur des Korps, Generalleutnant von Lindequist, erfuhr, daß ich zur Nacht noch zu dieser Division wollte, deren Kommandeur er selbst früher gewesen, sagte er: „Das freut mich ganz besonders, daß Sie gerade dorthin gehen. Sie hat sich in den letzten Tagen geradezu fabelhaft bewährt. Es ist eine ausgezeichnete Truppe. Bei den Kämpfen um den Bourlon-Wald hat gerade sie sich auch besonders ausgezeichnet. Bitte, grüßen Sie die Herren des Stabes herzlich von mir." Ich hatte die ehrenvollen Grüße bereits bei dem Osterfrühstück heut morgen in der Baracke meinen Schlafkameraden ausgerichtet und überbrachte sie nun mit besonderer eigner Freude auch dem General, da ich in ihm einen liebenswürdigen Bekannten aus dem vorjährigen Kampfgelände bei Reims wiedersah.

Was ich nun mit dem General erlebte, war eine Osterfeier, wie ich sie mir in heutiger Lage schöner nicht denken kann, wenn auch, oder gerade weil die Festfreude auf einem so tiefernsten Hintergrunde lag. Wir fuhren, soweit es ging, oder wanderten zu Fuß über die Felder zu den verstreut liegenden Lagern der Truppenteile der Division, die ausgezeichnet werden sollten. Hier wurden jedesmal die Mannschaften herausgerufen und rasch in Reih' und Glied geordnet, voran die Anwärter des Kreuzes. Sie vorher schon bereitzustellen, vermied man, um die gefährliche Aufmerksamkeit der feindlichen Flieger nicht zu erregen. Auch so noch war, bei dem strahlend klaren Himmel, den großen Höhen, in denen die spähenden Flieger kreisen, und der außerordentlichen Raschheit, mit der

sie herankommen konnten, größte Vorsicht geboten und wurde durch Wachtposten geübt. Der General überreichte im Namen Sr. Majestät des Kaisers jedem einzelnen der Tapfern das Kreuz mit einem Händedruck und Glückwunsch. Dann hielt er, zurücktretend, jedesmal eine kurze Ansprache. Und ich kann nur sagen, daß ich meine helle Bewunderung gehabt habe über die Art, wie er das machte. Jedesmal anders, jedesmal so kurz, einfach, packend, so in der Sprache der Leute und doch so hoch und stolz in der Gesinnung, daß es nicht schöner hätte sein können. Und er knüpfte daran mit tiefem Ernst die Mahnung und das Gelöbnis, mit derselben Mannhaftigkeit das Begonnene zu Ende zu führen, um der Heimat den Frieden zu erkämpfen, das einzige, was wir ja wollten. Es war schön, den Ernst auf den Gesichtern der Männer zu sehen, den festen Druck, mit dem sie die Hand ihres Führers hielten, und den klaren, ruhigen Blick, mit dem sie ihm ins Auge schauten.

Die Truppen, die der General belobte, waren teils Infanterie, teils die ihr zum Vormarsch eng angegliederte Feldartillerie und Pioniere. Die Infanterie habe Unvergleichliches getan, sagte er. Aber auch Artillerie und Pioniere hätten alle seine Erwartungen übertroffen; auch auch was sie geleistet hätten, wie sie immer im unmittelbarsten Anschluß an die Infanterie vorwärtsgegangen seien, sei über alles Lob erhaben gewesen. Die Infanterie spreche ihnen durch seinen Mund den heißesten Dank für die glänzende Hilfe aus, die sie von ihnen erfahren habe. Auch die Kolonnen und ihre gefahr- und opfervolle Tätigkeit vergaß er nicht; er ließ sich die Kolonnenführer, die die Munition im Kampf herangeschafft, besonders vorstellen und dankte ihnen. —

Während des ganzen Ostersonntags bin ich dann noch weiter in dem Gelände um Bapaume umhergestreift und habe das gewaltige Bild des Schlachtfeldes und der darüber hinströmenden Heerflut in mich aufgenommen. Auch Bapaumes schreckliche Ruinenstätte habe ich noch einmal bei hellem Sonnenschein durchwandert, und es sah fast noch schrecklicher dabei aus. Ich suchte auch auf dem Friedhof von Bapaume das Denkmal des 14. Reservekorps auf, das hier bereits zur Zeit unserer frühern Besetzung des Gebietes errichtet worden war. Der schöne, ernsthafte Denkstein, der in unmittelbarer Nachbarschaft jenes Denkmals steht, das die Toten der französischen Nordarmee aus der Schlacht bei

Bapaume vom 3. Januar 1871 ehrt, ragte unbeschädigt empor; nur die Inschrift darauf war, soweit die Hand aufwärts reicht, durch Meißelstriche verstümmelt. Sie wird wiederhergestellt.

Das Wetter blieb den ganzen Ostertag dasselbe. Großartige Wolkengebilde wanderten über den Himmel, zuweilen fegte ein Strichregen daher; dann strahlte wieder die Sonne über den feuchtglänzenden Fluren. Und soweit das Auge über das offene Gehügel reichte, sah es das gleiche grandiose, kriegerische Bild. Auf den Feldern die tausenderlei Trümmer der Schlacht; auch weidwund geschossene englische Tanks darunter; auf Chausseen und Feldwegen überall die ziehenden Kolonnen; ein unermeßliches, flutendes Meer von Menschen, Tieren und Wagen. Eine Völkerwanderung. Nur daß sie nicht nach einer Richtung, sondern hin und wieder ging. Ströme der abgelösten oder anderswohin geworfenen Truppenteile begegneten den heranziehenden Reserven, leere Munitions- und Proviantkolonnen den neu gefüllten. Und alles, alles ging glatt, in wunderbarer Ordnung vonstatten. Nicht nur ein einheitlicher Wille war erkennbar, der dies alles lenkte, sondern noch mehr als das: eine erstaunliche, bis zum einzelnen heruntergehende Schulung, ein Pflichtbewußtsein höchster Art, nicht nur bei der Führung, sondern auch bei den Leitern der kleinsten Verbände; ja bei jedem einzelnen Manne. Oft genug konnte man beobachten, wie sich das alles durcheinanderbewegte und ordnete, ohne daß irgendwelche Offiziere sichtbar gewesen wären. Jeder wußte, was er zu tun hatte, und tat es von selbst. Und jeder war ruhig in dem Gefühl, daß er trotz der ungeheuern Ausdehnung des Kampffeldes, trotz der Massen, um die es sich handelte, trotz der außerordentlichen Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, zuletzt seinen Truppenteil, seinen Bestimmungsort, seine Unterkunft, seine Nahrung, seine Munition usw. finden würde.

Das Artilleriegefecht an der Front war am Nachmittag wieder aufgelebt, und das übliche Donnergrollen klang herüber von dort und mischte sich in die Musik der auf der Landstraße marschierenden Regimenter. Am Himmel zwischen dem Gewölk kreisten zeitweilig die Geschwader feindlicher Flieger, hoch und klein im flimmernden Blau, bereit aber, wie man wußte, in günstigen Augenblicken sich tief herunterzustürzen und mit Bombenwürfen, ja Maschinengewehrschüssen, die ziehenden

Kolonnen anzugreifen. Geschwader unserer eignen Flugzeuge, um das zu hindern, kamen ihnen entgegen. Über unsern Häuptern spielten sich aufregende Luftkämpfe ab. Hin und her schwenkten die im Blau flimmernden Vögel zwischen den weißen Rauchbällen der nach ihnen geschossenen Schrapnelle. Wieder hatte ich den fürchterlichen Anblick eines brennend abstürzenden feindlichen Fliegers. Erst flammte in großer Höhe unter einer Wolke an einem der grauen Gestellchen ein intensiver Feuerpunkt auf; der Engländer mußte in Brand geraten sein. Aber er hielt sich noch oben, und nach einiger Zeit verschwand die Lohe an dem Flugapparat. Er flüchtete mit den andern frontwärts und schien entkommen zu wollen. Plötzlich aber sah man ihn doch taumeln, in großen Schwingungen sinken, und mit einem Male brach aus ihm eine sehr große Flamme hervor; eine Flamme von offenbar furchtbarer Glut und Helle, denn sie überstrahlte das glänzende Leuchten des Osterhimmels; und während das Gestell jetzt jäh zur Erde stürzte, zog sie sich lang aus zu einem breiten, sprühend orangefarbenen Strich im Blau, zu einem riesigen Meteor von unerhörter grausiger Schönheit.

Wie soll ein Menschenherz all diese jauchzende Lust und Hoffnung, all dies Bewundern und dies Sorgen und Entsetzen zugleich in sich bergen!?

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

## Das tote Land.

8. April 1918.

Wir kommen aus der Südwestecke des großen Angriffs, von der Avre-Front unweit Montdidier, zurück, haben die merkwürdige schnurgerade Chaussee, die von Amiens nach St. Quentin läuft, gewonnen und wollen nach Péronne. Der Abend dunkelt unter einem trüben Wolkenhimmel früh herein. Nach der Karte suchen wir uns zurecht.

„Biegen wir doch am zweiten Weg hinter Estrées links ab, dann kommen wir über Belloy, Barleux und La Maisonnette."

Leser, klingen dir diese Namen nicht auch noch im Ohr? Hier stand 1917 die Schlacht an der Somme wochen- und monatelang; der Heeresbericht nannte diese Orte immer von neuem; Unsägliches haben lebendige Menschen, Väter, Söhne, Gatten, um ihren Besitz erduldet und sind darum gestorben. Heut sind sie wieder unser; weit im Westen und Süden liegt die Front, schwach nur aus weiter Ferne klingt das Grollen des nie ruhenden Kampfes herüber.

Wo aber bleibt Estrées? Nach der Karte müßten wir es doch schon erreicht haben? Hinter jener Hügelschwingung wird es kommen. — Nichts! Wir sind offenbar aus der Orientierung; der Weg, der hier rechtwinklig nach links sich abzweigt, sollte eigentlich schon der erste jenseit Estrées sein. Seltsam!

Doch halt! Dieser Weg jetzt, der so charakteristisch schräg nach links abgeht, ist nach der Karte ohne Zweifel der zweite hinter Estrées; der, den wir nehmen wollen. Wir sind schon an Estrées vorüber! — —

Reichsarchiv

Der deutsche Angriff 1918. Bei Bapaume erbeutete englische Lagerzelte.
(S. 219.)

38 III 15

Bapaume 1918.
(S. 221.)

Ref.: Anker

Péronne 1918.
(S. 230.)

Wir schauen uns an, stumm, ein Gefühl wie Eis kriecht uns über das Leben: Estrées war ein großes, schönes Dorf, eins der größten auf weitem Umkreis, zu beiden Seiten der Straße lang hingezogen — und wir haben es nicht gesehen! Nun erinnern wir einander an einige rötliche Ziegelbrocken, die kurz vor dem ersten Weg den Boden neben der Straße gefärbt hatten, an ein wenig verkohltes Sparrenwerk, das dort gelegen. Das war Estrées; das war alles, was davon noch übrig ist!

Wir richten uns auf in unserm Wagen zur Umschau. Auch von Belloy, von Barleux in der Ferne nichts zu erblicken. Überhaupt nichts, nichts, was einem Dorf oder auch nur den Trümmern eines solchen gleicht. Rings dehnt sich eine Landschaft, für deren Schilderung das Wort versagt. Denn schildern kann man nur durch Vergleiche, und was wir hier sehen, ist ohne Vergleich; das ist ein neuer Zug im uralten Antlitz der Erde, das hat die Welt vor diesem Kriege noch nicht gesehen. Mit langen, flachen Schwingungen wellt sich das Land in einem düstern Braungelb. Sein Boden ist, soweit das Auge reicht, völlig durchfressen von runden Vertiefungen, die wie Pockennarben von gigantischem Ausmaß dicht nebeneinanderliegen; einen Meter im Durchmesser, zwei, drei, so groß und tief wie ein Haus. Er ist von ihnen durchlöchert wie eine Bienenwabe. Oft liegen sie so dicht gedrängt, daß ihre Kreise sich überschneiden, zum Teil auslöschen; ihre Randwülste bilden dann ein regelloses Hauswerk. Jedes von ihnen kündet von einem brüllenden Einschlag, der einmal hier Erde und Steine bis zu mehrern Metern Tiefe aus dem Boden losriß und gen Himmel schleuderte, der zerschmetterte und begrub, was in seiner Nähe atmete, zerkrachte, zerstäubte, was an Menschenwerk dort lag, Wochen, Monate hindurch. Viel Menschenwerk haben auch wir bei unserm Siegfriedrückzug systematisch zerstören müssen. Aber das gilt nicht von diesem Lande hier, dem eigentlichen Kampfgürtel der Somme-Schlacht. Da war nichts mehr zu zerstören. Dann ist der Kampf von hier fortgewandert, nach Osten; still, sich selbst überlassen, hat die Gegend dagelegen; der Gegner, der sie besetzte, hat nur die Straße wieder in Ordnung gebracht, sonst aber — wohl schaudernd und hoffnungslos — nichts daran zu ändern versucht. Nur die Natur, die nie ruhende, alles Verwertende, hat

begonnen, selbst diesen unseligen Boden wieder mit ihrem Gewucher zu überziehen. Dieser Heilungsprozeß macht den Eindruck aber nur noch entsetzlicher. Die Ränder der Erdlöcher sind verwaschen, ihre Formen verquollen; ein bißchen Graspolster und dürftige Feldkräuter in unordentlichen Büscheln darüber gewachsen; sonst nichts. So also sieht ein Jahr altes Trichtergelände aus! Schrecklich, unnatürlich, wie die vernarbten, abgeglätteten Wunden eines Gesichtes, über das eine furchtbare Hautkrankheit fressend dahingegangen. Die Unwegsamkeit des Gebietes ist noch genau so groß; abseits von der Straße erscheint es fast unmöglich, auch nur mit einem Karren weiterzukommen. Wie soll jemals Spaten oder Pflug diese Gelände wieder ebnen? Auch Bäume gibt es, gewiß. Die Chaussee ist von einer Doppelreihe begleitet gewesen, und auch da und dort auf den zerwühlten Feldern sieht man Gruppen von solchen stehen; anscheinend ehemalige Obstgärten. Aber wie sehen sie aus! Alles, aber auch alles, feinere Gezweig fort; der übriggebliebene Rest des Geästes zu wüsten Gestaltungen zerfetzt; oft der Wipfel auf ein paar kahle Stummel verkleinert; oft auch der Stamm mittendurchgehauen, umgestürzt, der stehengebliebene Teil zu der gräßlichen Pinselform der Granatenwirkung zerspellt. Am schlimmsten unmittelbar an der Straße selbst, die ja natürlich ein Hauptziel der Geschosse gewesen ist. Rückwärts schauend, sehen wir, wie schon von weitem her die Bäume der Doppelreihe, je tiefer sie in die Vernichtungszone eintaucht, in ihren Formen immer wüster und zugleich immer kürzer werden. Schließlich ist es, als ob eine Woge von verzehrenden Flammen über sie dahingegangen sei. Nur noch Stumpen und Knorren sind übriggeblieben. In einem der Stammreste an der Straße steckt noch ein Blindgänger, hineingetrieben wie ein dicker Nagel. Und von allen diesen Bäumen hier, soweit man sieht, scheint keiner wieder auszuschlagen; ihre Lebensrinde scheint weggesprengt, weggebrannt, sie sind tot.

Und mit einem Male stellt sich vor das innere Auge die Gesamtheit der Verwüstungszone der Schlacht an der Somme. Wie um Estrées, Belloy, Barleux sieht es in dem ganzen riesigen Gürtel aus, wo ihre höchste Wut getobt hat: um Bouchavesnes, um Combles, um den Delville-, den Fourcaux-Wald, um Pozières, Mouquet-Ferme, Thiepval usw. usw. Alles das nur noch Namen und kartographische Begriffe, sonst Wüste.

Nein, die Bezeichnung paßt nicht. Wüsten gibt es auch anderswo, das aber gibt es außerhalb des Kampfgürtels der Westfront nicht. Der Gegner hat uns aus seinem Lande dadurch hinausdrängen wollen, daß er es wochen- und monatelang mit einem Feuerregen überschüttete wie Jehova Sodom und Gomorrha; und wenn es ihm gelungen war, einen Strich davon mit dem „Übermaterial" der Munitionsherstellung beinahe der ganzen Welt so fürchterlich zuzurichten, daß ein Aufenthalt darin nicht mehr möglich war und wir uns zurückzogen, dann schritt der Feuerregen weiter und vernichtete im nächsten alles Menschenwerk und alles Leben. Kirchen, Kapellen, Wohnhäuser, Scheuern, Ställe, Mühlen, Brücken, Brunnen, Hecken, Gärten, Friedhöfe, Wälder, Äcker, Weiden, Feldraine, alles wurde mit dem Stacheldraht unserer Hindernisse, mit dem Gebälk und Beton unserer Unterstände, mit dem aus den Tiefen an die Oberfläche gestülpten unfruchtbaren Mutterboden zu einem einzigen schauerlichen Gemisch von der Gestalt eines vom Wirbelsturm zerwühlten Meeres zusammengestampft.

Jetzt ist die Woge zurückgeflutet; das Gelände liegt von neuem hinter unsern Linien, und nun können wir es sehen. Wie wenn eine verlaufene Sturmflut das von ihr überraste Ufer wieder freigegeben hat und man nun schaudernd auf den Stätten ihrer Zerstörungen umherwandert. Zum ersten Male können wir es seitdem sehen. Das gilt auch für die, die selbst einst mitten im Ärgsten gewesen und lebend herausgekommen sind. Denn die konnten es damals nicht sehen. Nur ganz von weitem konnte man darüber hinausblicken; von der Baumsicht eines Gefechtsstandes, vom Fesselballon oder dem Flugzeug. Wer mitten darin saß, der lebte unterirdisch oder geduckt in den Resten von Gräben und in den Granattrichtern; nur flach mit dem Kopf über den Rand hinwegzuspähen, war schon mit Todesgefahr verbunden. Nun können wir erfassen, was die „Befreiung" aus diesem Lande gemacht hat. Wenn es nicht so tragisch wäre, möchte man sagen, die Operation war gelungen, aber der Patient dabei eingegangen. Das Land ist tot. Wie soll es je wieder lebendig werden?

Und die Vorstellung dehnt sich weiter. Vorwärts und rückwärts von diesem Gürtel schwerster Verwüstung schließt sich je ein anderer an, in dem das Land nicht ganz so vollkommen vernichtet und wie von einer

Dampfwalze — wer hatte uns die zugedacht?! — zerdrückt, wo es aber doch in Wahrheit kaum minder tot ist. Und diese drei Gürtel dehnen sich parallel nebeneinander schier endlos nach rechts und nach links. Von der Nordsee bis zum Schweizer Jura zieht ein zusammenhängender Streifen grausiger Kriegsverwüstung durch Belgien und Frankreich, vor allem aber durch Frankreich, hindurch, mehr oder minder breit. Ein Streifen toten Landes, der voraussichtlich noch nach Jahrhunderten, wie eine Hiebnarbe quer durch ein Gesicht, erkennbar bleiben wird — wenn er nicht bis zum Ende dieses Krieges noch ganz andere Ausmaße gewinnt. Denn die Vernichtung frißt sich immer weiter vor; schon durch die wachsende Tragweite der Geschütze, die auch von der stehenden Front aus immer mehr ausgreifen. Verschiebt sich die Frontlinie, so treten immer neue, bisher noch unberührte Gegenden in den Bereich der Artilleriewirkung und der gesteigerten Fliegerzerstörungen. Dorf um Dorf, Stadt um Stadt schmelzen dahin. Erst müssen sie „evakuiert" werden und verfallen schon dadurch erfahrungsmäßig mit reißender Geschwindigkeit; dann vernichten die Granaten, Bomben und Minen des Gegners sie oder eigne Sprengungen des Zurückweichenden. Die Bewohner sinken ins Elend; ihre Wohnstätten, ihr Hausrat, ihre Äcker und Gärten in Asche und Wüstenei. Unser Rückzug in die Siegfriedstellung hatte weite Gegenden neu in den Zerstörungsbereich gebracht; jetzt ist die Linie unserer Kampffront, die wie eine Bogensehne vom Schützen absichtlich zurückgezogen war, plötzlich wieder weit vorwärts geschnellt, bis in Gegenden jenseit der bisherigen Zerstörungszone, und nun frißt das Feuer dort wiederum auf Neuland weiter. Unsere eignen Geschütze wirken dort weit hinaus hinter die gegnerische Front und zerstörten Städte, Dörfer, Bahnen, Straßen, Gutshöfe, Fabriken, Bergwerke usw. Denn das will das Gesetz des Krieges. Aber die Franzosen selbst wüten fast noch viel mehr, mit einer Art von Raserei, in dem von uns neu besetzten Lande; sie schleppen Kanonen heran von allen Teilen ihrer Front, zerschmettern durch Fliegerangriffe möglichst alles in ihren eignen Ortschaften, was uns Deckung oder Beobachtung bieten könnte, bis in die Keller hinein; es soll nicht ein Stein auf dem andern bleiben. Und sie geben ihren Bundesgenossen, den Engländern, freie Hand, vor ihren Fronten das gleiche zu tun. Unbekümmert selbst, ob ihre eignen Landeskinder dabei von den Granaten

zerrissen werden. Sie werfen alles hinein in den glühenden Ofen des Krieges, wie die Karthager ihre Kinder in den Feuerrachen des Moloch. St. Quentin, das reizende, lebensprühende, ist durch ihre eigenen und die englischen Granaten völlig getötet. Jetzt opfern sie, wie wir aus den jüngsten Beschießungsnachrichten hören, scheint es, ebenso freiwillig Laon, die alte geschichteumwitterte Felsenstadt, und bereiten ihr das Los, das Armentières, Lens, Arras, Soissons, Reims, Verdun, St. Mihiel und viele andere schon gefunden haben. Auch das vornehme und reiche Cambrai hatten sie schon dem Engländer preisgegeben. Ich sah den ersten Beginn der dortigen Vernichtung durch die hineinsausenden Granaten mit an; ein furchtbarer Eindruck, wenn die Häuser noch alle bewohnt sind. Wenn die Stadt noch einmal gerettet wurde, so geschah es nur durch uns, die wir die Briten wieder aus Cambrais Nähe zurückgedrängt haben. Noch bis zu unserer Märzoffensive haben sie mit Achtunddreißigern hineingeschmettert.

Bei unserm Siegfriedrückzug vor einem Jahr hatte mancher von uns gedacht, der Anblick der damals zum ersten Male in größerm Maßstab für die Franzosen sichtbar gewordenen Kriegsverheerung ihres Landes würde sie zur Besinnung bringen. Sie mußten sich doch sagen, selbst wenn es uns gelingt, den Feind auf diese Weise schließlich aus dem Lande hinauszudrängen, dann werden wir eben das ganze Land in dem Zustand wiederbekommen wie dies hier: vernichtet, tot! Und sie mußten sich weiter sagen, wie soll Frankreich, nach den Opfern dieses Krieges und bei seiner Bevölkerungsarmut, die schon vor dem Kriege in vielen Landesteilen die Einwohnerziffern seiner Ortschaften zurückgehen, die Wohnstätten veröden ließ, ein so riesiges Verwüstungsgebiet je wieder in Ordnung bringen, wieder urbar machen, aufbauen, neu mit Leben füllen? Aber das Gegenteil ist eingetreten; die Franzosen sind nur noch rasender, besinnungsloser geworden. Immer wieder haben sie die Hand, die ihnen den Frieden bot und ihr Land dazu, zurückgestoßen. Wie ein von Leidenschaft außer sich gebrachter Spieler, werfen sie immer mehr von ihrem eignen Gut in die Masse, in der Hoffnung, doch noch zuletzt nicht nur ihr Land zurück, sondern auch noch den Preis dazu zu gewinnen, um den für sie eigentlich das Ganze geht; um den sie Jahrzehnte hindurch ihre Jugend in Haß gegen uns erzogen, um den sie die Milliarden-

ersparnisse ihres Bürgerfleißes für Rußlands Kriegsrüstungen hingegeben, um den sie ihren Stolz vor dem durch viele Jahrhunderte befehdeten Rivalen England bis in den Staub hinein gedemütigt haben: Elsaß-Lothringen!

Langsam fahren wir weiter durch das tote Land. Nächtige Schatten brüten schon in den Vertiefungen der braunen Öde und schauen uns an „mit hundert schwarzen Augen", in denen Erinnerungen des Entsetzens zu stehen scheinen. Leise quillt ein weißer Nebel aus den feuchten Gründen und legt sich über das zerfressene Angesicht der Erde wie ein scheu verhüllendes Tuch. Über den blassen Schwaden stehen die getöteten Bäume als schwarze Silhouetten gegen die Dämmerung, in seltsamen, verrückten, gespenstischen Formen.

Es ist völlige Nacht geworden, als wir in der Stadt ankommen, die einst Péronne war. Häusermauern ragen zu beiden Seiten, unnatürlich hoch in der Enge und Dunkelheit der schweigenden Gassen. Ihr Fuß ist von Getrümmer umhäuft, ihr Rand gegen den Nachthimmel ausgezackt wie wildes Felsgeklipp. Leere Kulissen sind sie: Schutt- und Schmutzhaufen dahinter. In einer Vorstadt loht eine Feuersbrunst und färbt den schweren Wolkenhimmel blutig. Auf dem Hintergrund der roten Glut recken sich die schwarzen Wände mit ihren roten Fensterhöhlen schauerlich empor*.

* Ich denke heut anders, als es in diesen und zahlreichen ähnlichen Schilderungen meines Entsetzens über die eigene Preisgabe ihres Landes durch die Franzosen hervortritt. Ich erkenne heut darin, daß sie in diesem alles entscheidenden Kriege jenen höchsten Heroismus gehabt haben, der da sagt: „Ein Wahrzeichen nur gilt: das Vaterland zu erretten!" Wir dagegen? — — Siehe mein Schlußkapitel. [1920.]

Vierundzwanzigstes Kapitel.

## Nach Soissons.

Marle, den 30. Mai 1919.

Île de France, „die Insel von Frankreich", so heißt seit alten Zeiten das Herz und Kernland des französischen Reiches. Das Gebiet der untern Oise, Aisne und Marne und der mittlern Seine, das Zentrum jener größern, geologisch eigentümlich gebauten Landschaft Nordfrankreichs, die zwischen den Ardennen und Vogesen im Nordosten und Osten, dem zentralfranzösischen Gebirgsland im Süden und dem alten Gebirgsmassiv der Bretagne im Westen liegt. Tertiäre Ablagerungen, die Anschwemmungen eines von den Rändern her allmählich ausgefüllten Meerbusens, bilden den Boden der Île de France. Ihre hellen, leicht zu bearbeitenden Kalke geben die ausgezeichneten Bausteine, aus denen die alten, historischen Städte und Schlösser, die zahllosen Kirchen, die stattlichen Gutshöfe und Dorfhäuser dieser schönen Landschaft und auch die ihren natürlichen Mittelpunkt bildende Stadt Paris erbaut sind. Ihre auf dem Kalk auflagernden Lehmschichten liefern einen wunderbar ergiebigen Ackerbaugrund oder wertvolle Weideflächen; auf ihren Sanden breiten sich Wälder aus, mit die größten und schönsten, über die Frankreich heute noch verfügt. So zieht sich auf dem linken Ufer der Oise ein großes Waldgebiet dahin, in dem man zum Teil die Reste eines uralten Grenzwaldes aus der Merovingerzeit erkennt. Der in diesem Kriege so viel genannte Wald von St. Gobain gehört dazu. Weiterhin die schönen Wälder südlich von Noyon. Auch der berühmte Wald von Compiegne. Auf den Tonschichten, die den Boden der Île de France unterlagern, gleitet das vom Himmel fallende Wasser unterirdisch entlang,

um an den Talrändern in schönen Quellen zutage zu treten und die wunderhübschen, dichtumbuschten, bald dunkel gleitenden, bald rasch und funkelnd strömenden Flüßchen des Landes zu bilden. Die Bergränder ringsum, die dies Gebiet zu einer natürlichen Festung machen, die günstige Gliederung des Innern in zahlreiche, alle dem Zentrum Paris zustrebende Flußtäler und mäßig große, leicht zugängliche Hochflächen, der fruchtbare Boden, die reiche Bewässerung, das glückliche Klima haben diese Landschaft zur Wiege des französischen Staates gemacht und ihm darin die führende Rolle gesichert.

Hier hat, Ende Mai, der neue deutsche Angriffsstoß eingesetzt; in diese Île de France mitten hinein ist der gegenwärtige deutsche Vormarsch gegangen!

Den gebirgigen Nordostrand der Île de France, der sehr eindrucksvoll ausgeprägt von der Gegend von Laon über die Höhen bei Reims und Epernay nach Montereau an der Seine das Gebiet umzieht, besaßen wir zu einem Teile, eben bei Laon, bereits vor der gegenwärtigen Offensive. Laon selbst liegt, wie in den früheren Bänden dieses Werkes mehrfach geschildert, romantisch auf einem inselförmig vorspringenden Kalkfelsen dieses Steilrandes. Der Rücken des Damenweges bildet südlich davon eine Art zweiter Linie des Gebirgsrandes, von der ersten, nördlichsten, gesondert durch den Ailette-Grund. In diesem Grund standen wir, seit wir am 1. und 2. November 1917 unsere im Sommer dieses Jahres mit so vielen Mühen zurückeroberte Stellung auf dem Chemin-des-Dames nach dem Einbruch der Franzosen in die Laffaux-Ecke wieder geräumt hatten. Von dieser Ailette-Stellung aus sind wir seit dem Morgen des 27. Mai vorgestürmt.

Die beiden Pfeiler, zwischen denen wir das Gehege eindrückten und südwärts vordrangen, heißen Reims und Soissons. Beides Städte, die mit der Geschichte Frankreichs uralt verknüpft sind. In der vielberedeten Kathedrale des an der Grenze der Île de France und der Champagne belegenen Reims sind vom ersten Nachfolger Hugo Capets an bis zur Französischen Revolution mit Ausnahme Heinrichs IV. alle französischen Könige gekrönt worden. Noch tiefer rückwärts in die Entstehungsgeschichte des französischen Staatswesens leiten uns die Erinnerungen von Soissons, das bereits zu Cäsars Zeit ein bedeutender Ort,

die Stammeshauptstadt der gallischen Suessonen, war. Als Cäsars Gründung, das römische Gallien, nach halbtausendjährigem Bestande zusammenbrach, blieb als letzter Rest die Statthalterschaft des Syagrius, die Île de France, übrig. Ja, dieses Land stellte bekanntlich sogar das letzte Stück des weströmischen Kaiserreichs überhaupt, auch noch nach dem Falle von Rom selbst, vor. In der weltgeschichtlichen Schlacht bei Soissons, 486 n. Chr., in der Syagrius fiel, endigt die Geschichte des mächtigsten Staatsgebildes des Altertums und wurzelt die Geschichte eines neuen Reiches, das in stetiger Entwicklung ebenfalls zu einem der kulturgewaltigsten und waffenberühmtesten Europas emporwachsen sollte. Denn Chlodwig, der Sieger von Soissons, war zugleich der Gründer des fränkischen Merovingerreiches, das zwar außer Gallien auch große Teile Germaniens umfaßte; Soissons aber wurde schon 511 die Hauptstadt des merovingischen Teilreiches Neustrien, desjenigen Reichsteils also, aus dem später das Königreich Frankreich hervorging. Wie der strahlende Aufgang der Merovinger, so knüpft sich auch ihr trübseliger Untergang an Soissons; hier wurde 752 der letzte aus diesem Geschlecht, der langhaarige Schattenkönig Childerich III. von Neustrien, abgesetzt und der Karolinger Pipin zu seinem Nachfolger ausgerufen. Auch die Karolingermacht erhielt wiederum ihre letzten Erschütterungen durch die Niederlage Karls des Einfältigen bei Soissons 923 und die Eroberung dieser Stadt durch Hugo den Großen 948, den Vater Hugo Capets. Die Ausrufung des letztern zum König an Stelle des letzten Karolingers, 987, brachte das Geschlecht auf den Königsthron Frankreichs, das in seinen verschiedenen Zweigen alle französischen Könige bis zum letzten, Ludwig Philipp, einschließlich geben sollte, und machte nunmehr Paris, den Mittelpunkt der Île de France, zur Hauptstadt des französischen Königreichs, das zur Zeit Hugo Capets außer der Île de France höchstens noch das Orléannais umfaßte. Von hier aus ist es dann durch unablässige Eroberung und Angliederung durch die Jahrhunderte konzentrisch nach allen Seiten gewachsen; seit Ludwig XIV. auch über die Grenzen des französischen Volkstums hinaus — in Flandern, in Lothringen und Elsaß, im Mittelmeergebiet —, bis die Wiedererstarkung des Germanentums diesen Ausdehnungsprozeß, dessen nächstes Ziel das ganze linke Rheinufer war, an unserer eignen Grenze wenigstens

in seine natürlichen Schranken zurückwies. All dies Schulwissen wird einem seltsam lebendig, wenn man, wie ich in diesen Tagen, mit unsern siegreichen Truppen auf dem Boden der Île de France wandert und Soissons' Türme emporwachsen sieht.

Wir Kriegsberichterstatter des Großen Hauptquartiers, die wir auf die Nachricht vom Losbruch der Offensive an der Ailette sogleich herbeigeeilt waren, hatten gestern, am 29. Mai, nach einem Besuch bei dem leitenden A. O. K. in Marle, über den Chemin-des-Dames hinüber, im Aisne-Tal, unterhalb der umgrünten Wälle des vorgestern von der 14. Reservedivision genommenen Forts Condé, den bereits wieder auf dem Sprunge, im weitern Vorgehen, befindlichen Stab dieser rheinländischen und westfälischen Division angetroffen und hier erfahren, Soissons sei genommen. Die Nachricht, die uns noch in Vailly, 4 Kilometer weiter östlich, als zweifelhaftes Gerücht zu Ohren gekommen war, trat hier mit der größten Sicherheit auf. Wir verabschiedeten uns rasch und eilten mit unsern zwei Autos über Missy und Bucy-le-Long auf Soissons zu; d. h. das „eilten" ging eben so schnell, wie man auf einer mit endlosen Kolonnen erfüllten Heeresstraße vorwärtskommt. In Bucy, 5 Kilometer vor Soissons, saßen wir denn auch richtig festgekeilt in dem bisher nach Westen ziehenden, plötzlich aber gestauten Strom. In den hin und her fliegenden Gesprächen der Truppe wurde die anscheinend sichere Tatsache der Einnahme von Soissons wieder stark in Frage gestellt. Genaues wußte niemand. Jetzt aber rann auf der andern Seite der Straße der Strom uns entgegen, rückwärts, nach Osten! Was bedeutete das? Ein Hauptmann zu Pferde, der die Bewegung mit großem Geschick überwachte und immer wieder entwirrte, gab die Aufklärung. Die Kolonnen hätten den Befehl erhalten, am Westausgang von Bucy umzukehren. Die Stadt Soissons sei zwar anscheinend von den Unsern genommen, wenigstens teilweise, läge aber nun unter schwerem feindlichen Feuer; insbesondere die Brücken dort über die Aisne. Die Truppen sollten weiter flußaufwärts einen Übergang suchen und die Stadt südwärts umgehen.

Wir stiegen nun aus und wanderten durch das Gewühl der Wagen, Pferde, Geschütze und Lastautos vorwärts bis jenseit Bucy. Weiterhin war die von großen Bäumen beschattete Straße plötzlich ganz leer.

So beschlossen denn vier von uns: Hegeler, Kalkschmidt, Dr. Köster und ich selbst, soweit es uns möglich werden würde, zu Fuß gegen das von hier nur noch etwa 5 Kilometer entfernte Soissons vorzugehen, um zu erfahren, wie es dort stehe.

Es war zwar nach der Uhr bereits nach $^1/_2$10 abends, aber nach wirklicher Sonnenzeit war das hier ja erst etwa 8. Wir wanderten voran auf der einsamen Chaussee, die unter den waldigen Hängen des Plateaus von Brigny auf Crouy zuführt. Unterwegs trafen wir noch mehrfach einzelne aus Soissons zurückkehrende Soldaten. Gestern abend schon waren nach ihren Aussagen brandenburgische Truppen in den östlich der Aisne gelegenen Teil von Soissons eingedrungen und hatten auch noch am gestrigen Abend, rasch über die Brücken vorstoßend, einen Brückenkopf im westlichen, dem Hauptteil der Stadt, geschaffen. Heute war dann das Gros hinübergegangen. Wie es aber eigentlich stehe, das sagte jeder anders. Nur daß die Stadt mit zunehmender Heftigkeit beschossen werde. Die landschaftlich wunderschöne Gegend lag ganz verlassen und still, wie in köstlichstem Abendfrieden.

Jetzt sahen wir auch Soissons zwischen dem Busch- und Baumwerk der Aisne-Niederung auftauchen. Ich kannte die Stadt sogleich wieder, unmittelbar vor deren Toren seit Herbst 1914 die deutsche Front erstarrt war. Vor allem die schönen gotischen Zwillingstürme der Abtei St. Jean-des-Vignes, die im Fernblick auf Soissons von unsern Stellungen auf den nördlichen Höhen aus meist für die Kathedrale von Soissons gehalten wurde. Sodann der massive Einzelturm der wirklichen Kathedrale, die eine der berühmten Frankreichs ist, wenn auch viel einfacher als ihre Schwestern in Reims, Laon, Noyon oder St. Quentin. An der Weggabelung bei Crouy, 2 Kilometer vor Soissons, werden wir von Posten angehalten. „Geht nicht weiter auf der Chaussee. Sie wird beschossen." Das Plateau von Cuffies vor uns, die Höhe unmittelbar nördlich über Soissons, sei noch in den Händen der Franzosen, und sie bestrichen die Straße von hier ab mit Maschinengewehren.

Wir bogen deshalb ab und gingen auf dem Damm der Eisenbahn Laon—Soissons—Paris direkt südwärts weiter. Es dunkelte nun schon so weit, daß man das wohl wagen konnte, obwohl gerade er keine Baumdeckung mehr bot. Im gelben Abendlicht des Westhimmels hoben sich

scharf die Ränder des Plateaus von Cuffies und weiterhin von Pasly über der in Schatten versinkenden Niederung, in der sich Soissons ausbreitet. In der Tat, wenn die Franzosen dort oben noch saßen, konnte man von einem sichern Besitz der Stadt nicht sprechen, denn ihre leichtesten Geschütze, ja ihre Maschinengewehre, mußten Soissons mit Geschossen überregnen. In die jetzt dicht vor uns liegende Stadt krachten Granateneinschläge unablässig hinein; leichtere mit hellerm Knall und schwere mit dumpfer, grollender Wucht. Nicht in gleichmäßigem Rhythmus, sondern zu zeitweiligen heftigen Feuerüberfällen zusammengefaßt, denen dann wieder eine größere Pause folgte. Wo die Einschläge hingingen, ließ sich nicht sehen, doch schienen die Ränder der Vorstädte St. Médard und St. Wast noch frei davon zu sein. Wir verließen daher den Bahndamm und arbeiteten uns durch ein seltsames Gelände verwilderter Weideflächen, durch tiefe, anscheinend natürliche Wasserrisse, die aber wohl längst verwachsene Laufgräben waren, hindurch bis in die Vorstadt St. Médard und gingen dort weiter. Eine der seltsamsten, spukhaftesten Wanderungen, die ich je gemacht habe. Die beginnende Nacht hüllte die Gassen bereits in ein dämmerndes Grau, das alle Schatten aufhob und die Formen zu vagen Schemen verwischte. Alle Häuser waren verlassen, großenteils die Türen verschlossen, andere offen; aber alle, alle leer, nicht einem einzigen Einwohner sind wir begegnet, soweit wir auch vordrangen. Nirgends kam ein Lichtschimmer durch die verhängten Fenster. Diese Stadtteile jedenfalls waren völlig geräumt. Tiefes Schweigen herrschte um uns auf den Gassen, in den verdämmernden Höfen, in den ummauerten, schwarzschattigen Gärten, in die man hier und dort durch Gittertore hineinsah. Nichts Lebendiges ward sichtbar. Nur ein verlassener Hund heulte hinter einem verschlossenen Tor. Es war wie eine ausgestorbene, versunkene und vergessene Stadt der Fabel. Nur daß dort hinten am noch dämmerhellen Ende der Gassen, jenseit der Dächer, der Gärten, immer näher das wütende Krachen der Einschläge ertönte. Auch das war seltsam! Lediglich unsichtbarer, zorniger Klang, nichts Greifbares. Kein Woher, kein Wohin in diesem Wüten zu erkennen. Es war plötzlich da; es war hier, dort, drüben, anscheinend gleich hinter diesen Dachfirsten, hinter jenen Mauerzinnen; es konnte genau so gut auch mitten unter uns aufspritzen. Hat es schon immer etwas Eigentümliches, nächtlicherweile in einer unbekannten,

schlummernden Stadt umherzugehen, um wieviel mehr in einer solchen, ausgestorbenen und dennoch von wildesten, unheimlichsten Getösen erfüllten, in der der unsichtbare Tod wie ein Irrwisch umhersprang.

Wir bestiegen den Oberstock eines leerstehenden Hauses, um Umschau zu halten; indes auch das gab keine Klarheit. Allmählich waren wir, soweit wir in den nächtlichen Gassen uns orientieren konnten, bis nahe an die Aisne gelangt. Von den Bergen her prasselte seit einiger Zeit der aufregende, hellknatternde Ton eines überaus heftigen Maschinengewehrfeuers. Wir waren völlig allein, ohne Stadtplan, ohne Fühlung mit der kämpfenden Truppe, ohne Ahnung, wo sie sei oder ob überhaupt noch in der Stadt. Es wäre Wahnsinn gewesen, noch weiterzugehen. So kehrten wir denn gegen Mitternacht wieder um, ein wenig niedergeschlagen. Wir waren in Soissons gewesen und brachten doch eigentlich keine weitere sichere Tatsache mit, als daß der Feind hineinschoß; das heißt also, daß er aus einem beträchtlichen Teil der Stadt wenigstens verdrängt sein mußte. Ein einleuchtendes Beispiel — und darum erzähle ich so ausführlich davon —, wie schwierig es für den einzelnen, selbst oder gerade in unmittelbarer Nähe eines Kampfes, ist, sich darüber zu orientieren. Erst am folgenden Tage beim A. O. K. in Marle haben wir erfahren, daß in der Tat die Brandenburger schon am 28. abends nach Soissons eingedrungen waren. Aber noch während des ganzen 29. war heftig um die Stadt gekämpft worden. Erst spät am Abend wurde der Feind vom Westrand von Soissons vertrieben. Und je mehr er von der Stadt verloren sah, um so mehr schoß er nun hinein. Besiegelt wurde unser Sieg noch bei beginnender Nacht durch einen schneidigen Angriff auf den Höhen nördlich von Soissons, der die beherrschenden Plateaus dort in unsere Hand brachte. Diesem Kampf hat das wilde Maschinengewehrfeuer angehört, das wir vernommen hatten.

Wir gewannen in der Nacht selbst rückwärts zwischen Gräben und Drähten den Bahndamm wieder, fanden unser Auto an der verabredeten Stelle vor und fuhren nun eine der Waldschluchten am Nordrand des Aisne-Tals hinauf und von dort weiter nach Laon. Eine Nachtfahrt von ungeheurer Phantastik! Durch die Wipfel hinter uns flammte eine immer wachsende Röte und beleuchtete in blutigen Flecken unsern Weg. Südlich von Soissons mußte ein mächtiges feindliches Munitions-

lager in Flammen stehen. Ich habe so etwas Wildes an Brandglut nie zuvor beobachtet. Obwohl der Himmel wolkenfrei war, färbte die feurige Lohe doch mehr als die Hälfte des Firmaments. In Zwischenräumen von wenigen Minuten schienen immer neue Feuerquellen aufzubrechen, deren furchtbar aufglühender Widerschein die langsam verminderte Helle rasch wieder zu höchster Intensität steigerte und die rote Glut weithin über das dunkle Himmelsgewölbe jagte. Wenn wir den Wagen halten ließen, um umzuschauen, dann klang zwischen dem Grollen der fernen Abschüsse und dem Krachen der nahen Einschläge, die jetzt hinter uns im eben verlassenen Aisne-Tal lagen, das feine Singen aus den Lüften hernieder, das die feindlichen Flieger verriet, die unsichtbar irgendwo über den Nachthimmel zogen. Unter den Sternen sogar herrschte ein seltsames Leben; hier und dort bewegte sich einer von seinem Ort und wanderte rätselhaft zwischen den andern dahin; die Spur irgendeines geheimnisvollen und gefährlichen Lebens dort oben. Am nördlichen Horizont sprangen in Abständen weiße Lichtbälle, Signale irgendwelcher Art, auf, stiegen in perlenden Schnüren schräg in die Lüfte, um dort einzeln nacheinander zu erlöschen. Schattenhafte Gestalten bewegten sich neben uns auf dem Wege; lange Kolonnen, Wagen, Lastautos, die alle mit abgeblendeten Lichtern fuhren. Endlich ging, als wir oben über die freie Hochebene dahinrollten, riesengroß, matt und düsterrot in einer trüben Dunstschicht der Mond auf. Rasch gewann er, höher steigend, Kraft und übergoß nun das Plateau mit kaltem weißlichen Licht. Und mit dem Erstarken dieses Lichtes erlosch alle Bewegung auf den Straßen. Wie gefährdete Tiere sich totstellen, wenn der Raubvogel über ihnen kreist, so stockten alle die Kolonnen in der Mondhelle, um dem Blick des Fliegers zu entgehen. In dem schwachen Licht verwuchsen ihre regungslosen Formen schon in kurzer Entfernung mit dem Erdboden; die schweren mit Planen verhängten Wagen erschienen wie graue Felsblöcke, die in ihren Mänteln schlummernden Männer wie kleine Höcker des Geländes. Nur in den leisen Bewegungen der zusammengedrängten Pferde und in dem in ihren Augen sich spiegelnden Licht verriet sich den nahe daran Vorübergleitenden das klug gefesselte, des neuen Morgens harrende Leben.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

# Der Vorsturm bis zur Marne.

## Die Überwindung des Chemin-des-Dames.

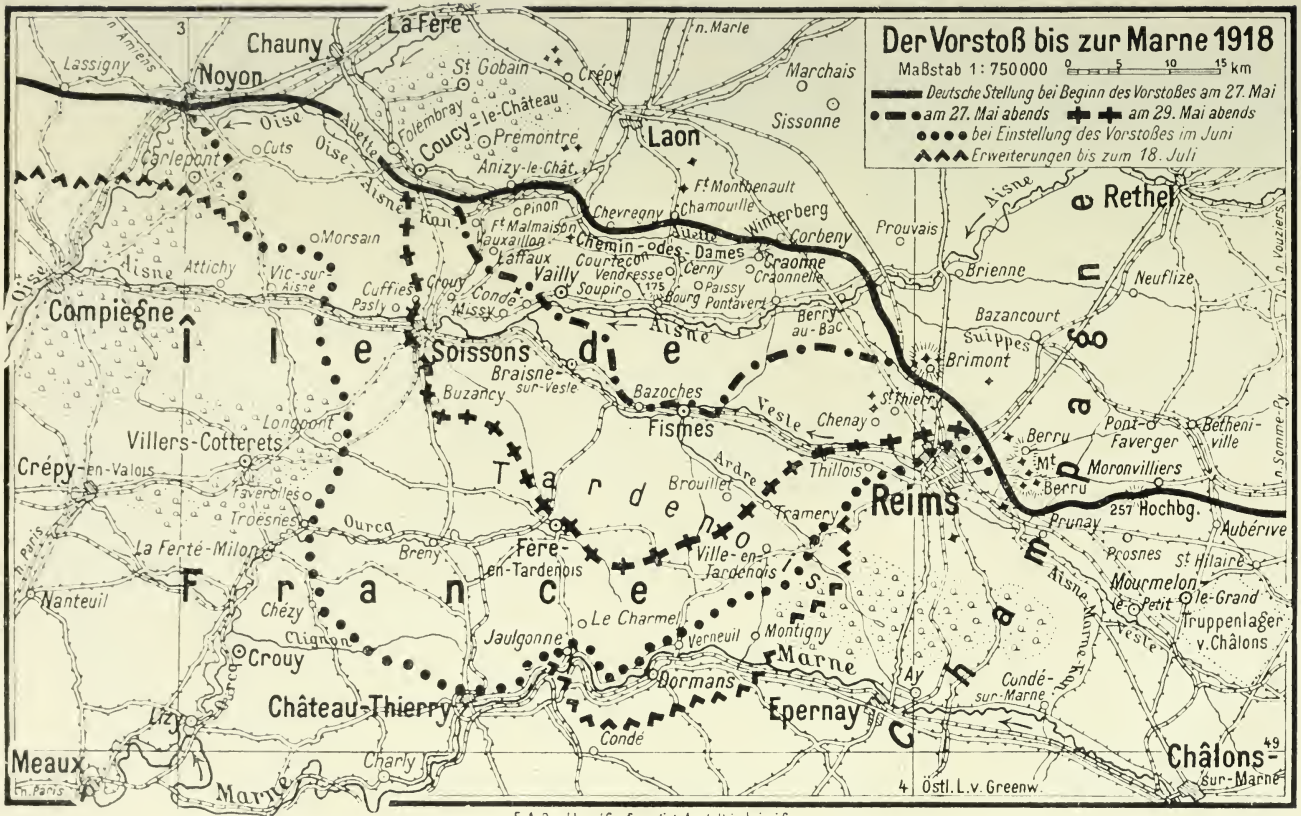
Im Felde, 31. Mai 1918.

Wir waren von Soissons am 30. noch einmal zum A. O. K. nach Marle zurückgekehrt, wo dann der vorhergehende Bericht niedergeschrieben wurde. Hier erfuhren wir, daß unser Vorsturm in der Île de France soeben bereits die Marne erreicht habe! Nun hielt es uns nicht länger. Am nächsten Morgen folgten wir dem Siegesgange unseres Heeres nach Süden.

Es ist nun schon wieder zehn Monate her seit den harten, aber glanzvollen Kämpfen, mit denen wir im Laufe des vergangenen Sommers unsere Stellungen auf dem Rücken des Chemin-des-Dames, von dem uns die Maioffensive 1917 der Franzosen heruntergedrängt hatte, eine nach der andern wiedernahmen. Leider um sie, wie die Höhe 304 und so manches andere in jenem schweren Jahr, schmerzlicherweise einige Zeit später doch freiwillig wieder räumen zu müssen. Den Anfang meiner Darstellungen dieser Kämpfe (Kap. 10) machte ein Bericht über meinen Besuch bei dem Regiment Hindenburg, das gerade im Ringen um den „Potsdamer Platz", die von unsern Truppen so genannte Plateauerweiterung in der Mitte des Damenweges, stand. An der Stelle des tapfern Kampfes von damals querte ich heute den Bergzug; die Schwelle, über die unser jüngster Angriff vom 27. Mai mit einem selbst in diesem Kriege beispiellosen Schwung und Erfolg vordrang. Bei dem Fort Monthenault, dem südlichsten Außenbollwerk der Festung Laon, überschreitet der von Norden kommende Heerweg, auf

dem ich auch diesmal kam, den ersten Höhenrücken des Steilrandes, der die Île de France umschränkt, und senkt sich von dort langsam hinab in den Ailette-Grund. Wieder, wie damals, stieg dort die seltsame, von der Gegend des Forts La Malmaison bis zum Winterberg 25 Kilometer lange fast geradlinige und gleichmäßig hohe Bergwand vor mir empor; kahl gelbbraun, oben für das Auge vollkommen horizontal, wie eine künstliche Mauer, von Giganten getürmt. Vor zehn Monaten war die Zinne dieser gewaltigen Wand aber nicht nur die Grenze für den Blick, sondern auch für unsere Macht gewesen; oben auf dem Rücken des Bergzuges saßen überall noch Franzosen; nur an einzelnen die Stellen von uns zurückgedrängt bis zu der alten, für die Töchter Ludwigs XV. geschaffenen Kunststraße auf der höchsten Erhebungslinie des Rückens. Drüben auf der Höhe der gelbbraunen Wand tanzten damals die dünnen Rauchschleier der einschlagenden leichten, wuchsen die schwarzen Riesenbäume der Explosionen der schweren Granaten empor. Auch auf den uns zugekehrten Hängen, in den Gründen des Ailette-Tals und an den Ausläufern der Höhen, von denen wir kamen, sprühten die Einschlagfontänen auf oder wehten die unheimlichen weißen Dämpfe des Gasschießens, und die massenhaft neben unserm Wege liegenden frischen Granattrichter zeugten davon, wie gefährdet die Straße war. Heute war all das vorüber. In tiefstem Frieden lag die in der schönsten Maisonne leuchtende Friedenslandschaft. Verjagt war der Feind von den Höhen dort drüben und in drei Tagen so weit nach Süden geworfen, daß kein Ton der Schlacht mehr hierher drang. Man fuhr ruhig im Auto die Straße hinunter.

Jetzt kam Chamouille, schon damals so schrecklich zusammengeschossen, daß die Ruinen heute kaum trümmerhafter erschienen. Hier traf ich vor einem Jahre Major Beerbohm, den ausgezeichneten Führer des Regiments Hindenburg. In einer Engschlucht hinter dem Ort lag sein Gefechtsstand versteckt. Über den Ailette-Grund bei Tage hinwegzukommen zu unsern damaligen Stellungen am Nordhang des Chemin-des-Dames, war zu jener Zeit fast unmöglich. Von drüben, von der Wand bei Cerny, sah ich damals die kleinen spitzigen Signalblitze einer Blinkfeuermeldung aus einem unserer Höhlenunterstände herüberzucken; es hatte etwas Geheimnisvolles, wie eine Botschaft aus einer unnahbaren Welt. Erschüttert dachte ich beim Vorüberfahren jener Stunde




F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt in Leipzig

Reichsarchiv.

Der deutsche Angriff 1918. Infanterie überschreitet den Ailette-Kanal.

(S. 244.)

und des tapferen Mannes, den seit diesem Frühjahr nun auch der Rasen deckt.

Dicht hinter Chamouille erreichte ich heute die Tiefe des Ailette-Tals. Eine breite, sumpfige Fläche, bedeckt mit moorigen Tümpeln und unregelmäßigen Inseln von Sumpfgras und Elsengebüsch, zwischen denen sich träge das Ailette-Flüßchen hindurchwindet. Dieser ganze Grund war zerwühlt, das trübe Wasser, das schwarze Erdreich, die Pflanzenpolster durcheinandergeknetet von Granaten, Minen und stampfenden Füßen. Noch vermeinte man, die schweren Schwaden der Giftgase zu spüren, die so oft hier gelegen und das Tal ungangbar gemacht hatten. Die Straße selbst aber war schon wiederhergestellt, für Lastwagen und schwerste Artillerie fahrbar. In der Schlucht unterhalb der Steilränder des „Potsdamer Platzes" wand sie sich langsam zur Höhe des Damenweges empor. Hier lag die Kalkbruchhöhle, von der aus damals das Blinkfeuer, ungesehen vom Feinde, seine Zeichen herübergefunkt hatte. Darüber das Dorf Cerny — oder was davon übrig war. Von der Ortschaft, die einst in einer entzückenden Lage am Bergrand über dem Ailette-Tal geschwebt hatte, war eigentlich nichts mehr zu sehen als gelbes Steingeröll und die Eingänge der Höhlen, die vor einem Jahre unsere Schlupflöcher gewesen waren. Auf der ehemaligen Dorfstraße jenseit der Schlucht rieselte es wie ein mattbläulicher Strom dahin. Näherkommend, erkannten wir einen großen Zug frisch gefangener Franzosen, die zu einer unserer Gefangenenzählstellen geführt wurden.

Je höher sich die Straße an den steilen Hängen des Chemin-des-Dames aufwärtsschlängelte, um so weiter entrollte sich der Blick über seine Flanken hin und über die lange Furche des Ailette-Tals, des natürlichen Wallgrabens, der im Norden vor der großen Gebirgsmauer sich dahinzieht. Und ein aus den vorjährigen Kämpfen berühmter Punkt des Geländes nach dem andern trat in Sicht. Hier jenseit der Cerny-Schlucht der Bovelle-Rücken. Weiterhin die Höhen von Ailles. Noch weiter gegen Osten zeigte sich die leichte Einsattelung des Rückens, die die Lage der blutgetränkten Hurtebise-Ferme bezeichnet. In der Ferne endlich verdämmerte das Ostende des Höhenzuges, der schreckliche Winterberg oberhalb von Craonne.

Für das, was heut zu berichten ist, wäre es gut, der Leser hätte

die Erinnerung an alle diese glänzenden und furchtbaren Kämpfe recht vor Augen. Alle diese aufs minutiöseste ausgedachten und mit höchster Vorsicht ausgeführten Vorbereitungen, alle diese Stunden fieberhafter Spannung vor jedem der Angriffe, alle diese Kühnheit, Schnelligkeit und Todesverachtung, die notwendig waren, um die Siege des vorigen Sommers zu erringen. Jener Siege, die in der Welt damals — und mit vollem Recht — so großen Eindruck machten und die doch immer nur kleine Einzelteile des Chemin-des-Dames in unsere Hände brachten, wenige hundert Meter nur unsere Linien vorschoben und schließlich in ihrer Gesamtheit nicht mehr bedeuteten, als daß sie uns damals den gesamten Nordhang des Bergzuges zurückgewannen, während den Franzosen der Südhang verblieb. Denn dann erst, wenn er sich das vergegenwärtigt, und wenn er die natürlichen Schwierigkeiten des Angriffsgeländes sich vollkommen vor Augen stellt, kann er eine richtige Schätzung des Erstaunlichen, fast Unbegreiflichen gewinnen, das sich in unserm Sturm vom 27. Mai vollzogen hat.

Die Gesamtheit dieser Kämpfe hat zunächst einmal gleichsam in wenigen Stunden wiederholt werden müssen, denn wir haben den Angriff am 27. Mai nicht von der Stellung auf der Höhe des Chemin-des-Dames aus begonnen, die im Sommer vorigen Jahres von uns wiedergewonnen war, sondern vom Nordhang des Ailette-Tals aus, wo unsere Linien verliefen, seit wir den Ailette-Grund selbst zwischen uns und den Gegner gelegt hatten. Schön war diese Stellung auch nicht, denn der Gegner konnte vom Rücken des Damenweges weithin das Gelände überschauen. Ein großer Gesamtangriff aus dieser Situation heraus erschien eigentlich kaum möglich, weil kaum zu hoffen war, daß der Feind die notwendigen umfassenden Vorbereitungen dazu nicht erkennen würde. Außerdem hatte er gerade hier seine natürlichen Verteidigungslinien aufs stärkste durch künstliche befestigt. Oben auf der Höhe des Damenweges liefen die von uns selbst 1916 bis 1917 geschaffenen Anlagen der ehemaligen Siegfriedstellung dahin, die er nach ihrer Einnahme wiederhergestellt hatte. Die südlichen Hänge des Chemin-des-Dames waren gespickt mit Batterien. Dahinter kam das tiefe Aisne-Tal mit der Doppellinie des Kanals und der Aisne selbst. Weitere Verteidigungsgürtel, mehrfach hintereinander, folgten auf den Höhenstreifen südlich der Aisne. Großartige Truppenlager

erfüllten die Gelände zwischen Aisne und Marne, gewaltige Niederlagen von Kriegsmaterial aller Art waren überall errichtet und durch ein verschwenderisch ausgestattetes System von Brücken, Straßen, Eisenbahnen so verbunden, daß das Notwendige überall aufs raschesteste hingeworfen werden konnte. Mächtige Eisenbahngeschütze, für die ausgedehnte besondere Bahnanlagen mit ausgebreiteten „Klauen"-Geleisen angelegt waren, standen an vielen Orten. Und doch haben wir es gerade hier gewagt! Alles das haben wir einfach über den Haufen gerannt.

Aus Gefangenenaussagen wissen wir, daß der Gegner noch bis zum 26. Mai, dem Tag vor dem Sturm, in der Tat doch nichts von unsern vielwöchigen Vorbereitungen gemerkt hatte. Dann erhielt er Kunde, daß in der nächsten Nacht ein Angriff bevorstände. Bei dem Mangel aller auffallenderen äußern Anzeichen glaubte er aber doch nur an ein größeres Teilunternehmen, höchstens in Regimentsstärke. Wie es möglich gewesen, daß dem in der Beobachtung gerade überaus sorgfältigen und gewandten Franzosen diese Vorbereitungen so völlig entgangen sind, trotz der ausgezeichneten Sicht, die er vom Chemin-des-Dames aus besaß, trotz der klaren Fliegertage, trotz der taghellen Mondnächte, die vorhergingen, das vermag ich mir kaum zu erklären. Genug aber, am Vorabend des 27. Mai standen in den Schluchten und Wäldern und sonstigen Deckungen gegenüber dem gesamten Chemin-des-Dames — und auf beiden Flügeln noch über ihn hinaus von Pinon bis Berry-au-Bac — Tausende von Geschützen nebst der ungeheuern Menge ihrer erforderlichen Munition schußfertig und lagen unsere Sturmtruppen sprungbereit. Auf gegnerischer Seite standen gegenüber unserm rechten Flügel Franzosen: im Raum von Pinon die 61., im Raum von Filain die 21., im Raum von Cerny, also im Zentrum der Stellung, die 22. französische Division. Gegenüber unserm linken Flügel Engländer: im Raum von Corbeny die 50., im Raum von Berry die 8. englische Division. Großenteils waren es Truppen, die von den Kampffronten im Westen hierher, wo ein Angriff undenkbar erschien, zum Ausruhen gesandt waren. Die Franzosen rufen jetzt: „Es war kein Kunststück, hier zu siegen, denn ihr wart in der Übermacht!" Sie vergessen dabei, daß wir Deutsche Jahre hindurch hier im Westen einer furchtbaren Übermacht an Menschen und Kriegsmaterial gegenübergestanden haben, ohne daß diese uns jemals eine

derartige Niederlage bereiten konnte. Im übrigen sei nochmals daran erinnert, welche natürliche und künstliche Verteidigungsstärke gerade diese Front besaß.

Um 11 Uhr 30 Minuten in der Nacht vom 26. zum 27. Mai hatte der Gegner aus dem Aisne-Tal die letzte seiner schweren Granaten herübergesandt, mit denen er über den Chemin-des-Dames hinweg die Stadt Laon beschoß. Um Mitternacht war tiefe Ruhe auf der ganzen Front, die Luft so still und schwül, daß die Führer bei uns, deren Augen dem wandernden Minutenzeiger folgten, schon Regen befürchteten. Der Mond erhob sich, und mit ihm ein leichter Nebel in den Gründen. Die überall gleichgestellten Uhren wiesen 1 Uhr 30 Minuten — da brach mit einem Schlage auf der ganzen deutschen Front ein Kanonendonner los, als wenn die Erde bärste. Ein Trommelfeuer von — ich wiederhole Aussagen englischer Gefangener — beispielloser Fürchterlichkeit aus unsern sämtlichen Geschützen und Minenwerfern regnete auf die gegnerischen Stellungen am und auf dem Chemin-des-Dames hernieder. Zwei Stunden und 40 Minuten lang. Dann verlegte es sich plötzlich vor, und um 4 Uhr 30 Minuten, in beginnender Dämmerung, trat unsere Infanterie auf der ganzen Linie zum Sturm an. Die gegnerische Artillerie schoß auf großen Teilen der Front kaum noch, so war ihre Mannschaft durch das ungeheure und zielsichere Feuer der unsrigen verstört. Der Übergang über die Ailette vollzog sich fast überall äußerst rasch und leicht mit Hilfe zahlreicher im Handumdrehen geschaffenen Laufstege, für die das Material im einzelnen schon die Nächte vorher ungesehen in die Ufergebüsche geschafft und dort verborgen worden war. Als die Dämmerung ein wenig heller wurde, konnte man allenthalben die kleinen Figürchen unserer Sturmtrupps die steilen Gehänge zum Chemin-des-Dames emporklimmen sehen.

Größere Schwierigkeiten waren nur am Westende des Bergzuges zu überwinden. Die dort stehenden französischen Truppen entfalteten einen hartnäckigen Widerstand, der dadurch erleichtert wurde, daß dort die trennende Schranke des Ailette-Laufes verdoppelt wird durch den Aisne-Oise-Kanal, der bekanntlich von Bourg an der Aisne aus in einem 2,5 Kilometer langen Tunnel unter dem Chemin-des-Dames hindurchgeführt wird und weiterhin das Ailette-Tal benutzt. Durch rheinische

Regimenter wurde dieser Widerstand gebrochen. Ebenso ein weiterer, den auf der Höhe des Damenweges die Besatzung des einsam dort gelegenen, von tiefen Gräben umgebenen Forts Malmaison leistete. In langen Zungen wurde das Fort umgangen und die ganze Besatzung zur Übergabe gezwungen.

Glatter ging es am Ostende. Bereits eine Stunde nach dem Beginn des Sturms verkündeten Lichtsignale vom Winterberg, daß diese früher viele Monate hindurch blutig umkämpfte Stätte in unsern Händen sei. Hier kämpfte wieder einmal die glänzende, uns schon so bekannte (vgl. Kap. 19) badische Sturmdivision Nr. 28 unter ihrem General Frhrn. Prins von Buchau. Die Wirkung unserer Artillerie in den Stellungen dort ist fürchterlich gewesen. Leute der schreckengewöhnten 28. Division selbst haben mir mit Schaudern erzählt, wie grauenvoll zerrissen die englischen Leichen dort in den zerwühlten Gräben herumgelegen hätten. Die 50. englische Division ist bei diesem Sturm so gut wie vollständig vernichtet worden.

Auch in der Mitte vollzog sich der Vormarsch rasch. Um 10 Uhr vormittags war der gesamte Rücken des Chemin-des-Dames, die Hauptstellung des Feindes, in unserm Besitz. Auf der Höhe gab es eine kurze Atempause. Dann stürmten die Truppen weiter vorwärts, nach Süden. Und zwar gingen sie von der Höhenlinie des alten Damenweges zunächst in parallelen Streifen auf den verschiedenen offenen Plateaulappen vor, die sich von dort langsam gegen das Aisne-Tal senken. Sie faßten so die dichtbewaldeten Steilschluchten, die dazwischen rascher hinabsteigen und die Hauptsammelstätten für die gegnerischen Batteriestellungen, Munitionslager und Truppenunterstände waren, von den Flanken aus und säuberten sie. Hier ist hauptsächlich die außerordentliche Beute an noch unversehrten Batterien gemacht worden, von der unsere Zeitungen telegraphisch berichteten. Um 11 Uhr 20 Minuten war auf der Südabdachung des Chemin-des-Dames eine Linie erreicht, die aus der Gegend von Vauxaillon bis zum Plateau oberhalb von Soupir an der Aisne hinabstieg und von dort über Moussy und Paissy nach Craonelle wieder hinaufging. Der Vormarsch war also ungefähr in der Mitte am tiefsten und stand hier bereits dicht an der Aisne. Um Mittag schon war er an verschiedenen Stellen an diesem Flusse selbst

angelangt, der den Südrand der Gebirgsbildung des Chemin-des-Dames darstellt. Am Abend war der Angriff an vielen Stellen sogar weit darüber hinausgetragen; von der badischen Division in der Mitte bis an den Nordrand von Fismes im Vesle-Tal! Und nicht nur unsere Infanterie war über den Chemin-des-Dames hinübergekommen, sondern die gesamte leichte und schwere Artillerie, das Pioniermaterial für Straßen- und Brückenbau, die Stäbe usw.!

Die wiederhergestellte Landstraße von Chamouille nach Bourg durchschnitt heute glatt das wilde Grabengewirr der französischen Hauptstellung auf der Höhe des Chemin-des-Dames, aus dem unser Trommelfeuer ein fürchterliches Chaos gemacht hatte. Vergebens spähten wir dort oben nach der Stelle aus, wo die alte Prinzessinnenstraße unsern Weg kreuzen mußte. Sie schien hier von den Granaten gänzlich ausgelöscht zu sein. Noch vor drei Tagen war diese Gegend hier eine Stätte gewesen, für den einzelnen unter uns so unnahbar wie die Oberfläche des Mondes. Heute lag sie offen, in friedevoller Stille und heiterstem Sonnenglanz, und frei schweifte der Blick über sie hinaus nach Süden, weit in die lächelnden Fluren der Île de France. Ganz fern und klein standen am hellen Himmelsrand die Fesselballone, die die Lage unserer gegenwärtigen Front anzeigten.

## Über Aisne und Vesle.

Im Felde, 1. Juni 1918.

Im vorhergehenden Abschnitt versuchte ich die Erstaunlichkeit der Leistung vor Augen zu führen, die in unserer Überrennung des Chemin-des-Dames liegt. Man hat diese Tat mit Recht „Das Wunder des Chemin-des-Dames" genannt. Um 4 Uhr 30 Minuten morgens war die Infanterie nördlich der Ailette zum Sturm angetreten; um 12 Uhr mittags war schon die Aisne erreicht. Das ist um so bewunderungswürdiger, als von der kurzen Feuervorbereitung unserer Artillerie und Minenwerfer, so stark zusammengefaßt sie auch war, doch allerhöchstens die gegnerischen Verteidigungsstellungen an den Nordhängen des Chemin-des-Dames und oben auf seiner Höhe zerstört worden sein konnten, nicht aber auch die mannigfachen Anlagen auf den weitgedehnten Hinterhängen des Bergmassivs, das hier, in seinen langen Plateauzungen mit den

vielen tief gegliederten und dicht bewaldeten Schluchten dazwischen, eine auch ausgezeichnet benutzte Gelegenheit zu Stellungsanlagen, insbesondere Deckungen für Batterien und Maschinengewehre, abgab. Und es ist auch sicher, daß Franzosen sowohl wie Engländer in diesen rückwärtigen Stellungen einen heftigen Widerstand versucht haben. So hat beispielsweise die fast inselförmig oberhalb von Bourg emporsteigende Fläche der Höhe 175, die mit Maschinengewehren gespickt war, einen solchen entfaltet. Sie mußte erst von den Unsern umgangen und vom Rücken her erobert werden. Alles das war aber in wenigen Stunden erledigt; die Verteidigung vollständig zusammengebrochen unter den blitzartigen Schlägen unserer Sturmtruppen. Welche Einzeltaten höchsten Heldentums diese Leistung zusammensetzen, das wird, wie so vieles in diesem alle bisherigen Begriffe und Erfassungsmöglichkeiten übersteigenden Kriege, kaum jemals allgemein bekannt werden. Ich werde nie die Stunden vor vier Tagen, am 27. Mai, vergessen, in denen wir zuerst im Großen Hauptquartier zu Avesnes auf den Karten das märchenhafte, kaum glaubliche Vorrücken unserer Linien verfolgten. „Unsere Truppen sind heute früh auf der Front von Pinon bis Berry-au-Bac zum Angriff angetreten. Der Angriff ist schwer, denn vor uns liegt der Chemin-des-Dames. Wir gehen los auf die Linie Soissons—Reims." Das war das erste, was wir dort erfuhren. Und dann war bereits am Mittag dieses Tages diese Ziellinie erreicht. Und es ging weiter! Es sollte immer noch großartiger werden.

Das Aisne-Tal mit seiner doppelten Hindernislinie des Aisne-Flusses und des parallelen Kanals mit den dahinter aufsteigenden, es vollkommen beherrschenden Höhen zwischen Aisne und Vesle und den seit Jahren ausgebauten militärischen Anlagen war in seiner Art wiederum eine gegebene Verteidigungsbasis erster Ordnung. Vom Herbst 1914 bis zum Frühjahr 1917 ist es auf die Strecke von Soissons bis Soupir hin ein Stück der Vorderfront der Franzosen überhaupt gewesen und weiter im Osten ihre erste Rückfallslinie. Und mehr als das. Unfraglich hatten die Franzosen seit ihrer Offensive an der Aisne im Vorjahr hier viel weitergehende Pläne. Sie bereiteten sich darauf vor, die damals gewonnenen Vorteile zu gelegener Zeit zu einem entscheidenden Vorgehen zu benutzen. Diese Gegend sollte hier dereinst einmal das Sprungbrett werden, um weiter vorzustoßen in der Richtung auf Laon, um diese Stadt

und den äußersten Höhenrand der Île de France zurückzugewinnen und dann von dort aus siegreich einen durchschlagenden Angriff vorzutragen. Daher hatten sie hier hinter dem Chemin-des-Dames in unermüdlicher Arbeit gewaltige militärische Anlagen geschaffen und Kriegsmaterial aufgehäuft sowohl im Tal der Aisne selbst wie in den Gegenden weiter südlich davon, und diese durch ein System militärischer Transport- und Verkehrswege untereinander verbunden. Ich habe fast das ganze Aisne-Tal von Soissons bis Pontavert besucht und überall mit Staunen diese vortrefflichen Straßen, Brücken, Kolonnenstege, Überführungen, Eisenbahnanlagen, Klauengeleise, Barackenlager, Wegweiser und militärische Orientierungen aller Art gesehen. Alles das erschien fast gänzlich unversehrt, so als ob der Gegner es extra für uns fertiggestellt und dann sauber abgeliefert hätte. Die Havasagentur hat behauptet, die Räumung des Chemin-des-Dames sei von der Armeeoberleitung aus strategischer Überlegung befohlen und vollkommen in guter Ordnung vollzogen worden. Das ist durchaus unrichtig. Es war eine wilde Flucht, so daß tatsächlich unsere Truppen gleichzeitig mit den Franzosen an der Aisne ankamen. Die meisten Aisne-Brücken konnten nicht mehr gesprengt werden. Sprengpatronen waren allenthalben angebracht, aber es war keine Möglichkeit mehr, sie zur Entladung zu bringen, weil unsere Vorhuten geradezu mit den Franzosen zugleich hinüberdrangen. Wir hatten für den Übergang über die Aisne selbst Vorsorge getroffen: unsere Pioniere waren, trotz der außerordentlichen Schwierigkeiten des Geländes, über den Chemin-des-Dames herüber unserer Infanterie mit allem erforderlichen Material gefolgt, um unverzüglich Brücken schlagen zu können. Aber es war nicht notwendig; die Infanterie ging über die unversehrten französischen Brücken hinüber. Um 3 Uhr nachmittags war die Aisne von Chavonne aufwärts an zahlreichen Stellen überschritten und der Angriff auf die Höhen zwischen der Aisne und Vesle in vollem Gange.

Diese Höhen selbst bildeten eine natürliche Verteidigungsschranke von kaum minderm Werte als der Chemin-des-Dames. An ihrem Nordrande zogen sich noch allenthalben die starken Werke der alten französischen Hauptstellung an der Aisne dahin. Weitere Anlagen waren dazugekommen. Die Vesle-Linie mit ihren gewaltigen, die des Aisne-Tals noch weit übertreffenden Kriegsmittelniederlagen gab einen noch stärkern Rückhalt als

diese für den Chemin-des-Dames. Der Umstand der ersten Überraschung fiel hier weg. Die Franzosen versuchten in der Tat auch, nach Überwindung der ersten Bestürzung Hilfstruppen heranzuwerfen. Von den großen Bahnausladeplätzen bei Fismes, Fère-en-Tardenois, Soissons, Reims wurden in großen Kraftwagenkolonnen rasch zusammengeraffte Reserven der buntesten Art hergeführt und in den Kampf geworfen. Stellenweise entwickelte sich auf den Höhen der Vesle ein überaus zäher Widerstand. Allein er blieb vollkommen vergeblich. Bogenförmig, gegen Süden konvex, drang die große Durchbruchswoge, stündlich auf der Karte verfolgbar, weiter vor. Abends um $11\frac{1}{2}$ Uhr des ersten Angriffstags war die Linie schon so weit vorgeschritten, daß sie die Aisne bei Bailly überschritt, diese Stadt einschließlich der dort aufgestellten Riesengeschütze schon erobert hatte, von dort die gesamten Höhenstreifen zwischen Aisne und Vesle in südöstlicher Richtung überquerte, den Nordrand des Vesle-Tals bei Bazoches erreichte, an ihm auf etwa 9 Kilometer entlang lief und dann in nordöstlicher Richtung wieder zur Aisne zurückgelangte.

Allen unsern Truppenteilen voran stürmte wiederum die badische Infanteriedivision 28. Sie hatte sich vorgenommen, in einem einzigen Tageslauf noch bis nach Fismes zu gelangen, diesem Haupteisenbahnort des Vesle-Tals, dem Zentrum aller der gewaltigen militärischen Anlagen der Vesle-Linie und dem Sitz eines französischen Korpskommandos. Etwa 18 Kilometer in der Luftlinie lag dieses Ziel von dem Ausgangspunkt des Sturms dieser Division am Morgen entfernt — unter Hinzurechnung aller Umwege und der zu überwindenden Höhenunterschiede darf man sagen, daß die Entfernung 20 Kilometer überstieg! —, und dennoch erreichte die Division ihr Ziel. Um Mitternacht stand sie am Nordrande der Stadt und begann auch sofort in der Nacht noch, sie zu nehmen. Mit größter Anstrengung versuchte der Feind, mit einem Haufen von allerlei Truppen, englischen und französischen, alten und jungen, frischen und geschlagenen durcheinander, diesen überaus wichtigen Punkt und damit auch den Übergang über die Vesle zu verteidigen. Es war nicht möglich; am Morgen des 29. Mai war die Stadt Fismes in unserm Besitz mit all ihren Vorräten.

Unter den Gefangenen befand sich ein französischer Major, der, erschüttert von der überwältigenden Wucht dieser Schläge, aussagte: „Wir

haben seit gestern einen Vorstoß im Süden von Laon erwartet, aber doch nur von örtlichem Umfang. Das Armeeoberkommando (es lag in Fère-en-Tardenois) warnte, und wir versuchten rasch, einige Verstärkungen heranzuziehen; allein doch nur in geringem Umfang. Als dann der Angriff des heutigen Morgens unerwartete Ausdehnung und Heftigkeit annahm, entschlossen wir uns, um Verluste zu vermeiden, den Chemin-des-Dames preiszugeben*. Weiter kann die Absicht der Deutschen nicht gehen. Wenn sie sich den Anschein geben, als wollten sie mehr, so kann das ja nur ein Bluff sein. Wir alarmierten also noch drei neue Divisionen, um die Aisne-Stellung zu verteidigen. Zu unserm größten Erstaunen ging der deutsche Angriff aber über die Aisne hinaus. Immer noch hielten wir indessen diese ersten Übergänge für eine Irreführung; es konnte dem Deutschen ja nur darauf ankommen, unsere Heeresleitung zu täuschen, um sie zu veranlassen, Truppen von der Hauptfront vor Amiens oder in Flandern abzuziehen. Seien wir nicht so dumm und lassen wir uns nicht in diese Falle locken. Werfen wir aber immerhin noch zwei Reservedivisionen heran, die weiter hinten hier in Ruhe liegen; das wird genügen, die Vesle-Höhen zu halten. Der Deutsche wird schon von selber aufhören, wenn er sich ausgelaufen hat; Truppen zu einem ernsthaften noch weitern Vorgehen kann er ja gar nicht an dieser Stelle haben."

So geschah dieses tropfenweise, ungenügende Hineinschicken von zusammengerafften Hilfskräften, das nicht imstande war, die Lage zu retten. Die frischen Kolonnen gerieten unter die ihnen entgegenflutenden geschlagenen und wurden von ihnen selbst großenteils gleich mit rückwärts gerissen. Eine ungeheure Unordnung trat ein. Die Nachrichtenmittel der gegnerischen Verbände untereinander versagten. Daher ereignete sich das fast humoristische Vorkommnis, daß ein General der 50. englischen Division am östlichen Flügel, da er anders Kunde nicht erhalten konnte, in der Meinung, der Feind sei noch weit, sich persönlich aufmachte und zu seinem französischen Nachbar fuhr, um sich zu erkundigen, wie es bei ihm stünde. Er kam nach Fismes, als es schon genommen war, und wurde von den deutschen Truppen höflich eingeladen, doch gleich dazubleiben.

---

* Siehe dazu Seite 248.

Schon die Durchführung dieses Sturmes innerhalb von weniger als 24 Stunden von der Ailette bis zur Vesle ist etwas, was weder an der Westfront noch auf irgendeinem andern Kriegsschauplatz bisher vorgekommen ist; selbst nicht bei der orkanartigen Isonzo-Offensive Oktober 1917. Aber der Vormarsch blieb dabei nicht stehen. Obwohl es begreiflich gewesen wäre; denn die Bedingungen unseres Nachschubs waren sehr schwierig. Keine nord-südliche Bahnlinie stand uns hier zur Verfügung. Die einzige, durchgehende, die es zwischen Reims und Compiegne gab, die Linie von Laon nach Soissons, war noch unbrauchbar, da Soissons sich am 28. Mai noch in Feindeshand befand. Alles mußte auf den Bergstraßen über die Aisne- und Vesle-Höhen auf Wagen herangeführt werden. Von den Flanken her bedrohte der nun doch aufgeschreckte Feind in wachsendem Maße unsern Vormarsch, indem er von den Nachbarfronten dorthin sandte, was irgend erreichbar war. Insbesondere nach Soissons wurden seine Reserven geworfen, dort ausgeladen und von hier aus fächerförmig verteilt, um in den Winkel, den unsere Front dort bildete, einzugreifen. Daher die schweren Kämpfe dort in der Gegend von Vauxaillon, Condé, die das Vordringen gegenüber der Mitte verlangsamten. Ebenso auf der Ostseite, wo der Gegner aus der Gegend von Reims und südwestlich davon große Gegenangriffe versuchte. Hier bildeten besonders die starken Außenwerke der Festung Reims, die Forts St. Thierry und von Chenay, Stützpunkte, von denen aus der Übergang über das Vesle-Tal dort beherrscht wurde, und unter deren Schutz starke Stöße auf die deutsche Flanke in der Gegend von Thillois erfolgten.

Trotz alledem ging unser Vordringen unaufhaltsam weiter, und während die deutschen Armeekorps vom 28. an in breitem Strom auch die Vesle überschritten, wie tags zuvor die Aisne, begann unsere Oberleitung unverzüglich nach rechts und links die Erweiterung des Angriffsbereichs, um das Vorgehen der Mitte zu sichern. Schon am 28. selbst erfolgte an der Westseite die Eroberung des Forts Condé und das Ausflachen des gefährlichen Winkels bis an Soissons heran. Am 29. dann die Eroberung des in zähem Straßenkampf verteidigten Soissons; der Leser selbst hat mich noch am Abend dieses Tages bis in diese Stadt begleitet. In den folgenden Tagen die immer weitere Zurückdrängung des Gegners von diesem militärischen Hauptstützpunkt. Gleiches geschah im Osten.

Am heutigen letzten Maitage wurden, wie wir am Abend hörten, die Angriffe des Gegners in der Ardre-Gegend zurückgeschmettert, die Forts St. Thierry und Chenay von uns genommen, Thillois, um das hart gekämpft worden, ist in unserm Besitz, und die Linie hier ähnlich weit gegen Osten vorgeschoben wie dort im Westen. Die Mitte aber stand heute bereits in breiter Front an den Ufern der Marne!

Wie ist das Außerordentliche dieses Ergebnisses an nur fünf Tagen zu erklären? Die Überraschung des ersten Angriffs am 27. ist natürlich einer der Gründe dafür. Wir dürfen das nicht nur ruhig zugeben, sondern diese Tatsache bildet einen Ruhm mehr für uns. Denn den Gegner überraschend und selbst gut vorbereitet an einer möglichst unvorbereiteten Stelle zu treffen, darauf kommt es in jedem Krieg immer und immer wieder an. Das ist eben Feldherrnkunst. Ein zweiter Grund liegt in der glänzenden Führung und in der unerhörten Raschheit, Unerschrockenheit und Unermüdlichkeit der Truppe während dieser Angriffstage selbst, die sich in jeder Hinsicht auf der Höhe dieses ganzen Krieges zeigten. Es kam aber noch etwas Drittes hinzu, dessen wir uns bewußt werden müssen, um zu allen den verschiedenen Kampfhandlungen unseres diesjährigen Feldzugs das richtige Verhältnis zu gewinnen. Der am 27. Mai begonnene Angriff steht nicht allein da; er ist ein Glied innerhalb einer großen Gesamthandlung unserer Heeresleitung, und in seinem bisherigen Erfolge kommen die Erfolge mit zur Auswirkung, die wir in den frühern Offensivstößen errungen haben. Er wird durch jene mitbedingt. Wir haben vor St. Quentin und Cambrai und in Flandern das englische Heer in Frankreich so geschlagen und in seinem Gefüge so schwer erschüttert, daß es vor einer völligen Katastrophe nur gerettet werden konnte durch französische Hilfe. Foch hat die Hauptmasse seiner gegen unsere in diesem Jahr ja erwartete Offensive gesammelten Reserven dorthin werfen und zwischen die englischen Verbände einschieben müssen. Für längere Zeit war das englische Heer zu größern selbständigen Operationen unfähig geworden. Auf den Schultern der Franzosen liegt die Hauptlast der Verteidigung auch in den Gebieten der von ihm bisher gehaltenen Front. So konnte Foch auch nach dem, wie immer bei den Offensivstößen der modernen Riesenheere, eintretenden zeitweiligen Stillstand unseres Vormarsches in der Gegend von Amiens oder Ypern seine Reservedivisionen

nicht wieder herausnehmen und aufs neue für ein Eingreifen bereitstellen, sondern mußte sie dort lassen, wo ja die Gefahr eines neuen Losbruchs nicht beschworen war, sondern im Gegenteil vom Gegner immer drohender empfunden wurde. Dies nötigte ihn, eine so wichtige Frontstelle wie die am Chemin-des-Dames mit zu schwachen und zum Teil abgekämpften und aus der übrigen Front hierher zum Ausruhen zurückgelassenen Truppen zu besetzen und auf genügende Reserven in der Hinterhand ganz zu verzichten, sich hier auf die natürliche Stärke der Stellung und auf die Unwahrscheinlichkeit eines deutschen Angriffs zu verlassen, ja selbst als dieser Angriff dennoch eintrat, in der furchtbaren Sorge um einen Bluff immer noch so lange als irgend möglich war — oder länger — an einen solchen zu glauben und das Abziehen von Kräften aus dem Nordwesten zu verzögern. So ist es gekommen, daß wir nicht nur diesen erstaunlichen Raumgewinn machen konnten, in einer für die Verteidigung Frankreichs besonders wichtigen Gegend, sondern daß uns auch eine unerhört reiche, für den Gegner schwer ersetzliche Beute in die Hände fiel.

## An der Marne.

Im Felde, 1. Juni 1919.

Wunderschön ist die Landschaft der Île de France. Das ist wirklich das „süße Frankreich", von dem die Dichter Frankreichs von den ältesten Zeiten, von der Chanson de Roland an*, reden. In sanften, weiten Muschelformen schwingen sich die Talbecken. Von ihren Rändern sieht das Auge über die weichen Wipfelmassen dichtgedrängter Laubwälder dahin, die ihre Gehänge hinabsteigen. In den Gründen dehnen sich grüne Wiesen und Ackerflächen, reizend unterbrochen von parkartig verstreuten Baumgruppen und Hainen; jene lebendigen Vorbilder, nach denen so viele französische Maler ihre Idealandschaften gestaltet haben. Pappelreihen bezeichnen die Linien der Straßen oder Kanäle. Da und dort funkeln die Wellen eines der kleinen raschfließenden Flüßchen des Landes aus dem dichten Laub hervor, das sie überall umgibt. Grün wie Gletscherwasser von den Schilfrändern und den Algen, über die sie hin-

* In der 16. Verszeile dieses ältesten, aus dem XI. Jahrhundert stammenden französischen Heldenliedes schon findet sich der schöne Ausdruck la douce France.

fließen, sind diese Gewässer meist, und sie fluten verschwiegen zwischen dichtem Gebüsch und hohen Baumkronen, treiben hier eine alte Mühle, bespülen dort die vornehm ummauerten Gärten eines der zahllosen Schlösser der Gegend. Nah und weit, malerisch an Höhenrändern oder heimlich in das Grün der Täler geschmiegt, sind die Dörfer verteilt; um ihre Kirchen geschart, die in der Regel kleine Wunder der Kunst sind, aus romanischer oder frühgotischer Zeit, von einem unerschöpflichen Reichtum der Gestaltungskraft.

Noch vor wenigen Tagen war dies Land fast unversehrt; jenseit der Zone wenigstens, bis zu der die Granaten der alten Stellungszone an der Aisne reichten. Auch jetzt ist die Zerstörung, die der rasch darüberhinbrausende jüngste Kampf gebracht hat, sehr gering; mit den Bildern verglichen, die die unmittelbar nördlich daran anschließende Gegend des Dauerkrieges bietet, kaum nennenswert. Die Bewohner haben sich bis vor kurzem hinter den natürlichen und künstlichen Schutzwällen, die der Chemin-des-Dames, die Aisne-Linie, die Höhen zwischen Aisne und Vesle mitsamt ihren Verteidigungsanlagen bildeten, augenscheinlich vollkommen sichergefühlt. Überall sind die Äcker bebaut, zum Teil sichtlich mit großer Sorgfalt und unter Aufwendung reicher Düngemittel. Selbst Chilesalpeter läßt sich feststellen. Weizenfelder in großer Ausdehnung, namentlich oben auf den Höhen, wogen im Juniwinde der Reife entgegen. Anderswo scheinen größere Ackerstrecken als sonst in Weide gelegt zu sein, wahrscheinlich gepachtet von der Militärverwaltung als Weide für die geradezu erstaunlichen Massen von Herdenvieh, das wir hier gefunden haben, und das man auf allen Wegen hier jetzt von unsern Soldaten treiben sieht. Überall merkt man Städten und Dörfern an, daß die urplötzlich und wider alles Erwarten hereingebrochene Kriegsflut ein reiches friedliches Leben mitten abgeschnitten hat. Überall ist die Bevölkerung in wilder Panik geflüchtet. Wir sehen ganz genau dieselben Bilder, die uns 1914 beim ersten Vormarsch mit soviel Staunen erfüllten und so seltsam berührten. Es steht noch die Mahlzeit ungegessen auf dem Tisch, die Uhren ticken noch unabgelaufen, die herrenlosen Hunde starren verwundert und ängstlich aus den Hoftoren. Menschen aber, von einigen ganz Alten oder Krüppeln abgesehen, fehlen ganz. Man stellt sich das Elend der Verscheuchten vor, die nun, mit einem kläglichen

Bündel von Sachen, irgendwo, in den südlichern Nachbarorten oder in Paris, umherirren. Und mehr noch tut man das als 1914; wir wissen heute, wie der Krieg wirkt; auf die Dauer unausbleiblich wirken muß. Wiederum hat die rasende Halsstarrigkeit der Franzosen einen neuen blühenden Teil ihres unseligen Landes dem Moloch Krieg zum Opfer gebracht, statt den so oft angebotenen Frieden zu machen. Denn nun ist der schwelende Feuerbrand auch hier hereingeworfen und wird unweigerlich weiterfressen und all diesen Reiz und all diesen Wohlstand hier verzehren. Und unermeßliche Schätze an Historie und Kunst werden dazu wieder zugrunde gehen.

Dafür fangen jetzt auch schon die französischen Geschütze selbst wieder an zu sorgen, und wo sie nicht hinreichen, die französischen Fliegerbomben. Nächtlich kreisen die unsichtbaren Riesenvögel über den Städten, Dörfern und Schlössern, in denen sie Quartiere für Truppen und Stäbe vermuten, und schmettern ihre Bomben herunter. Als wir heute nacht in Fismes in einem verlassenen Hause übernachteten, tönte fast unausgesetzt vom dunkeln Himmel das mystische Summen der feindlichen Motoren, das so ganz anders klingt als das starke, zornige Schnarchen der unsrigen, und fern und nah erscholl das dumpfe Krachen der fallenden Bomben. Der Morgen zeigte uns in den Straßen die Häuser, die ihnen zum Opfer gefallen waren.

Merkwürdig waren in den Straßen von Fismes, und in denen anderer Orte auch, die Mengen von großen Plakaten gegen den Alkoholteufel in der französischen Armee. Sie überwucherten alle andern Anschläge und predigten in allen möglichen Aufmachungen, daß die Armee dem Untergang geweiht wäre, wenn der Soldat das Trinken nicht ließe. An das Ehrgefühl und den Patriotismus wurde auf ihnen appelliert, aber fast noch mehr an den Haß gegen Deutschland. „L'alcool est votre ennemi plus redoutable" heißt es da, „que l'Allemagne", oder „A l'instar du Kaiser criminel, l'alcoolisme détruit et ruine la France à la plus grande joie de l'Allemagne."

Von Fismes im Vesle-Tal südwärts durchquerten wir heut das Tardenois, die reizende Gegend der Île de France zwischen der Vesle, dem Ourcq und der Marne, die mit ihren kleinen Städtchen so recht das stille, entlegene, ländliche Frankreich vorführt. Aus der Fülle der

hübschen, oft an Thüringens Lieblichkeit erinnernden Bilder ist mir der Anblick von Mont-Notre-Dame besonders in Erinnerung geblieben. Wie ein verschlafenes deutsches Reichsstädtchen kleinsten Formats ist der Ort auf einem bewaldeten Bergkegel gelegen, dessen Spitze eine jener merkwürdigen alten und reizvollen Kirchen krönt, an denen dies Land so reich ist.

Welch ein merkwürdiger Eindruck, jetzt auf allen Wegen und Stegen statt der französischen Einwohner unsere feldgrauen Soldaten zu sehen. Alle Straßen sind voll von Kolonnen. In Wolken ungeheuern Staubes rattern die Lastautos dahin, ziehen die schweren Kanonen und Haubitzen, rollen die Munitionswagen, marschieren die Regimenter in Stahlhelmen, gefolgt von ihren hochbepackten Bagagefuhrwerken. Die Feldküchen fahren vorüber, die Postwagen rollen daher, die die Heimat mit diesen entlegenen Gegenden geistig verbinden. In allen Dörfern stehen die wettergebräunten feldgrauen Gestalten vor den Türen, behaglich die Pfeife im Mund. Riesige deutsche Aufschriften: „Ortskommandantur", „Beutesammelstelle", allerlei Wegweiser mit Pfeilen usw. sind bereits überall angebracht.

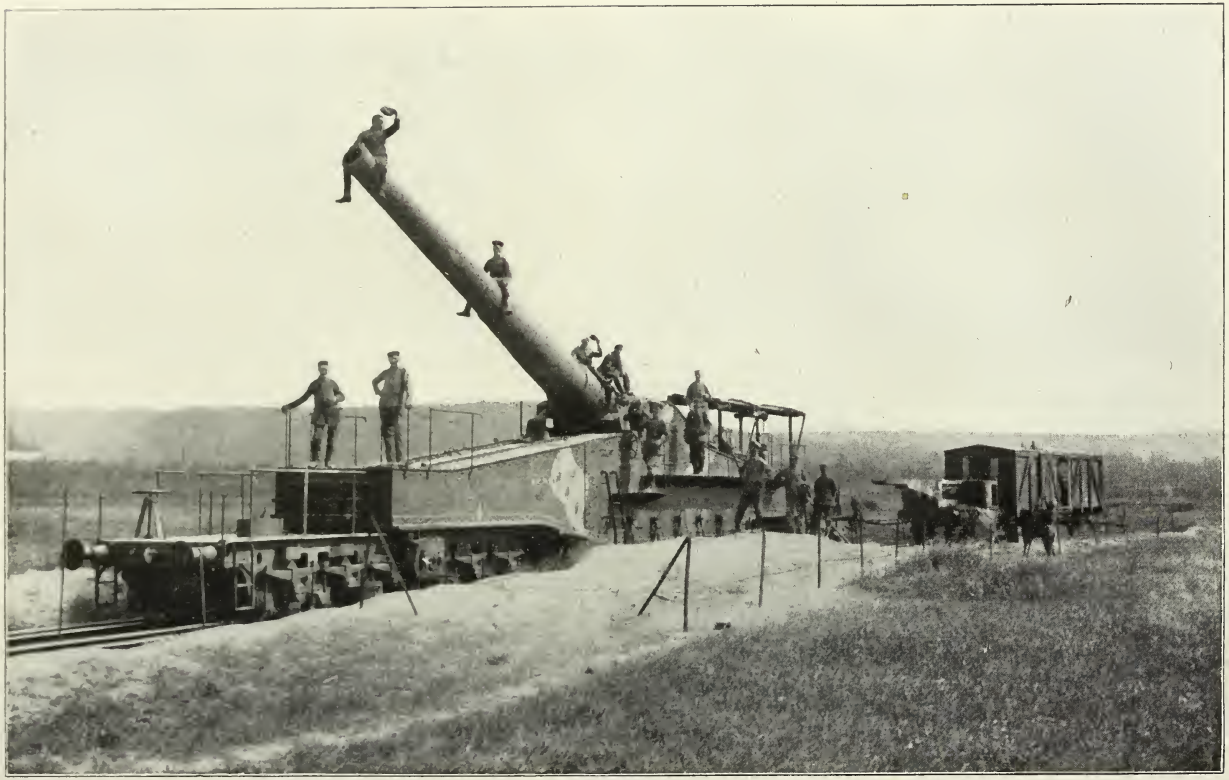
Fère-en-Tardenois, im Frieden ein Städtchen von 2600 Einwohnern, klein, aber behaglich anzusehen, war der Sitz des französischen Armeeoberkommandos gewesen, das diese ganze Gegend vom Chemin-des-Dames bis zur Marne zu verteidigen hatte. Schon am dritten Tage nach unserm Angriff, schon am 29. Mai, war der Gegner bis jenseit von Fère zurückgeworfen, das A. O. K. fluchtartig verjagt. Heute waltet darin ein eifriger deutscher Ortskommandant, der sich sehr liebenswürdig unserer annahm und seine liebe Not klagte über die Schwierigkeiten, die er hatte, in dieser stürmischen Zeit die notwendigen Requisitionen in geordneten Bahnen zu halten. Auf dem Marktplatz unter den großen Bäumen hockte eine Schar seltsam anzusehender französisch-kolonialer, uniformierter Gestalten von olivgelber Hautfarbe. Es waren gefangene malerische Howah-Soldaten aus Madagaskar! Wieder eine Spielart mehr jener so idealistisch gesonnenen Völkerschaften des Erdballs, die nach französischen Zeitungen von überall begeistert herbeieilen, um die Freiheit, Menschenwürde und Gesittung gegen uns zu verteidigen. In der Nähe von Fère-en-Tardenois sahen wir das riesigste der großartigen

98 III 17

Reichsarchiv.

Der deutsche Angriff 1918. Deutsche Infanterie überschreitet den Chemin-des-Dames.

(S. 245.)



Reichsarchiv.

Der deutsche Angriff 1918. Erbeutetes französisches 30,5-cm-Eisenbahngeschütz östlich Vailly im Aisnetal.

(S. 249.)

Kriegsmateriallager, die die französische Heeresverwaltung in diesen Gegenden angelegt hatte. Aufschriften in englischer Sprache waren hier allenthalben angebracht. Es war ein franko-amerikanisches Lager von militärischen Vorräten; eines jener im größten Stil angelegten Depots von Munition, Pionier- und Verkehrsmitteln, die bisher die wertvollste Hilfe der Amerikaner darstellen. Es ist mit all seinem unübersehbaren Inhalt unversehrt in unsere Hände gefallen.

Fère-en-Tardenois liegt am Ourcq. Hier tritt bereits einer der beiden Flußnamen auf, die in der Phantasie der Franzosen in diesem Krieg etwas wie ein Palladium bekommen haben. Die „Schlacht am Ourcq" spielte schon in ersonnenen französischen Zukunftskriegs-Romanen eine Rolle; sie sollte die große Entscheidung zwischen Franzosen und Deutschen und dem Gegner den Untergang bringen. Seitdem nun wirklich in den Gegenden dieses Flusses und an der Marne, in die er mündet — hier allerdings vor allem — im Jahre 1914 unser Vormarsch zum Stehen und zu zeitweiliger Rückläufigkeit kam, sind Ourcq und Marne in Frankreich die Bezeichnungen für einen ungeheuern Sieg, für eine bereits vollzogene Entscheidung von nicht geringerer weltgeschichtlicher Größe als die Hunnenschlacht auf den Katalaunischen Feldern geworden. Daß je noch einmal germanische Rosse das Wasser des Ourcq trinken sollten, das hätte seit 1914 kein Franzose zu denken vermocht. Und nun stehen unsere Regimenter sogar wieder an der Marne, der heiligen Marne!

Reims war im September 1914 mein eigner südlichster Punkt gewesen — und auch das war mir damals, bei der viel geringern Bewegungsfreiheit, die wir Kriegsberichterstatter derzeit noch an der Front genossen, nur durch eine Tat rascher Keckheit möglich gewesen. Heute sollte ich ungehindert bis zur Marne selbst, bis zur wirklich fernsten Linie unserer Front in Frankreich gelangen. Südwärts rollte unser Wagen. Die Straßen waren jetzt fast einsam. Wunderbare, in prangender Frühsommerschönheit stehende Wälder zogen an uns vorüber; verlassene Ackerfluren dazwischen; wenig Siedlungen.

Viertelstunde um Viertelstunde verrann. Plötzlich wird uns an einem einsamen Gutshof Halt gewinkt. Ein vorgeschobener Stab liegt darin.

„Wo wollen Sie denn hier hin? Da vorn den Wald dort beschießt der Feind schon. Das nächste Dorf liegt stark unter

französischem Feuer. Wenn Sie wollen, fahren Sie noch bis an den Waldrand; dann aber können Sie höchstens zu Fuß weiter."

Dies tun wir und wandern dann im Walde vorwärts bis zu einem Punkt, wo zur Zeit der vorderste deutsche Artilleriegefechtsstand liegt*. Man gesellt uns liebenswürdig einem jungen Offizier, der eben von hier zu dem alleräußersten Beobachtungsposten des Gefechtsstandes am Rande des Marne-Tals gehen soll. Er führt uns vorsichtig in Walddeckung vorwärts. Ab und an kracht ein Artillerieschuß des Gegners irgendwohin in die Waldränder um uns. Wir begegnen einem Trupp unserer Leute, die mit ernsten Gesichtern daherkommen und eine Koppel Pferde führen. Vor fünf Minuten hat eine Granate zwischen ihnen eingeschlagen und einen Mann und eine Anzahl Pferde getötet.

Nun lichtet sich der Wald. Drüben jenseit der Hochfläche, über die wir flach hinwegschauen, wird eine von der Entfernung blaßgetönte Bergwelle sichtbar. Das sind schon die Höhen jenseit der Marne! Dort steht der Franzose. Das tief eingesenkte Marne-Tal liegt, unsichtbar noch für uns, dazwischen.

Vorsichtig hart an einen deckenden Buschrand gedrängt gehen wir weiter zu einem nächsten Waldstück, das uns noch etwas weiter vorwärts bringt. Darin arbeiten wir uns im Gebüsch vor. Jetzt spielen die von Süden kommenden Sonnenstrahlen durch den sich lichtenden äußersten Waldrand. Im Buschwerk der Lisière verborgen sehen wir ein Scherenfernrohr emporragen. Zwei Beobachter, sorgsam in Deckung sich haltend, dabei. Ein paar Telephondrähte laufen durchs Gebüsch — der letzte Artilleriepostenl Mahnende Winke zur äußersten Vorsicht empfangen uns. Schweigend und verstehend geben wir sie zurück. Wir wissen es, nur ein einziges unvorsichtiges Heraustreten aus dem Gebüsch oder auch nur das teilweise Zeigen einer auffallenden Farbe würde der überaus scharfen Beobachtung des Franzosen drüben nicht entgehen, zumal bei der direkten mittäglich von drüben kommenden Beleuchtung, und die sicher gezielte Granate würde herüberfliegen. Generalmajor Freiherr Prinz von Buchau, der Führer der badischen Division 28, die wiederum

* Es war ungefähr nördlich von Jaulgonne an der Marne, oberhalb von Château-Thierry. Das vorher genannte, beschossene Dorf war Le Charmel gewesen. [1920.]

die erste an der Marne war, wie an der Vesle, hat gestern an einem solchen Waldrand des Marne-Tals zur unauslöschlichen Trauer der Seinen den Tod durch eine solche Granate gefunden; heute ist er in Fère-en-Tardenois mit militärischen Ehren bestattet worden. Leider kurz vor unserer Ankunft. Es ist genau einen Monat her, daß er selbst mir, strahlend in Freude, am 1. Mai, von dem ebenso glänzenden Vormarsch der Division, allen andern voran, bei der Offensive von St. Quentin auf Montdidier erzählte.

Wir treten hart an den Waldrand. In sanftem Schwunge fällt weiter vorn das Gelände in die Tiefe, jenseit steigt es wieder empor. Üppigster, wunderschönster Wald erfüllt wie weiche Kissen das Tal, und dazwischen zieht sich im Grunde ein langer, hellschimmernder Silberstreifen dahin — die Marne! Da ist sie also wirklich. An entzückender landschaftlicher Schönheit übertrifft der Anblick alle Erwartung. Träumerisch, weltfern erscheint das Ganze, üppig und lieblich zugleich wie ein Dorésches Märchenbild. Unten am Wasser liegen, ich weiß es, unsere äußersten Vorposten. Wir sehen sie von hier nicht. Wohl aber zeigt uns das Scherenfernrohr gelegentlich drüben an jenseitiger Wand zwischen den Büschen ein paar kleine Gestalten: französische Soldaten, die, wohl im Vertrauen auf die für sie günstige Beleuchtung, einmal ein bißchen unvorsichtig zum Vorschein kommen, dann aber rasch verschwinden.

Was uns durch die Seele geht an dieser Stelle, was wir denken in bezug auf Vergangenheit und Zukunft dieses Krieges, möge dahingestellt bleiben; aber daß diese Stunde eine der großen Unvergeßlichkeiten im Erleben dieser Jahre sein wird, das ist gewiß.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

## Schicksalswende.

[1920.]

Noch einmal bis zu den Ufern der Marne wie 1914 hatte uns die Woge des Glücks getragen. Wie 1914 aber sollte sie von hier aus wieder rückwärts fluten.

Mehr als anderthalb Monate allerdings hielten wir uns noch dort, ehe es zurück ging. Es sah lange Zeit noch sehr hoffnungsreich aus. Waren auch nicht alle Blütenträume vom März gereift; waren auch viele Kartenblätter des westlichen Frankreichs, die vorsorglich bereitgehalten gewesen, noch unbenutzt geblieben; war es auch nicht geglückt, die Engländer im Cambrai-Bogen zu fassen, nicht gelungen, die englische und die französische Armee durch Vorstoß über Amiens hinaus zu trennen, so war doch unfraglich Außerordentliches geleistet worden; weitaus Größeres an Geländegewinn und auch an schwerer Erschütterung des Gegners, insbesondere der englischen Armee, als was alle Riesenoffensiven des Gegners zustande gebracht hatten. Manches sogar, wie die Erstürmung des Chemin-des-Dames, wie die Eroberung des Kemmel, übertraf unsere eigenen Erwartungen und erfüllte unsere Herzen mit stolzer Freude. Und auch Hindenburg und Ludendorff selbst sahen, wie wir heut aus ihren Veröffentlichungen wissen, im Juni doch im ganzen voller Befriedigung auf den bisherigen Verlauf unserer Offensive zurück und rechneten zuversichtlich auf deren weiteren günstigen Fortgang.

Als ihren wichtigsten künftigen Schritt hatten sie, wie bereits betont, einen nochmaligen Angriff gegen die englische Front in Flandern im Auge, die schon schwer erschüttert und nur durch das rasche Eingreifen

französischer Hilfsdivisionen gerettet worden war. Was gegen die französische Front geplant ward, sollte nur dem Zwecke dienen, die Franzosen aus dem Verband der Engländer herauszuziehen.

Besonders wirksam war es hierfür, daß wir jetzt, durch unsere Stellung in dem bis zur Marne reichenden Bogen südlich des Chemin-des-Dames, offenbar Reims ernstlich bedrohten. Wir umfaßten die Stadt in einem engen Halbbogen, und es bedurfte augenscheinlich nur noch eines geringen Vordringens auf beiden Flanken, um die Stellung der Franzosen darin unhaltbar zu machen.

Mit der Hoffnung, bei meiner Rückkehr im Juli den Wiedereinzug in Reims miterleben zu können, das ich im September 1914 schon einmal betreten, ging ich Ende Juni auf Heimaturlaub — zum letztenmal in diesem Kriege!

Ich verlebte die Erholungszeit still auf dem Lande, in geringer Berührung mit dem öffentlichen Leben daheim. Es war für den von der Front Kommenden schon lange keine Freude mehr.

Mit Erstaunen und einem gewissen Unbehagen hörte ich aber während meines Aufenthalts in Deutschland von zahlreichen Urlaubern mit der größten Offenheit überall davon reden, daß der nächste deutsche Angriff um die Mitte des Juli bei Reims und in der Champagne stattfinden werde. Es ist ja leider während des ganzen Kriegs eine sehr unerfreuliche Begleiterscheinung gewesen, daß der deutsche Soldat anscheinend nahezu völlig unfähig war, in der Heimat den Mund zu halten über das, was er militärisch Wichtiges wußte. Nicht nur der gemeine Mann, sondern auch der Offizier. Wem bekannt war, mit welch unendlicher Mühe an der Front sich unsere eigenen Nachrichtenoffiziere das Bild der gegnerischen Truppenverteilung aus den einzelnen Gefangenenaussagen und wenigen andern zufälligen Zeugnissen mosaikartig zusammensetzen mußten, welch ein außerordentliches Gewicht auf die kleinsten Mitteilungen über gegnerische Truppenverschiebungen oder geplante Unternehmungen gelegt wurde, den berührte es aufs peinlichste, solche Nachrichten über unsere eigenen Stellungen oder Unternehmungen von deutschen Offizieren ohne jede Überlegung unterwegs in allen Eisenbahnabteilen, in den Speisewagen von Tisch zu Tisch, in den Gasthäusern daheim, überall, wo es von feindlichen Spähern wimmelte, mit lauter

Stimme weithin durch den Raum, man kann ruhig sagen, geschrien zu hören. Sei es, daß es bewußte Prahlsucht war, die sich wichtig machen wollte, sei es nur die üble Nationaleigenschaft, die uns ja auch im Frieden leider weithin auf der Erde unsympathisch gemacht hat, die rücksichtslose Lautheit unseres Wesens überhaupt: in jedem Falle sprach sich auch darin, wie in so vielen andern Dingen, der verhängnisvolle Mangel unseres Volkes an innerem Staatsgefühl und an persönlichem Verantwortungsbewußtsein des einzelnen aus. Aber diese Tatsache war doch bekannt, und so wunderte ich mich damals sehr, daß die Heeresleitung in diesem Falle nicht besser für eine Geheimhaltung unserer nächsten Absichten vor unserm eignen Heere gesorgt hatte. Wie sie es doch bei den Angriffen im März und April und noch am Chemin-des-Dames Ende Mai mit so großem Erfolg getan. So hat der Gegner genau Ort und Stunde der Fortsetzung unserer Offensive gewußt.

Und auch die Art unseres Angriffes hat er gewußt und sich darauf vorbereitet. Es war vielleicht ein Fehler, daß wir die gleiche Taktik, mit der wir die letzten großen Erfolge errungen hatten, im Vertrauen auf ihre Erprobtheit, noch zum dritten oder vierten Male anwendeten.

Wie dem auch sei, und ob eine andere Möglichkeit vorlag oder nicht, jedenfalls ist der große Angriff, den wir am 15. Juli zu beiden Seiten von Reims unternahmen, trotz umfassender und guter Vorbereitungen und trotz hingebender Tapferkeit der stürmenden Truppen, ein schwerer Mißerfolg geworden und die Wende unseres Glücks. Der Gedanke des Angriffs war großzügig und aussichtsreich. Gleichzeitig sollte im Westen von Reims im Marne-Gebiet zwischen Château-Thierry und der Ardre, die Front gegen Südosten, auf Epernay zu vorgegangen werden, und östlich von Reims in der Champagne auf der breiten Strecke zwischen Prunay und etwa Ripont gegen Südwesten und Süden, also ebenfalls auf Epernay und auf Châlons. Gelang dies, dann mußte Reims von selbst fallen.

Um 1 Uhr 10 Minuten nach Mitternacht setzte unser Artilleriefeuer, um 4 Uhr 50 Minuten unser Infanteriesturm ein. Die Erfolge auf dem westlichen Flügel des Doppelangriffs waren nicht schlecht. Der ungemein schwierige Übergang über die tief eingesenkte Marne, bei der unser General der Pioniere selbst fiel, gelang trotz heftiger Gegenwehr des

Feindes durch Artillerie und Flieger, und bis etwa 5 Kilometer drang unsere Front in heftigem Kampf hier vor, Epernay sich auf nahezu 10 Kilometer nähernd. Anders leider auf dem östlichen Flügel. Auch hier konnten die Unsern zwar auf breiter Front ohne Schwierigkeiten 2 bis 3 Kilometer vorwärts stürmen. Aber das war nur ein Scheinerfolg; der Gegner hatte, in richtiger Anpassung an die aus den jüngsten Offensiven ihm vertraute Unwiderstehlichkeit unseres ersten Ansturms, ein breites, ganz schwach besetztes Vorfeld geschaffen, in dem er wenig Verluste erlitt. Um so stärker aber hatte er seine zweite Stellung besetzt und vor dieser einen Feuerriegel zu legen verstanden, von dem die Unsern unter schweren Verlusten haltmachen mußten.

Unsere Oberste Heeresleitung überschaute diese Sachlage sofort und gab die Fortsetzung des aussichtslosen Angriffs in der Champagne auf. Desgleichen das weitere Vordringen südwärts der Marne. Dagegen ließ sie den Gedanken noch nicht fallen, daß es im Gebiet der Ardre, im Südosten von Reims, gelingen möchte, noch weiter vorwärtszukommen. Man brauchte den Riegel gegen Süden hier ja nur noch ein weniges vorzutreiben, um Reims' Stellung doch unhaltbar erscheinen zu lassen. Und so gingen die Kämpfe hier noch die nächsten Tage fort, unter wenn auch schwierigem, so doch stetigem Fortschreiten der Unsern.

Ich selbst, eben zurück vom Urlaub, war am 18. Juli über Rethel und Brimont, an Reims vorüber, in jene Gegend geeilt und befand mich bei dem Korps von dem Borne in Montigny, als dort neben den Meldungen über französische Angriffe an der eignen Korpsfront, die gut für uns verliefen, auch verworrene, aber recht beunruhigende Nachrichten über einen im Gange befindlichen großen und erfolgreichen Angriffsstoß der Franzosen auf der Westseite unseres vorgeschobenen Bogens, auf der Front vor Soissons und Château-Thierry, eintrafen. Zuerst schien man im Stabe ziemlich erschrocken, denn die Gefahr einer Katastrophe, des Indem-Rücken-Fassens unseres gesamten Marne-Ardre-Bogens und des Abschnürens aller unserer dort liegenden Truppenmengen lag ja auf der Hand. Indessen noch waren die Nerven gut. Das Vertrauen auf die Widerstandskraft der vor Soissons und Château-Thierry kämpfenden Front gewann doch die Oberhand. Wie sehr mag daraus hervorgehen, daß man meiner Absicht nichts in den Weg legte, noch weiter in den

gefährdeten Bereich, zu dem Korps von Schmettow jenseit der Ardre vorzugehen, das sich in den Kämpfen der letzten Tage besonders ausgezeichnet hatte. In dem Gefechtsstand dieses Korps, in dem Waldlager südlich von Brouillet, kümmerte sich vollends niemand um die auch hierher gedrungenen Hiobsposten, sondern man erzählte nur voller Stolz von dem schweren, aber glückenden Vorwärtsdringen in den Bereich der großen Bergwälder zwischen Reims und Epernay und sah zuversichtlich und voller weitgehender Hoffnungen den nächsten Tagen entgegen. Mein Notizbuch vom 18. Juli enthält viele Seiten über die Einzelheiten der Kämpfe der Korps von dem Borne und von Schmettow und fast nichts über die große Schlacht bei Soissons desselben Tages, der ich so nahe gewesen.

Und doch war es ein sehr schwerer Schlag, der uns an diesem 18. Juli im Marne-Bogen betroffen hatte. Aus den schützenden Wäldern von Villers-Cotterets war der Marschall Foch mit einem plötzlichen gewaltigen Massenangriff hervorgebrochen und hatte die Westfront unseres Frontbogens im Süden des Chemin-des-Dames auf eine Strecke von nahezu 40 Kilometern, vom Nordufer der Aisne bis südwärts nahe an die Marne schwer erschüttert; insbesondere die Truppen gegenüber von Soissons überrannt und uns schwere positive Verluste zugefügt sowie in der Tat recht gefahrdrohende Aussichten für die gesamte deutsche Stellung im Süden der Aisne geschaffen. Die Oberste Heeresleitung hatte von der Ansammlung großer Truppenmengen in diesen Wäldern schon vor dem 15. Juli Kenntnis gehabt, hatte aber wohl nach dem Grundsatz, der Hieb ist die beste Parade, darauf gerechnet, durch den eignen Großangriff weiter im Osten den Absichten der Franzosen zuvorzukommen. Unser Angriff war mißlungen und die erste weitere Folge dieser Wendung war die, daß der Fochsche nun mit um so größerer Gewalt losbrach. Unterstützt und gefördert war er durch eine überraschende Anzahl Tanks, die mit starker Wahrung des Geheimnisses vorbereitet waren: Tanks von neuer Art, klein, aber sehr rasch fahrend, und äußerst wendig, die Verwirrung in unsere Reihen trugen. Während wir Deutsche in der letzten Periode des „Maschinenkriegs" unser Heil ausgesprochen beim U-Boot suchten, hat der Gegner ebenso zielbewußt die Landwaffe der Tanks ausgebildet. Und mit ihr hat er zu nicht geringem Teil zuletzt auch den Sieg erzwungen. Zwar trifft es durch-

aus zu, daß der „mystische Schrecken" der Tanks sich gegenüber der Kaltblütigkeit des deutschen Soldaten nach der ersten Bekanntschaft mit ihnen bald verlor, daß die Truppe ihre Schwächen und Mängel immer bald herausfand und daß in zahllosen Fällen beherzte Männer unserer Reihen sie zu überwältigen wußten. Allein zu einer solchen Tat gehörte doch schließlich jedesmal ein derartiges Aufgebot an moralischer Energie und Gewandtheit, daß der Besitz der Tanks doch die Lage ungemein stark zu unsern Ungunsten verschob. Um so mehr als die Gegner immer neue Verbesserungen daran anbrachten, und als die mühevoll erlegten Ungeheuer, unablässig wie die Köpfe der Hydra, immer in verstärkten Massen nachwuchsen.

Dem bloßen Nichtvorwärtskommen unseres eignen Angriffs am 15. war somit am 18. bereits ein schwerer Rückschlag gefolgt. Allerdings zu einer wirklichen Katastrophe kam es auch jetzt noch nicht. Es gelang an der Front zwischen Aisne und Marne noch am selben Tage, der ersten Verwirrung Meister zu werden. Es gelang ferner, den Vormarsch des Gegners auf das gefährdete Soissons zum Stehen zu bringen und ebenso ihn auch auf andern Teilen des großen Bogens im Süden des Chemin-des-Dames, wo Foch nunmehr, angefeuert durch den Erfolg vom 18., überall mit großer Wucht angriff, so in Schach zu halten, daß wir in vollkommener Ordnung und dem Gegner nunmehr ungefähr die gleichen Verluste zufügend, die wir selbst erlitten, die systematische Räumung der gefährdeten Stellung vollziehen konnten. Es sind in diesen Tagen des Rückzuges aus der Marne-Gegend in die gerade Linie zwischen Reims und Soissons, längs der Aisne und Vesle, von uns noch einmal militärisch so glänzende Leistungen vollbracht worden, und diese Räumung, die bis Anfang August vollzogen wurde, war an sich eine so meisterhaft durchgeführte Operation der Heeresleitung, daß der Stolz des Soldaten an Ort und Stelle und das Vertrauen in seine Führung doch nicht wesentlich gelitten hatten.

Anders freilich lag die Frage des Eindrucks, den dieser Stillstand der Offensive und der erneute Rückzug von der Marne bei dem übrigen deutschen Heere, in der Heimat, bei unsern Verbündeten und in der übrigen Welt machen mußte.

Am 29. Juli wurden wir Kriegsberichterstatter in Gesamtheit von Hindenburg und Ludendorff empfangen. Zweimal nur ist das in diesem Kriege geschehen. Das erstemal war es Mitte März des Jahres in

Spa, kurz vor der großen Offensive; das zweitemal jetzt in Avesnes, nahe ihrem Ende. Beidemal war die Begegnung nur kurz, die Unterhaltung bestand im wesentlichen aus einer Ansprache jedes der beiden berühmten Führer; zu einer Wechselrede kam es kaum. Meine eigenen Eindrücke von ihnen beiden sind daher viel zu geringfügig, als daß ich irgend etwas Persönliches von Bedeutung über sie beibringen könnte. Ich kann nur sagen, daß sie beide bei jener ersten Begegnung ungefähr den Vorstellungen entsprachen, die sich die so unendlich viel mit ihnen beschäftigende Phantasie gemacht hatte. Hindenburg, diese im ganzen Heere mit einer beinahe mystischen Verehrung umgebene und geliebte Persönlichkeit, die das Volk wie den rettenden Fels in der Brandung empfand, in ihrer mächtigen, sicheren, abgeklärten Ruhe — und übrigens mit einem viel feineren, vornehmeren Gesicht, als ihn die so verschiedenen und meist grundschlechten, ins Wachtmeisterhafte verzerrten Bilder zeigten. Ludendorff, in dem wir selbst das eigentliche Zentrum der kinetischen Energie des ganzen ungeheuern Kriegsapparates fühlten, mit seinem cäsarisch gemeißelten Kopf und seiner temperamentvollen und cäsarisch knappen und großzügigen Redeweise. Auch in Avesnes machte Hindenburg noch immer den Eindruck einer großen geschlossenen, fast heiteren Ruhe und inneren Sicherheit. Er schien die Sachlage in der Tat noch keineswegs für ernsthaft gefährdet anzusehen. Er sprach hauptsächlich, in Ausdrücken des höchsten Lobes und Dankes, von den Leistungen der Truppen in den im Gang befindlichen Rückzugsbewegungen, wies zur Beruhigung der Heimat auf seine eignen nutzbringenden Rückzüge im Osten hin und scherzte darüber, daß ihn die Fama daheim bereits umgebracht habe. „Sie sehen, daß das nicht stimmt. Sagen Sie zu Haus, daß ich noch lebe, als ein gesunder deutscher Mann, der seine Pflicht tut. Auch ein Astralleib ist es nicht, den Sie vor sich sehen. Sie können mich anfassen, wenn Sie wollen." Der kraftvolle, warmblütige Händedruck, den ich darauf fühlte, war wirklich für seine Körperlichkeit und Gesundheit überzeugend. Und man mußte dem ruhig-mächtigen und gütigen Manne gut sein.

Ludendorff empfing uns diesmal in seinem kleinen Arbeitszimmer, dem Aller-Allerheiligsten, das es auf dem ganzen Kriegsschauplatze gab. Nur wer wie wir in vierjähriger Gewöhnung die siebenzigfachen Schauer des Geheimnisses kannte, die die Zimmer der „Operationsabteilung"

des Großen Hauptquartiers umgaben, versteht die Ehrfurcht, mit der wir diese innerste Herzkammer des gewaltigen Organismus betraten, die Karten vor uns sahen, deren Striche und Fähnchen den letzten Extrakt der ungeheuern, nahezu ganz Europa und erhebliche Teile von Asien dazu umfassenden militärischen Erkundungsarbeit vorstellten, und über denen der Mann dort vor uns Entschlüsse sann, die das Leben von Hunderttausenden und die Geschicke von Erdteilen in sich bargen. Ludendorff begann, mit einer Unumwundenheit, die dem stolzen Manne sicher nicht leicht fiel, damit, daß er den Mißerfolg der Offensive des 15. Juli beiderseits von Reims vollkommen zugab. Es wäre falsch, sagte er, das verheimlichen zu wollen. Der von unsern Absichten gut unterrichtete Feind sei unserm Stoß mit Maßregeln ausgewichen, für die man dem gegnerischen Oberbefehlshaber die Anerkennung nicht versagen könne. Sobald aber die Oberste Heeresleitung erkannt hätte, daß die Fortführung des Angriffs uns zu große Opfer gekostet haben würde, hätte sie ihn hier abgebrochen. Dann sprach er vom 18. Juli. „Ich kann Ihnen sagen, daß mir am Abend dieses Tages nicht gut zumute war. Der Angriff kam uns nicht unerwartet, aber durch seine Neuartigkeit setzte er die Truppe zuerst in Schrecken. Schon am Abend haben dieselben Leute sich geschlagen wie die Löwen. Am 19. mittags waren wir schon wieder vollkommen Herren der Lage.“ Es komme nun darauf an, die dem gegnerischen Vorgehen zugrunde liegenden Pläne zu vereiteln und dabei die eigenen Opfer möglichst gering zu halten. Fochs Absicht sei gewesen, uns in dem Bogen abzuschnüren, und die sei bereits verhindert worden. „Wir haben einen Teil dieses Geländes planmäßig dem Feinde überlassen, Truppen und Material dagegen in eine gesicherte Stellung übergeführt. Auf dieses Gelände an sich kommt es hier in keiner Weise an. An feindlichem Boden haben wir genug. ‚Geländegewinn‘, ‚Marne-Linie‘ sind Schlagworte, die nur Augenblicksstimmungen erzeugen können, für den Ausgang des Krieges aber ohne Bedeutung sind. Es kommt jetzt darauf an, Pausen zu machen, damit sich unsere Truppen einmal erst wieder ausschlafen können.“ Er sprach dann noch von den großen Verlusten, die der Gegner in der aussichtslosen Verfolgung seines Planes erleide, und schloß ungefähr: „Das, was wir im Auge gehabt haben, werden wir nicht fallen lassen. Was wir zunächst weiter tun werden, kann ich Ihnen

natürlich nicht sagen. Sie werden aber den Eindruck haben, daß ich offen zu Ihnen spreche, und daß wir, insbesondere ich selbst, nach wie vor guten Mutes und von der besten Zuversicht beseelt sind."

Aufrichtig gesagt, den Eindruck, daß er so guten Mutes war, hatten wir nicht gerade. Er schien nervös. Seine Redeweise war unfrei; er rang nach dem Ausdruck. Aber es war ja doch auch Ungeheures, was in diesen Tagen durch die leidenschaftliche Seele dieses Mannes gehen mußte, und sein sichtliches Bestreben, durch uns auch die Heimat noch mit zu festigen, hatte etwas Ergreifendes.

Ob mit seinem Worte „was wir im Auge gehabt haben" der Angriff gegen die englische Armee in Flandern gemeint gewesen ist, vermag ich nicht zu sagen. Es erscheint zweifelhaft, da nach Ludendorffs eignem Werke („Meine Kriegserinnerungen" S. 543) dieser Plan bereits am 22. Juli aufgegeben worden ist. Gerade diese Wendung der Dinge muß aber für die Oberleitung ganz besonders schmerzlich gewesen sein, und es läßt sich denken, daß es ihm und dem Feldmarschall schwer wurde, nicht doch an die Möglichkeit einer Wiederaufnahme des Gedankens zu glauben. Die Lage war äußerst ernst, aber sie erschien noch nicht verzweifelt, wenn die ganze Armee noch eine der Gefahr so entsprechend gute Haltung bewahrte, wie es die Truppen im Marne-Bogen in den letzten Kampftagen gezeigt hatten.

Da aber, zehn Tage nach jenem Zusammensein, kam der 8. August 1918, den Ludendorff selbst als den schwarzen Tag in der Geschichte dieses Krieges bezeichnet! Am nebligen Morgen dieses Tages erfolgt im Osten von Amiens, zwischen Albert und Montdidier, ein neuer z. T. durch künstlichen Nebel noch verstärkter Tankangriff der vereinten Engländer und Franzosen, der die Front der 2. Armee durchbricht, an zahlreichen Stellen um mehr als 10 Kilometer vordringt, dadurch auch die benachbarte 18. Armee in schwere Flankenbedrohung bringt, uns viele Tausende von Gefangenen und eine Fülle wertvollsten Kriegsmaterials kostet; vor allem aber den moralischen Halt großer Teile unseres Heeres in einem so düstern Lichte zeigt, daß man erkennt, die deutsche Armee war nicht mehr, was sie gewesen und was die Welt staunend vier Jahre hindurch bewundert hatte.

Vor allem sah es der Feind, und das war der Anfang vom Ende.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

## Der Ausgang.

[1920.]

Nun komme ich zu dem erschütternden Ende dieses Krieges. — Hier will ich mich kurz fassen. Dies Buch ist der Ehre des deutschen Heeres gewidmet, nicht seiner Unehre. Nicht etwa, als ob es in dem großen, schrecklichen Endkampf der Westfront seit dem 8. August an Taten gefehlt hätte, die des größten Ruhmes würdig wären. O nein! Im Gegenteil. Gerade in diesen furchtbaren Monaten der lawinenhaft anwachsenden Überlegenheit des Gegners, der immer größeren Erschöpfung der bis zum Übermenschlichen angespannten Kraft der Kämpfenden, der rasch zunehmenden Verdüsterung des politischen Horizonts in der Heimat, der immer deutlicheren Voranzeige einer Auflösung des Heeres selbst ist von den festbleibenden Truppenteilen Wundervolles, geradezu Übermenschliches geleistet worden; Heldentum, für das kein Wort der Bewunderung hinreicht. Allein das Maß des daneben sichtbar werdenden Unwürdigen, Beschämenden, bis vor kurzem noch so vereinzelt, daß es gegenüber dem Rühmlichen verschwand, wurde allgemach so groß, daß die Darstellung es nicht vernachlässigen dürfte. Das aber geht über meine Kraft.

Es tritt außerdem noch anderes hinzu, was mich veranlaßt, kurz zu sein. Aus eigener Anschauung, wie früher, weiß ich von den Frontkämpfen und ihren Schauplätzen fortan nur noch wenig.

Der Verkehr auf dem Kriegsschauplatz war schon seit geraumer Zeit schwieriger und schwieriger geworden. Das Autofahren, bei der ungeheuern Ausdehnung des Kriegsschauplatzes für uns Kriegsbericht-

erstatter tatsächlich die einzige Möglichkeit, von unserm Kriegspresse-Quartier in Charleville oder Avesnes aus genügend rasch in die unmittelbare Nähe des Schauplatzes der jedesmaligen Ereignisse zu gelangen, hatte schon seit Jahr und Tag sehr stark eingeschränkt werden müssen. Immer mehr waren wir auf die Eisenbahnen angewiesen, die uns natürlich weit bewegungsunfreier machten. Von den Schwierigkeiten dabei will ich gar nicht reden. Wie oft haben wir die Nächte in finstern, eiskalten, überstopften Abteilen verhockt oder auf dem schmutzigen Fußboden zugiger Güterwagen gelegen, den Rucksack unter dem Kopf, während der stundenlangen Halte unterwegs nach den feindlichen Fliegern aushorchend, die die Bahnstrecken mit ihren Bomben absuchten. Aber das teilten wir ja mit Tausenden. Nachteiliger war es für unsere Aufgabe, daß auch die Bahnfahrten immer langsamer und unsicherer wurden. Was früher wenige Stunden erfordert hatte, brauchte jetzt Tage, und brachte uns doch lange nicht so weit nach vorn wie sonst. Diese ganze Verkehrsmisere steigerte sich aber unverzüglich ums Vielfache, als auf allen Frontteilen die gewaltigen und schwierigen Rücktransporte begannen, während zugleich bei dem knapper und knapper werdenden kampffähigen Menschenmaterial immer hastiger die brauchbaren Truppen aushilfsweise hin- und hergeworfen werden mußten. Die Überlastung der Eisenbahnen wuchs ins Ungeheure, die Unmöglichkeit für uns, in absehbarer Zeit nach einem bestimmten Platz der Front zu gelangen, wurde immer größer.

Noch schwerwiegender aber war dies, daß es sich jetzt allenthalben nur noch um Rückzugsgefechte handelte. Die gesamte Tätigkeit der Kriegsberichterstatter beruhte stets in ausgesprochener Weise auf persönlichem Takt. Man ging nur dahin, wo man wußte, daß man willkommen war. Am liebsten dann, wenn man von der Truppe selbst eingeladen wurde, jedenfalls nur wenn man sicher sein konnte, daß eine Anfrage, ob man kommen dürfe, gern gesehen war. Es versteht sich leicht, daß letzteres bei Erfolgen in größtem Umfang der Fall war. Anders aber jetzt, wo es rückwärtsging. Nun blieben die Einladungen aus. Und uns ohne sie hinzuzudrängen, das verbot uns unser Wissen um die außerordentlichen Schwierigkeiten und Nöte, die die in schwerster Abwehr stehenden oder im Kampf zurückgehenden Truppen mit ihren eigensten Angelegenheiten, ihren Unterkünften, ihren Verpflegungen, ihren Trans-

porten, ihren ganzen Nerven überhaupt, hatten. Da konnten sie Gäste, die nicht unbedingt dazugehörten, nicht brauchen.

Die Mitteilungen, die wir in Charleville durch den Generalstab erhielten, konnten die eigene Berührung mit den Truppen nicht ersetzen.

So habe ich denn die letzten zwei, drei Monate zwar noch draußen in Feindesland und mit erschütterter Seele, aber doch in geringerer Berührung mit den kämpfenden Truppen als früher verlebt.

Wenig habe ich in den letzten Monaten mehr geschrieben. Einer meiner letzten Aufsätze ist der nachstehend wiedergegebene gewesen, der das wachsende Erstaunen und Entsetzen zum Ausdruck bringt, mit dem wir hier draußen die Entwicklung der Dinge in der Heimat verfolgten. Er erschien am 9. September 1918 in der „Kölnischen Zeitung" unter dem Titel:

## Mitten im Orkan!

„Vor kurzem hatte ich an der Westfront mit einem aktiven Offizier — ich will ihn A. nennen — ein Gespräch, dessen Inhalt ich wiedergeben möchte, weil es etwas zum Ausdruck brachte, was hier draußen zur Stunde die Gemüter der ganzen Front bewegt, und weil die kraftvoll einfache, bildhafte Redeweise des Sprechenden einen tiefen Eindruck auf mich machte. Der Partner war vermöge der Art der ihm anvertrauten Arbeit wohl in der Lage, das gegenwärtige Geschehen in größern Zusammenhängen zu überschauen. Wir gingen aus von der augenblicklichen Kriegslage. Der Gegner hat, wie wir aus dem bekannten aufgefangenen englischen Befehl wissen, den am 8. August einsetzenden Großangriff gegen uns seinen eigenen Soldaten gegenüber als den Beginn der größten Schlacht dieses Krieges angekündigt, und der ungeheure Einsatz an Menschen und Kriegsmaterial, die Erbitterung der immer wiederholten Anstürme seit diesem Tage, die fortwährend weitergehende Ausdehnung der Kampffront zu Verhältnissen, die in der Tat bisher noch nicht dagewesen sind, haben diese Voraussage bewahrheitet. Sie zeigen deutlich, daß er die Absicht hat, wenn irgend möglich mit dieser Offensive eine Entscheidung des Krieges herbeizuführen.

Wir fragten uns nun, wie es doch zu erklären sei, daß Frankreich und England jetzt plötzlich mit einer solchen Entschlossenheit, mit einem so rücksichtslosen Aufgebot aller ihrer Kräfte zu diesem Vabanquespiel

übergegangen sind, obwohl doch erst ein Teil der erwarteten Amerikaner eingetroffen ist, und obwohl die Erfolge, die er durch die Abwehr unserer Julioffensive in der Champagne und durch seinen eigenen Angriff zwischen Soissons und der Marne errungen, ihn unfraglich schwere Opfer gekostet hatten? Es ist kaum zu denken, daß er, frühern Berechnungen entgegen, sich jetzt schon plötzlich uns zahlenmäßig so weit überlegen glaubt, um den letzten Waffengang wagen zu dürfen. Es muß noch eine andere Hoffnung auf einen nahen und sichern Sieg sein, die ihn beflügelt.

A. vertrat die Meinung, daß der Gegner mit seiner gegenwärtigen Riesenoffensive zunächst weniger ein militärisches, als ein politisches Ziel im Auge habe. Durch die militärischen Teilerfolge im Gelände, die bei einem so ungeheuern Einsatz von Kräften und gegenüber unserm Bestreben, möglichst Menschen zu sparen, zu erringen sein müssen, wenn sie auch an sich keine Entscheidung herbeiführen können, hoffe er die Stimmung daheim in Deutschland selbst so schwer zu erschüttern, daß man dort Nerven und Kopf verliere. Es geht ja aus zahlreichen Kundgebungen des Gegners hervor, daß er tatsächlich den Geisteszustand des deutschen Volkes reif für einen moralischen Zusammenbruch hält. Und wir wissen es zur Genüge, daß er mit den Mitteln einer teuflischen Propaganda sich seit langem, und heute eifriger als je, bemüht, diesen Zusammenbruch weiter vorzubereiten. Gelingt das aber, glückt es dem Gegner wirklich, unserm Volke daheim den Glauben an die eigene Kraft und an sein gutes Recht zu rauben, dann, weiß er, stürzt alles zusammen; dann sind alle die ungeheuern, beispiellosen Anstrengungen und Opfer der hinter uns liegenden vier Jahre vergebens gebracht, dann nützt all das Wunder an Heldentum unseres Heeres, dann nützt alle Kraft und Entschlossenheit der Front gar nichts mehr. Denn nur, wenn die Front sich eins weiß mit der Heimat im Glauben, in wechselseitiger Treue und in rückhaltloser Hingebung des ganzen Wesens an die Sache, kann sie durchhalten. Fühlt sie, daß die Heimat sie verläßt und ihr in den Rücken fällt, dann ist es aus.

Es wäre uns hier draußen im Felde einfach unverständlich, sagte A., wenn wirklich jemals in der Heimat Hoffnungslosigkeit und Geneigtheit, sich zu unterwerfen, in weitern Kreisen aufkämen. Das sind Empfindungen, die Sie bei dem Feldsoldaten bis in die vordersten Linien

Reichsarchiv.

Englische Tanks brechen aus künstlichem Nebel hervor.

(S. 268.)

Phot.: Pierſch.

Rethel.

Kriegsbrücke zwiſchen Mezières und Charleville.

hinein so gut wie nirgends finden. Die Ausnahmen sind ganz vereinzelt. Die Regel ist, von der Nordsee bis an die schweizerische Grenze, das eine Gefühl: Mit Waffengewalt sind wir nicht zu besiegen! Ob wir angreifen, ob wir uns verteidigen, oder auch mal Gelände aufgeben, das ist Sache unserer Führung. In größerem Rahmen gesehen, bleiben wir da, wo wir sind, nämlich in Feindesland, und das, wenn es nottut, so lange, bis auch die letzte amerikanische Division sich den Kopf an uns blutig gerannt hat. Wenn aber die Front nicht zweifelt, wie sollte die Heimat dazu kommen, es zu tun? Gewiß, unsere Lage ist ernst, so furchtbar ernst, wie sie in der mehrtausendjährigen Geschichte unseres Volkes noch nie gewesen ist; das wissen wir, und darüber sollen wir uns gar keinen Zweifeln hingeben. Im Gegenteil, wir sollen uns das so klar wie möglich machen. Wir kämpfen tatsächlich fast gegen die ganze Welt, soweit sie militärisch mächtig ist, und haben niemand und nichts, als unsere eigene Kraft, auf die wir rechnen können. Aber wann ist denn so Entscheidendes geschehen, um die Lage plötzlich in so anderm Licht erscheinen zu lassen als bisher? Wenn jetzt die Stimmung in Deutschland in dem vom Verband gewünschten Sinne umschlüge, so würde das um kein Haar anders sein, als wenn in einem überfüllten Saale mit einem Male einer ‚Feuer!' schreit, obwohl vielleicht nur eine Papierlaterne in Flammen aufgegangen ist. Ja, vielleicht brennt es überhaupt nirgends. Der Schrei aber kann eine fürchterliche Panik hervorrufen und dann wirklich ein unabsehbares Unglück im Gefolge haben, wenn nicht eine Anzahl Besonnener die Ruhe behält, die Erschreckten zur Vernunft bringt, die entstehende Massenflucht, die den Ausgängen zustürzen will, mit Zureden, wenn nötig auch mit Gewalt, eindämmt. Das ist es in der Tat, was der Gegner will, eine Panik in Deutschland erzeugen. Diesem Wahnsinn, diesem in Wahrheit unermeßlichen Unheil vorzubeugen, ist die Pflicht jedes Klardenkenden daheim; jedes Mannes und jeder Frau, die einigen Einfluß auf ihre Umgebung besitzen.

Wir an der Front verkennen nicht die außerordentlichen Schwierigkeiten und Leiden, darunter auch die Heimat zu seufzen hat. Und denen, die nun schon so viele Jahre hindurch ihre Entbehrungen mit Treue und Hingebung tragen, denen versagen auch wir unsere Bewunderung nicht

und drücken ihnen im Geiste als vollwertigen Mitkämpfern die Hand. Was wir aber nicht verstehen, was uns mit Verachtung erfüllt, ist das unmännliche Winseln und Jammern darüber, das hier und da laut wird; ist die Unfähigkeit, einzusehen, daß es doch eben nicht anders geht. Würde jetzt jemand in Deutschland sagen: Schluß! Um jeden Preis. Wir wollen nicht mehr!, so würde der mir vorkommen wie ein unvernünftiges Kind, das kurz vor dem Abschlusse einer Wanderung müde wird und sich einfach auf den Boden wirft, mit den Füßen strampelt und plärrt: Ich gehe nicht weiter. Solch unmündiges Kind hat eben nicht das Verständnis für das Unabänderliche, entweder trotz aller Müdigkeit bis zum schützenden Hause weiterzugehen oder liegenzubleiben und sich in Nacht und Regen den Tod zu holen. Es ist ja vollkommen begreiflich, daß z. B. die Ernährungs- und Bekleidungsschwierigkeiten daheim als große Härten empfunden werden. Und die Kritik an manchen damit zusammenhängenden behördlichen Maßregeln mag begründet sein, obschon diese Schwierigkeiten nun einmal vorliegen und durch kein Mittel ganz beseitigt werden können. Was aber denken sich diejenigen, die nun deswegen rufen: Aufhören!? Ahnen sie denn nicht, daß das, was sie herbeiführen wollen, ihre Lage nur ganz unendlich viel schlimmer gestaltet? Glauben sie denn wirklich, daß wir heute ohne Kampf einen Frieden bekommen können, der nicht genau so grausam für uns wäre, wie wenn wir völlig zerschmettert am Boden lägen? Gerade jetzt, wo die gegnerischen Zeitungen voll sind von einem rasenden Triumph- und Rachegeschrei? Wo die Feinde jetzt endlich die Zeit nahe glauben, in der sie sich für die auch von ihnen durch Jahre erduldeten Leiden, auch von ihnen gebrachten unermeßlichen Opfer endlich bezahlt machen können? Verkennt jemand wirklich so sehr die Sachlage? Und gibt es wirklich zu Hause kindliche Gemüter, die den Sinn der verschiedenen vom Gegner ausgestreuten Lockungen nicht durchschauen? Wir sollen erst Belgien und Frankreich räumen, dann würde über den Frieden verhandelt werden können! Ja, glaubt denn irgend jemand bei uns, daß wir dann noch auf irgendwelche Zugeständnisse rechnen können, wenn wir nichts mehr zu bieten haben außer uns selbst? Wir sollen einen billigen Frieden bekommen, wenn wir unser Regierungssystem ändern oder diese und jene leitenden Persönlichkeiten entfernten! Ist es wirklich möglich, daß jemand bei uns es für wahr

hält, England, Frankreich und Amerika führten diesen auch für sie so harten, für Frankreich sogar sicher noch mehr als für uns opferreichen Krieg nur, um uns Deutsche mit einer bessern Regierung zu beglücken an Stelle unserer angeblichen ‚Despotie?' Sie, die sich dazu mit der ärgsten Autokratie der Erde, der russischen, verbündet hatten, die bereit waren, deren Macht um den Preis unserer Niederlage noch zu mehren, und die jetzt alles tun würden, um sie wiederherzustellen, wenn sie wieder gegen uns geht? Sieht denn irgend jemand nicht, daß der Wunsch, eine Umwälzung bei uns zu erregen, nichts anderes bezweckt, als unsere Widerstandskraft genau in derselben Weise zu untergraben, wie die russische Umwälzung den für unüberwindlich gehaltenen slawischen Koloß zu Fall gebracht hat; und zu was für einem fürchterlichen Fall?

Nein, wir haben heute gar keine andere Wahl, als aushalten im Widerstand, bis die Gegner sehen, sie können uns mit allen Opfern nicht niederringen. Dann werden sie zu Friedensverhandlungen bereit sein, eher und anders nicht! Alles andere würde heute auf eine bedingungslose Unterwerfung unter einen gnadelosen Feind hinauslaufen, und diese würde unter dem Zeichen des ‚Vae victis!' stehen in einer Art, die dem Wissenden Schauder über den Rücken jagen kann. Wir müssen weiterkämpfen; nicht um Machtzuwachs oder Kriegsruhm, sondern um unser einfaches elementares Dasein, um das Brot unserer Kinder, um unsere nackte Lebensmöglichkeit. Nicht einer Dynastie, nicht einem staatlichen System will der Gegner an den Hals; eine Republik Deutschland würde heute genau die gleichen erbarmungslosen Feinde gegen sich haben wie das gegenwärtige Kaiserreich. Unserm Volk als solchem, unserer Kraft, unserer Zahl, unserm Fleiß, unserm Wohlstand, jedem einzelnen von uns wollen sie an den Kragen. Das abzuwenden, dafür kämpfen, dafür darben wir alle, hier draußen und daheim.

Es hilft nichts, wir müssen die Sache doch so ansehen, wie sie ist. Wir müssen doch alle erkennen, daß unser Vaterland und wir alle mit ihm durchaus in der gleichen Lage sind wie ein einsames Schiff inmitten eines wütenden, brüllenden Orkans! Es gibt für uns keine andere Rettung ringsum, als alle Kräfte anzuspannen, alle, aber auch alle andern Gedanken hintanzusetzen gegenüber dem einen, die Widerstandskraft des Schiffes zu erhalten und der

Führung das Steuern zu erleichtern. Aussteigen kann niemand; er kann nur mit dem Schiff in den Hafen kommen oder mit ihm untergehen. Nichts tun als Klagen und Jammern kann den Untergang nur beschleunigen; Meutern führt ihn mit tödlicher Sicherheit herbei. Alle Erörterungen, ob am Bau des Schiffes etwas verbesserungsbedürftig ist, ob seine Maschinen in einzelnen Teilen veraltet, sind doch sinnlos, solange das Schiff mit dem Sturme kämpft. Noch törichter Streitigkeiten, wie es kam, daß man in den Sturm geriet. Man ist eben drin im Orkan und muß heraus. Und man kann es; denn das Schiff ist an und für sich stark und gut, seine Offiziere verstehen ihre Sache, und die Matrosen sind handfeste Kerle. Da tut also nur eins not: unbeirrtes Arbeiten jedes einzelnen an seinem Platz, sei es auf der Kommandobrücke, an den Tauen oder im Maschinenraum. Und wenn man dann glücklich durch den Wirbelsturm hindurch ist und im Hafen angekommen, dann mag man das Schiff prüfen, und, wenn es wünschenswert erscheint, diese und jene Änderung vornehmen. Aber nicht eine Minute früher, als bis keine Sturmwoge mehr gegen die Schiffswand donnert.

Unsere Feinde wissen sehr gut, wie stark unsere Kraft in Wirklichkeit ist. Nicht auf das Versagen unseres Könnens rechnen sie, nur auf das Erlahmen unseres Willens. Verrechnen sie sich darin — und sie müssen und werden es —, dann bricht ihre ganze Berechnung überhaupt zusammen."

Mit welchen Gefühlen einer — ach so bitteren — Rechtfertigung lese ich heute, 1920, diese Worte wieder!

Am 30. September 1918 besuchte ich noch einmal mit einigen Kollegen die 3. Armee, die in der Champagne kämpfte, und wir erhielten dort den allertiefsten Eindruck von dem Ungeheuern, was dort gegen eine drei- bis vierfache Übermacht geleistet wurde. Zugleich auch den, daß auch der Gegner am Rande seiner Kräfte war. Ein paar entschlossene Männer mit einem Maschinengewehr konnten ganze Bataillone der Franzosen aufhalten. Nur noch im Schutze der Tanks, die wir nicht besaßen, kamen sie zum Sturm vor.

Ende Oktober wurde der Rest des Großen Hauptquartiers, zu dem auch das Kriegsberichterstatter-Quartier gehörte, von dem bedrohten Charleville nach Lüttich verlegt. Damit verließ auch ich endgültig diese kleine, mir durch mehr als vierjährigen Aufenthalt liebgewordene Stadt.

Am 3. November nachmittags erhielt ich in Lüttich den Befehl, den Kaiser am folgenden Tage auf einer Fahrt zu den Fronttruppen zu begleiten.

Man weiß, wie die Lage damals war. Deutschland stand in diesen Tagen unter dem furchtbaren Druck der immer noch ausbleibenden Antwortnote Wilsons. Die kommende letzte Katastrophe, die Revolution, die Abdankung des Kaisers, seine Flucht über die Grenze, lagen, so nahe sie waren, noch im Schattendunkel der Zukunft. Aber kein Klarblickender konnte doch schon damals sich der Gewißheit verschließen, daß die Entwicklung der Dinge lawinenhaft einem nahen Abgrunde zurollte. Diese Frontfahrt, wohl auf einen Wunsch des Kaisers selbst zurückgehend, erschien von vornherein als ein aussichtsloser Versuch, durch das Erscheinen des Monarchen selbst bei seinen Soldaten irgend etwas zu wenden. Ungern folgte ich der Weisung, aber entziehen konnte ich mich ihr nicht.

Nie werde ich den seltsam düstern Eindruck vergessen, wie ich ein paar Stunden nach Mitternacht auf dem menschenleeren Lütticher Bahnhof aus der Finsternis den mir so wohlvertrauten schweren, dunkelfarbigen Kaiserzug mit verhängten Schlafwagenfenstern langsam in die Halle rollen und sich am Bahnsteig zur Ruhe legen sah, wie ein großes, trauriges Tier. „Du trägst den Cäsar und sein Unglück", ging es mir durch die Seele. Vielfach schon hatte dieser vierjährige Krieg die Ereignisse mit Erlebnissen und Begegnungen so dramatisch gefügt, wie es eine bewußte Dichtung nicht stärker hätte tun können; der Leser hat das wohl mehr als einmal mit mir empfunden. Dies aber war durch seine Gegensätzlichkeit doch wohl das Seltsamste, daß ich fast genau ein Jahr, nachdem ich mit dem Kaiser in diesem gleichen Zuge die glänzende Reise nach Italien geteilt hatte, jetzt noch einmal mit ihm diese Fahrt machen sollte! Eine Tür öffnete sich, ich stieg ein; der Wagenwärter, derselbe von vor einem Jahr, führte mich in mein altes Zimmer. Wohin die Reise ging, wußte er selbst nicht. Unmittelbar darauf rollte der Zug weiter durch die Nacht.

Am folgenden Morgen erwachte ich in der Nähe von Brüssel. Es ging zu den Truppenlagern hinter der Lys- und Schelde-Front.

Der Tag verlief äußerlich ganz in der gleichen Art wie in Italien. Frühstück, Mittag und Abend wurde gemeinsam im Speisewagen des Zuges eingenommen. Ich saß neben dem Kaiser, oder ihm schräg gegenüber, so daß ich alle Muße hatte, ihn zu sehen und zu hören. Kurz nach Beginn des Frühstücks ließ er mich auf den Platz neben ihm rufen. Er begann selbst mit der Erinnerung an Italien und den Unterschied zu heute. Dann hat er wohl eine Dreiviertelstunde lang mit mir gesprochen; oder besser, nach seiner Art, zu mir geredet, ausschließlich über die größten schwebenden Fragen der Politik und mit einer Rückhaltlosigkeit, die mich in Erstaunen setzte. Es war deutlich, daß er durch mich zur Öffentlichkeit zu sprechen wünschte. Nur war mir nicht klar, ob er erwartete, daß ich diese Dinge sofort weitergab oder sie nur als Geschichtschreiber für später hören sollte. Vieles schien auch bloßes Aussprachebedürfnis. Ich hörte ihm mit tiefer Erschütterung zu. Nie haben sich mir die guten Seiten und zugleich die Grenzen seines Wesens so enthüllt. Schon während er sprach, erkannte ich freilich, daß die öffentliche Wiedergabe fast alles dessen, was er sagte, zur Zeit ganz unmöglich war. Schon die Zensur hätte es nicht zugelassen. Auch heute ist nicht der Augenblick und hier nicht der Ort, die Unterredung zu wiederholen. Die Zeit einer objektiven Aufnahme ist noch fern; ich würde nur einen neuen Zankapfel zwischen die Gunst und den Haß der Parteien werfen und niemand würde damit gedient sein. Und dies ist kein politisches Buch.

Während des Vormittags und des Nachmittags besuchten wir dann von dem zwischen Alost und Gent oder Audenarde haltenden Zuge aus in Autos eine große Anzahl verschiedener Divisionen, zum Teil bis 10 Kilometer hinter der Kampffront. Der Kaiser, in voller Uniform, hielt an die ihm vorgestellten Frontruppen überall Ansprachen, sehr kurz, schroff militärisch im Ton und ungefähr des gleichen Wortlauts, in denen er ihnen für ihr Ausharren in den schwierigen Rückzugskämpfen dankte und die unauflösliche Zusammengehörigkeit von Vaterland, Heer und Kaiser aussprach. Es war schrecklich mit dem Wissen und Ahnen, das man hatte, das mit anzuhören.

Die Truppen, die wir vorfanden, sahen durchweg sehr gut aus, obwohl sie alle in schweren Kämpfen gestanden. Kräftig, gut im Zeug und in tadelloser Haltung. Aber ernst und gemessen, und wie mir schien, gegenüber den Worten der Ansprachen fast abweisend. Nicht weil sie sie nicht so empfanden, sondern weil sie sie nicht brauchten. Was sie taten, taten sie aus eherner Pflicht und Ehre. Ihr Antwort-Hurra war das dienstliche Hurra der Parade. Anders viele der höheren Offiziere, die das Ungeheure der Wandlung tiefer erfaßten, ihre Ideale zerschellen sahen und denen die angestammte Vasallentreue in Stimme und Augen trat. Viele, von denen in diesen Blättern mehr als einmal die Rede gewesen ist, traf ich hier wieder. Kronprinz Rupprecht von Bayern war da, General Sixt von Armin; auch meinen verehrten, in diesen Jahren mir zum Freund gewordenen General Freiherrn von Marschall, den Kommandeur des ruhmgekrönten Garde-Reservekorps, mit seinem vertrauten Adjutanten, dem Prinzen Ysenburg, sah ich wieder. Wir schüttelten uns die Hand; sagen konnten wir nicht viel. Wir wußten, was jeder empfand. Der General sprach von den schweren Kämpfen, die seine Truppen in den letzten Monaten durchgemacht, und ihren furchtbaren Verlusten. Der Kaiser, dessen Flügeladjutant er lange gewesen, redete ihn besonders an und dankte ihm.

Den Kaiser selbst in seiner unerschöpflich sanguinischen Natur hob die Berührung mit seinen Truppen sichtlich. Unterwegs bei den Divisionen wurde seine Haltung immer straffer, immer aufgerichteter. Er ging stolz, wie früher, mit großen stattlichen Schritten. Auch nachher, bei Tische, zeigte sich die Veränderung. Beim Frühstück zunächst schweigsam, dann in jener Unterhaltung mit mir erregt, sorgenvoll, unsicher, wurde er zu Mittag und zu Abend geradezu wieder heiter und gesprächsfroh wie ehedem. Ich, der ich nur den Vergleich mit Italien hatte, fand ihn zwar immer noch stark verändert; seine Umgebung, die ihn täglich sah, sagte mir, er sei ganz ausgetauscht gegen gestern.

Um $^1/_2$10 zog er sich, wie gewöhnlich, zurück, während der Zug mit uns wieder ostwärts rollte. Ich stieg in Lüttich aus und habe ihn nicht wiedergesehen.

Das war am 4. November. Am 9. kam zu uns nach Lüttich die Nachricht von der Revolution in Deutschland und von der Abdankung und der Flucht des Kaisers nach Holland.

Der Eindruck war furchtbar. Freilich trat das erst allmählich recht in Erscheinung. Ich erinnere mich noch als wäre es heute, wie in dem großen Speisehaus in der Rue de la Cathédrale, wo die Mehrzahl der deutschen Offiziere aß, solche vom Hauptquartier, aber auch sehr viele von der Front, am Abend das Bild genau das gleiche war wie alle die Tage zuvor. Alle Tische überfüllt wie sonst; man speiste und rauchte wie sonst, und die Kunde von der Flucht des Kaisers und des Kronprinzen ging von Mund zu Mund, ohne irgendeinen leidenschaftlichen Ausdruck, eine Szene, wie sie vielleicht in hundert Jahren ein Dichter schildern wird, hervorzurufen. Ich erinnere mich noch des seltsamen Befremdens, mit dem ich dies erlebte. Mir war, als ginge unsichtbar etwas Furchtbares, Unerfaßliches über uns hinweg durch den Raum; und ich hatte, wenn ich so über die zusammengebeugten Köpfe schaute, unter dem darüber schwebenden Rauch, einen Augenblick das schauerliche Gefühl, als sähe ich über eine Schar von Toten dahin, die mit dem Leben nichts mehr gemein hatten und nur noch wie Marionetten dessen Gebärden ausübten. Allein diese Männer hatten zuviel der Eindrücke erlebt in all den Jahren. In den folgenden Tagen fehlte es an dem Erfassen und Aussprechen der Folgenschwere der Ereignisse des 9. November nicht.

In diesen Tagen begannen sich auch in Lüttich die Erscheinungen der endgültigen Auflösung des Heeres langsam zu entwickeln. Es dauerte doch eine ganze Weile, ehe es soweit kam. Vielfach trat zuerst, oft in fast rührender Form, bei den einfachen Leuten jene idealistische Traumhaftigkeit hervor, die soviel mit dazu beigetragen hat, das politische Kindervolk der Deutschen wie einen Schlafwandelnden in den Abgrund zu führen: die Überzeugung, daß nun die große Völkerverbrüderung da sei und alles gutmachen werde. Leuchtenden Auges und in der treuherzigen Voraussetzung der Mitfreude wurde man unterwegs von unsern Soldaten angesprochen: „Haben Sie schon gehört, die Franzosen kämpfen nicht mehr mit uns", oder: „Eben ist die Nachricht gekommen, die englische Flotte hat sich auf offener See mit der deutschen verbrüdert."

Am 11. November bekamen wir die Weisung aus Spa, daß das Kriegsberichterstatter-Quartier aufgelöst sei und daß wir heimzukehren

hätten. Das war schon der Tag, wo die scheußlicheren Erscheinungen der Auflösung in der Etappe auftauchten: Plünderungen der Lebensmittelzüge durch deutsche Soldaten und wüste Verschleuderung der Vorräte, deutsche Automobile in den Straßen mit roten und belgischen Fahnen, auf denen angetrunkene Feldgraue den vorübergehenden Belgiern Brüderschaft zuwinkten, ohne deren erstaunte und angewiderte Mienen zu beachten. An diesem schweren Tage verließ ich den Kriegsschauplatz, auf dem ich seit August 1914 geweilt hatte.

---

Ich bin am Ende meiner Arbeit. Der Wall von Eisen und Feuer, dessen Unerschütterlichkeit ich am Schluß meines ersten Bandes so stolz verkündet, und an dessen Halten ich auch mit Millionen durch vier Jahre hindurch geglaubt habe, ist zuletzt doch zerbrochen.

Wer ist schuld? Die einen schreien: „Die Revolution, die die Front von hinten erdolchte!", die andern: „Der Krieg selbst, der uns zum Tode erschöpft hat und die Katastrophe mit Notwendigkeit herbeiführte."

Mein Glaube ist dieser, und er ist sehr bitter: Das ganze deutsche Volk, das Volk als Ganzes, ist schuld daran. Es hat die Probe nicht bestanden, die ihm das Schicksal auferlegt hatte.

Daß wir den Krieg nicht gewinnen konnten, das sehe ich, rückschauend, vollkommen klar. Das ging über unsere Kraft. Daß wir ihn aber so verloren, das war unsere Schuld; denn das abzuwenden, wäre für uns möglich gewesen.

Der Leser ist vielleicht erstaunt, daß ich dies sage, der so oft das Ungeheure, das Beispiellose hervorgehoben hat, das unser Volk in diesem Kriege geleistet hat. Doch dies Erstaunen ist nicht nötig. Ich bleibe durchaus bei dem, was ich Bewunderndes gesagt habe und unterstreiche es noch. Nie ist von einem Volk der Weltgeschichte in diesem Kriege eine solche Kraft entfaltet worden wie von dem unsrigen. Aber danach fragt das Schicksal nicht, wieviel ein Volk, sondern ob es genug leistet. Es verteilt seine Aufgaben nicht gerecht. Es stellt sie nur, und über das Volk, das sie nicht löst, schreitet es hinweg. Unserm Volk hat das Schicksal die Jahrtausende unserer Geschichte hindurch immer besonders schwere Aufgaben gestellt. Dies war die schwerste. Und das mußten

wir erkennen. Und mußten die moralische Kraft haben, alles bis zum letzten an diese Aufgabe, und nur an diese, zu setzen. Ja, zu Anfang, 1914, da durchflammte das Gefühl davon alle Herzen. Aber das hat nicht bis zu Ende vorgehalten. Der kategorische Imperativ des „εἰς οἰωνος ἄριστος" erloschen uns im Lauf der Jahre.

Ein äußerer Grund lag mit darin, daß die Heimat den Krieg, mit vorübergehenden Ausnahmen, nicht auf eigenem Boden gehabt hat. Der Krieg wurde allgemach für die Nation, so ungeheure Opfer sie auch dafür brachte, eine Art „auswärtiger Angelegenheit", eine Angelegenheit neben andern, „inneren". Und was für inneren zum Teil! Wo eine höchste Steigerung aller sittlichen Kräfte deutlichstes Gebot der Selbsterhaltung war, zeigten sich moralische Fäulniserscheinungen beschämendster Art. Und der bessere Teil des Volkes fand keine Kraft in sich, den schwächern emporzureißen.

Das letztere gilt auch für den Kriegsschauplatz. Insbesondere für die „Etappe", aber auch für die Front. Werden auch jene Vorwürfe, die allgemach zu dem schrecklichen Offiziershaß führten, der sich in der Revolution nachher offenbarte, zweifellos ungerecht verallgemeinert, so waren sie doch nicht ohne Grund. Auch wir auf dem Kriegsschauplatz haben gewisse Schäden nicht überwinden können.

Mir schweben seither mit Bezug auf das deutsche Volk von 1918 immer die furchtbaren Worte vor, die einst, nach dem Propheten Daniel, Kapitel 5, die geheimnisvolle Hand an die Wand an Belsazars Königssaal schrieb: Mene tekel upharsin. Unter ihnen heißt tekel nach Luthers Übersetzung: „Man hat dich in einer Wage gewogen und zu leicht gefunden." Was die übrigen Worte bedeuten, mag man bei Daniel selbst nachlesen.

Man sage mir nicht, unser Leiden war übergroß, wir konnten nicht mehr. Das ist nicht wahr. Die Belgier, deren Land bis auf einen winzigen, vom Kriege vernichteten, Rest über vier Jahre lang in Händen des Feindes und großenteils Kriegsschauplatz war; die Franzosen, die bei geringerer Bevölkerung viel mehr Tote gehabt haben als wir und deren Land auf unabsehbare Strecken hin eine Wüste geworden ist, sie haben mehr gelitten als wir, ohne schwach zu werden. Wir hätten viel mehr noch gekonnt, als wir getan haben. Waren nicht gerade die

die moralisch Schlimmsten und die Opferunwilligsten bei uns, die am wenigsten gelitten hatten? Wenn das deutsche Volk den Geist von 1914 durch diese Jahre hindurch hätte in sich erhalten können — nicht in fortwährendem Begeisterungsrausch; das ist unmöglich, und war auch an der Front nicht; sondern nur in zähnezusammenbeißendem Gefühl der Pflicht und in einfacher verstandesmäßiger Erkenntnis des Notwendigen —, dann wäre es sicher gelungen, das Schlimmste abzuwenden: diese Niederlage, deren Folgen ja immer erst nur noch wenige bei uns übersehen.

Doch dies ist nun geschehen. Möge für diejenigen unter uns, für die ungezählten Tausende unter uns, auf die dieser Vorwurf — es ist mehr eine schmerzvolle Klage als ein solcher — nicht zutrifft, die ihr Äußerstes gegeben und Unvergeßliches getan haben, dies Buch ein bescheidenes Blatt zu dem Ehrenkranze sein, den wir ihnen schulden.

# Register für alle drei Bände.

Soweit die Ermittelung noch möglich, wurden hier auch diejenigen Namen und Ziffern wieder eingeführt, die in Band I und II aus Zensurgründen durch Buchstaben oder ..... ersetzt werden mußten. (Z. = Zeile von oben.) Auf Veranlassung der Zensur mußte in Band I nachträglich auch die Bildertafel Seite 368/69 entfernt werden, fehlt also in einem Teil der Auflage.


A....., Unteroffizier Dr., I, 64 Z. 10 u. 33.
Aachen I, 22. 60; II, 8.
Abancourt II, 190. 199.
Ablain I, 342.
Achenbach, Andreas, I, 188; III, 6.
Acheville III, 33. 35. 36. 37.
Adelaide, Madame, französische Prinzessin III, 100.
Aie, Kapitänleutnant, III, 13.
Ailette III, 99. 102. 103. 143. 234. 241. 241 (Abb.). 244. 246. 251; -Grund III, 100. 111. 112. 117. 232. 240. -Stellung III, 232; -Tal III, 57. 107. 108. 109. 111. 116. 143. 240. 241 (Abb.). 242. 244. 247.
Ailles III, 109. 110. 111. 114. 115. 116. 241.
Ailly I, 374.
Aincreville II, 207. 208.
Aire I, 401; II, 206.
Aisne I, 50. 59. 60. 63. 72. 166. 172. 173. 262. 354; II, 35. 37. 78. 103. 111. 113; III, 18. 20. 54. 55. 99. 100. 123. 175. 231. 234. 235. 237. 242. 243. 244. 245. 247. 248. 249. 251. 254. 264. 265; Arondissement I, 301; -Brücken III, 248; -Champagne-Front III, 30. 129; -Champagne--Schlacht III, 28. 50. 64 (Karte). 100. 102; Département I, 155. 156; -Höhen III, 251; Landschaft II, 48 (Abb.); -Linie I, 72. 155; II, 85; III, 254; -Marne-Kanal III, 56; -Oise-Kanal III, 244; -Stellung III, 250; -Tal I, 167. 171; II, 93. 110. 112. 115; III, 54. 55. 234. 237. 238. 242. 244. 245. 248. 257 (Abb.).
Aisonville III, 172.
Aix-Noulette I, 342. 345.
Alberich III, 23; -Offiziere III, 23; -Tage III, 23.
Albert II, 278. 313; III, 16. 166. 167. 268.
Albrecht, Herzog von Württemberg I, 44. 50. 58. 181. 316.
Allarmont I, 235. 237. 243. 244.
Aloft III, 278.
Alpenjäger, Französische, I, 217.
Alsace, Lenkballon, siehe Lenkballon.
Altkirch II, 131. 132. 133. 135. 136. 137.
Alt-Thann II, 131.
Alvensleben, Oberst Graf, II, 85; III, 40.
Ambiorix II, 364.
Amiens II, 113, 342; III, 166. 224. 250. 252. 260. 268.
Ancre II, 283; III, 21. 26. 156.
Andenne I, 36. 37.
Andrian, Hauptmann Baron, I, 231.
L'Ange Gardien, Örtlichkeit III, 100.

d'Angers, David, Maler II, 322.
Angomont I, 253. 254. 257.
Angres I, 361; III, 29. 30. 31. 33.
Anhalt-Bernburgische Truppen III, 36.
Anizy II, 103.
Annoeulin I, 284 Z. 29.
Antoine, französischer Heerführer III, 129.
Antoninuswälle I, 151.
Antwerpen I, 17 (Abb.). 42. 44. 92. 93. 113. 115. 116. 119. 120. 121. 122. 130. 133. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 145 (Abb.). 146. 149. 412; III, 90; Belagerung I, 154; Deutsche Schiffsbrücke I, 208 (Abb.); Einnahme I, 151. 160. 191. 313; Flucht der Besatzung I, 144; Fortgürtel I, 114. 128 (Abb.). 139. 145 (Abb.); Heimkehrende Flüchtlinge nach dem Fall von, I, 129 (Abb.); Holzlager I, 285; Kathedrale I, 144. 147. 148; Geschmolzene Petroleumtanks I, 113 (Abb.); Gesprengter Maschinenraum des Dampfers „Santa Fé" I, 113 (Abb.); Am Steen I, 160 (Abb.); Belgische Verteidigungsanlage I, 161 (Abb.); Zerschmetterter Zug I, 112 (Abb.).
Apremont I, 374; II, 181.
d'Arc, Jeanne, s. Jungfrau von Orléans.
Ardennen I, 75; II, 180. 253; III, 89. 231; -Plateau I, 82.
Ardre III, 252. 262. 263. 264.
Argonnen I, 58. 260. 261. 400. 401. 404. 406. 409; II, 11. 13. 18. 24. 40. 119. 128. 164. 165. 171. 206. 207. 239. 276; Kronprinz I, 400 (Abb.); Truppenansiedlung I, 400 (Abb.).
Ariovist II, 134.
Arleux III, 33. 35.
Arlon I, 72.
Armee, 1., I, 54, siehe auch Armee von Kluck; 2., III, 165. 167; 3., I, 54. 59 Z. 3 u. 26. 69 Z. 6; 4., I, 54. 58; 5., I, 54, siehe auch Kronprinzen-Armee; 6., III, 169; 17., III, 167. 168. 169. 207; 18., III, 169, siehe auch Armee von Hutier; Albrecht von Württemberg I, 44. 54. 181. 316; F. von Below (2. Armee) II, 357; O. von Below (17. Armee) III, 220; des Deutschen Kronprinzen I 44. 45; des Kronprinzen von Bayern I, 44. 275. 293; von Hausen I, 44; von Heeringen I, 44; von Hutier III, 167. 172—175. 178. 190. 191; von Kluck I, Kap. 11. 176. 181; von Strantz I, 102.
Armeeflugplatz, 1., II, 354.
.... Armeekorps, siehe Garde-Reserve-Korps.
Armeekorps, 4., III, 154; 9. (von Quast), I, 178; 13., III, 155; 17., III, 351.
Armeeoberkommando, siehe A. O. K.
A. O. K. 1 (von Kluck) I, 156. 159. 160. 176; 3 (von Einem) II, 17. 18. 20. 26. 27—29; 4 (Albr. von Württemberg) I, 58. 181. 195. (Sixt von Armin) III, 88; 17 (O. von Below) III. 220; 18 (von Hutier) III, 172. 178; Französisches, III, 256.
Armentières I, 276. 280. 291; III, 86. 169. 169 (Karte). 229.
Arnold, Zeichner, I. 292.
Arras I, 326. 329. 338. 341. 342. 345. 346. 359. 401. 414; II, 27. 46. 115. 119. 277; III, 15. 18. 19. 20. 24. 26. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 48. 50. 52. 57. 129. 165. 167. 168. 229; -Front III, 34; -Gegend III, 16; -Offensive, Englische, III, 39. 94; -Schlacht III, 25 (Karte). 28. 37. 38. 44. 86. 94. 129. 157. 158. 175.
Artois I, 276; II, 27; III, 19. 207. 209.
Aubange I, 46.
Aubérive II, 13. 18. 21; III, 28. 53.
Audenarde III, 278.
Audun-le-Roman I, 99.
Augusta Veromanduorum I, 302.
Australier III, 139.
Avesnes III, 166. 171. 247. 266. 270.
Avion I, 344; III, 33. 37.
Avocourt II, 206. 212. 213. 220. 221. 225. 229. 234; Französische Gefangene

aus dem Walde von A., II, 208 (Abb.); Wald von A., II, 209. 216. 221.
Avre III, 168. 191; -Front III, 224; -Tal III, 204.
Avricourt I, 258.
Automobilkorps, Kaiserl. Freiwilliges, I, 86, 140. 155.
Azannes II, 181.

von B...., Rittmeister, siehe von Behr.
von B...., Oberst, siehe von Behrendt.
von B....., siehe von Bergmann.
B..., siehe Béthenivile.
B..., Rittmeister, siehe von Borsig.
B...., Leutnant d. R., siehe Brüning.
B., Dr...., siehe Burg.
B...., siehe St. Quentin.
B....., Husar, I, 64 Z. 11.
Baccarat I, 237.
Badonviller I, 237. 238. 248.
Bagatelle I, 401, 402; -Pavillon I, 402. 404. 405; -Werk I, 407; II, 128.
Bahnhof, Soldatenverpflegung (Bahnhof von Cambrai) I, 160 (Abb.).
Bailleul III, 31.
Baltikum III, 143.
Bapaume II, 278. 312. 313. 351. 360. 367. 368; III, 20. 21. 22. 24. 144. 166. 167. 182. 206. 207. 208. 210. 211. 212. 213. 214. 219. 220. 221. 222. 225 (Abb.); Friedhof III, 221; Lagerzelte, erbeutete englische, III, 224 (Abb.); Schlacht bei, III, 206.
Barbara, Heilige, I, 167.
Barchon, Fort, II, 8.
Bärenburg III, 59. 60. 61. 66. 67.
Barleux II, 299. 306; III, 222. 225. 226.
Barras II, 262. 349.
Barricade-Pavillon I, 402.
Bastogne I, 75.
Battice I, 23.
Baumschützen I, 217. 248. 254.
Bazoches III, 249.
Beauharnais, Alexander, II, 262; Josephine, II, 262.
Beau Séjour I, 263.
Beaurepaire II, 172.
Beauvois III, 191.
Becelaere I, 313; III, 85. 143.
Becquigny III, 204.
Beerbohm, Major, III, 102. 104. 109. 240.
Beerfelde, Frau von, I, 159.
Beerst I, 195; -Bloote I, 212.
von Behr, Rittmeister, I, 176 Z. 33.
von Behrendt, Oberst, I, 167 Z. 15. 170 Z. 14. 174 Z. 25. 180 Z. 4. 354 Z. 16.
Belchen, Großer II, 121.
Belfort I, 91; II, 134.
Belgrad II, 53.
Belle-Alliance I, 92.
Belloy II, 280. 303. 305. 306; III, 222. 225. 226.
von Below, Platzkommandant in Namur I, 89; Fritz, General II, 257; Otto, General III, 165. 207. 220; Armee III, 220; Freikorps III, 3.
von Bergmann, Oberst, Oberquartiermeister I, 160 Z. 12.
Berichterstatter, siehe Kriegsberichterstatter.
Berlin I, 7. 8. 9. 15. 16; II, 158; Reichstag II, 379; Tageblatt I, 14.
von Bernuth, General, III, 124. 125.
Berru I, 60. 61; II, 64. 66. 67; III, 53. 90.
von Berry, Herzogin von, II, 347.
Berry-au-Bac III, 55, 243. 247.
Berta, Dicke I, 109. 115. 122. 136. 137. 152. 258.
von Beseler, General I, 116. 130. 131. 132. 140. 154; Hauptquartier I, 17 (Abb.).
Béthenivile I, 54 Z. 17. 58 Z. 33. 59 Z. 1 u. 9.
Béthény I, 69.
Bethge, Hans II, 252.
Béthincourt II, 164. 205. 211. 212. 213. 216. 217. 220. 224. 225. 227. 228. 230. 232. 234. 235. 236. 237. 240. 241; III, 195. 196. 197.

Béthune I, 278. 280. 329. 338. 342. 345. 346.
Beugny II, 361.
Bezonvaux II, 205, siehe auch Ouvrage de B.
Bialla III, 101. 102.
Bias-Ferme, Beobachtungs-Hochstand II, 304 (Abb.).
von Bibrach, Major, III, 93.
Biouville I, 235. 237. 238. 243.
Bixschoote I, 313; III, 131. 132. 135.
Black Watch I, 341.
Blâmont I, 227. 235. 237. 238. 251. 252. 257. 259.
Blankenberghe I, 185; III, 4. 8.
Blanzée II, 199.
Blériot, Flieger II, 322.
Blindgänger I, 176 (Abb.). 197; II, 145. (Abb.); III, 71.
von Blois, Guis, II, 257.
Bloem, Walter I, 398.
Blücher I, 70, 92; II, 84.
Bois de Biez I, 279. 281. 288; Bois de Bouleaux II, 317.
Bois Bourrus, Fort de, II, 176.; II, 214.
Bois de Bouvigny I, 345.
Bois brûle I, 374.
Bois de Cheppy II, 220.
Bois des Corbeaux II, 205. 211. 214. 216. 221. 235. 236. 237. 238.
Bois de Cumières II, 211.
Bois d'Hennemont II, 196.
Bois de Hermétville II, 191.
Boelcke, Oswald, Hauptmann, Flieger II, 214. 332. 333. 334. 335. 336. 336 (Abb.). 337. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 357; III, 39. 40. 41. 42. 49; Aufbahrung II, 368 (Abb.); Jagdstaffel II, 358; III, 41. 42.
Bonaparte, siehe Napoléon.
Boncelles II, 6.
Bordeaux I, 72.
von dem Borne, Korps, III, 263. 264.
von Börries, General, III, 121.
von Borsig, Rittmeister d. Res. I, 221 Z. 25.
Boesinghe III, 130. 131.
Bouchoir III, 203.
Bouchavesnes III, 226.
Boulogne I, 276.
Bourg III, 244. 246. 247.
Bourgogne, Kirche, II, 71.
Bourlon III, 220; Sprengung des Kirchturmes III, 24 (Abb.).
Boussicourt III, 204.
Bouvigny II, 272.
La Bôve, Schloß, III, 99. 100.
Bovelle-Rücken III, 110. 116. 118. 133. 241.
Brabant, Dorf II, 164. 215. 235; Drahthindernis bei, II, 176 (Abb.).
Brahms, Joh., II, 138.
Brandenburg III, 72.
Brandenburger III, 58. 107.
Braquis II, 198. 199.
Braun, Zeichner I, 52.
Brauns, Oberstleutnant, I, 159.
Bréguetwerke II, 52.
Brémenil I, 238. 257.
Brest-Litowsk I, 413; III, 163. 164.
Bretagne III, 231.
Breusch I, 222.
Breuschtal I, 221. 242.
Breusch-Urbach, siehe Fouday.
Brialmont I, 114. 140.
Brienne III, 55.
Briey I, 99; II, 181. 183.
Brigade 11 II, 5; von Suckow I, 63. 65.
Brimont, Fort, I, 384 (Abb.); II, 64. 66. 67. 71; III, 53. 54. 55. 56. 263.
Broechem, Fort, I, 115. 138.
Brootseynde III, 85.
Brotonne II, 349.
Brouillet III, 264.
Bruchmüller, Oberstleutnant, III, 172. 174.
Brügge I, 151. 182. 183. 191. 194. 210; III, 2. 3. 4. 130.
Brunhilde, Königin I, 157; II, 79. 100.
Brüning, Leutnant, I, 196 Z. 1. 200 Z. 12. 210 Z. 17. 212 Z. 17.
Brüssel I, 19. 29. 44. 77. 86. 91. 92.

93. 113. 114. 115. 116. 126. 127. 128. 131. 133. 148. 149. 150; II, 70, 155. 157; III, 278; Mil.-Eisenbahndirektion II, 156; Justizpalast I, 127.
Bucquoi III, 22.
Bucy-le-Long III, 234.
Bullecourt III, 29. 32. 36. 37.
von Bülow, Heerführer 1814, II, 84;
von Bülow, Generaloberst, I, 44. 50. 305; Armee I, 301. 305; Familie II, 40; III, 40.
Burg, Dr., Kunsthistoriker II, 323 Z. 26. 325 Z. 10.
Burgundische Pforte, siehe Pforte.
Burg, Obere (Heim Rudolf Herzogs) I, 397.
Buxerulles I, 111. 384.
Buzancy I, 55.
Buzy, Dorf, II, 111, 200.

Cabarrus, Theresia, siehe Chimay, Prinzessin von ... (Mme. Tallien).
Caillette-Wald III, 15.
Calais I, 191. 276; Pas de C., I, 190.
de Camaran, Grafen, II, 255. 263.
Camard-Schlucht III, 127; -Wald II, 233. 234.
Cambrai I, 44. 181; II, 254. 282. 285. 319. 320. 321. 322. 324. 331. 334. 335. 336. 353. 354. 357; III, 20. 22. 34. 35. 41. 165. 166. 190. 191. 192. 206. 209. 220. 229. 252; -Bogen III, 166. 167. 260; Bahnhof, Abfahrt von Boelckes Sarg II, 369 (Abb.); Bibliothek II, 323; Jean Baptiste II, 322; Kathedrale II, 322. 354. 368 (Abb.); Lazarett II, 326; Schlacht bei C., III, 163. 164. 190; U-Deutschland-Feier im Kriegslazarett von C., II, 337 (Abb.).
Camp des Romains, Sperrfort I, 97 (Abb.). 98. 100. 107. 108; II, 164.
Capet, Hugo, I, 60; II, 80. 113; III, 232. 233.
Capetinger II, 80.
Carency I, 340. 341.
Carnot II, 349.
Carspach II, 136.
Cäsar, Julius, I, 304; II, 113. 134. 254. 364; III, 232. 233.
Cassel III, 85.
de Castelnau, General II, 27. 29.
Cateau, Le, Wurstfabrik im Stadttheater, I, 369 (Abb.).
Caurettes II, 240.
Caurieres-Wald III, 190.
Cavaignac, General II, 347.
Celles I, 237. 249.
Cerny III, 108. 116. 240. 241. 243; -Schlucht III, 241; -Tunnel III, 120; Zuckerfabrik III, 108.
Ch...., siehe Chambley.
Châlons I, 59. 60. 262; II, 13. 33; III, 262; Truppenlager III, 50.
Chambley I, 100 Z. 8. 101 Z. 4.
Chambord, Schloß, (1870), II, 344.
Chamouille III, 240. 241. 246.
Champagne I, 55. 235. 237. 260. 261. 263. 264. 265. 271. 274. 276. 339. 340. 342. 388. 401. 414; II, 11, 20. 27. 35. 36. 37. 40. 55. 56. 57. 62. 115. 116. 119. 170. 278. 280. 289; III, 15. 18. 28. 50. 53. 70. 75. 81. 175. 232. 261. 262. 263. 276; -Armee II, 13. 26; Oberkommando II, 14; Bahnhof St. Morel II, 160 (Abb.); -Front II, 21. 47. 102; Herbstschlacht II, 30. 117; III, 14. 16. 51. 53. 155. 156; Juli-Offensive 1918, III, 272; Kaiserbesuch II, 353 (Abb.); -Kreide III, 60. 62; -Landschaft (Bussy-Ferme) II, 81 (Abb.); -Offensive II, 24. 26. 46. 111. 168; Ch. pouillense (Lause-Champagne) I, 261; II, 57. 103; -Schlacht II, 32 (Abb.). 33 (Abb.). 46; III, 1. 94. 157; -Wäldchen, Fliegerschutz II, 225 (Abb.); -Waldlager I, 272 (Abb.); II, 144 (Abb.); -Winter- und Frühlingsschlacht I, 267. 268. 366; II, 12. 18. 24. 276; III, 14. 15.
Champlon II, 199. 202.

Changarnier, General II, 347.
Charleroi, Mil.-Eisenbahndirektionen II, 156.
Charleville I, 181; III, 158. 166. 170. 171. 270. 271. 277; Maas bei, II, 241 (Abb.); Alte Mühle, II, 257 (Abb.); -Mézières II, 15; Militärmusik auf dem Marktplatz II, 272 (Abb.).
Charmel, Le, III, 258.
Charrière II, 188; Französ. Erdwerk im Wald II, 177 (Abb.); -Wald II, 190.
Château-Salins I, 18.
Château-Thierry I, 165; III, 170. 262. 263.
Chattancourt II, 237.
Chaudfontaine II, 5.
Chauny II, 362; III, 20. 169; Kanal I, 208 (Abb.).
Chauvoncourt I, 110.
Chavonne III, 248.
Chemin-des-Dames III, Titelbild. 54. 55. 57. 99. 100. 101. 102. 106. 107. 108. 109. 110. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 143. 162. 170. 232. 234. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 253. 254. 256. 256 (Abb.). 260. 261. 262. 264. 265 (siehe auch Damenweg).
Chenay III, 251. 252.
Cheppy I, 50.
Chérêt III, 101. 104.
Chérisy III, 37.
Chesne, Le, I, 71.
Chiers I, 47. 53. 214; II, 206.
Childerich III. III, 233.
Chimay II, 253; Prinz von, II, 264; Prinzessin von (Madame Tallien), II, 259—264; Prinzessin von (Clara Ward) II, 253. 264—266; Schloß II, 254. 255. 264.
Chinafeldzug I, 7. 105; II, 114. 299. 387.
Chitorgarh II, 78.
Chlodwig I, 60. 62. 157; II, 79. 113; III, 233.
Churchill, Winston I, 130.
Cimetière I, 402.
Cincinnatus, „Krieg der Worte" II, 298.
Cirey I, 227. 235. 237. 238. 252. 257.
Civilis, Claudius II, 365.
Clemen, Geh. Rat Prof. Dr. Paul, I, 174; II, 68. 71. 72; III, 188.
Clémenceau, III, 164.
Clermont I, 28.
Cléry II, 300. 308.
Cliquot, Mühle II, 65.
Coblenz I, 16. 17. 18. 20.
Cockerill, John I, 41.
Coligny, Admiral I, 303.
Colin Roß, siehe Roß.
Collines, Les I, 238.
Combles, Dorf II, 315. 316. 317; III, 166. 226; Katakomben II, 368.
Combreshöhe I, 374. 375. 378; II, 119. 164. 181. 182. 199. 200. 203.
Compiègne I, 167; III, 170. 231. 251.
Condé, Fort III, 54. 234. 251; Prinz von II, 342. 347; -Zipfel III, 54.
Conflans I, 376; II, 184. 195.
Conservoye II, 170. 181. 210. 215; III, 90.
Contalmaison II, 283.
Corbeaux II, 212, 237.
Corbeny III, 123. 243.
Cornillet, siehe Mont C.
Costarica I, 177.
Côte des Hures II, 203.
Côte de Mongirmont II, 203.
Côte de l'Oie II, 211. 212. 213. 235.
Côtes Lorraines I, 49. 98. 100. 101. 102. 103. 106. 108. 112. 119. 170. 374. 381. 383. 384. 389; II, 71. 164. 179. 181. 186. 187. 190. 191. 193. 194. 199. 201. 202.
Coucy II, 255. 362; III, 169; le Château II, 80. 103. 346; -les-Eppes III, 109; Sire de, II, 83. 84 104.
Courcelette II, 314. 317.
Courtecon III, 101. 102. 108. 110.
Courtrai I, 182.

Courtreaux, Th., III, 100.
Craonne III, 99. 110. 241.
Craonnelle III, 245.
Croisilles III, 165. 207.
Croix-des-Carmes II, 128.
Crouy II, 111; III. 235.
von Croy, Jean, II, 254; Philipp, II, 254. 255.
Crozat-Kanal III, 175. 177. 178.
Crusnes I, 99.
Cuffies III, 235. 236.
Cumières II, 212. 235. 237. 239. 240; -Wald II, 205. 216. 236.
Curchy III, 199.
Cuts I, 176. 177.

D..., Exz., siehe Dallmer.
von D., Oberst, siehe von Dommes.
Daheim I, VI, 292; II, Geleitwort.
Dallmer, Generalmajor II, 44 Z. 9 u. 19.
Damenfriede II, 321. 324.
Damenweg III, 104. 110. 232. 239. 241. 242. 245 (siehe auch Chemin-des-Dames).
Dames de France III, 99. 100.
Dammartin I, 165.
Dammerkirch II, 131. 134.
Damvillers II, 172.
Daniel, Prophet, III, 282.
Dannevoux, Gefallener Franzose, I, 49 (Abb.). 50.
Dardanellen-Unternehmung I, 235. 281; II, 144.
Dash, Komtesse, II, 104.
Davenescourt III, 204.
David, Gerard, Maler, I, 182; II, 264.
Debus-Tunnel II, 44.
Delbrück I, 150.
Delcassé II, 53.
Delius II, 6.
Delme I, 18.
Delville-Wald II, 317; III, 65. 211. 226.
Deule I, 289; -Kanal I, 283.
Deulemont III, 130.
Deutsche Tageszeitung I, 302.
Diedenhofen I, 97. 99.
Diekirch I, 45. 72. 77.
Dieppe II, 199.
Dinant I, 33. 68. 77. 79. 81. 82. 85; Brücke I, 81 (Abb.); Kathedrale I, 80. 80 (Abb.).
von Ditfurth, Division, II, 102; General, II, 113 (Abb.); Hauptmann III, 171.
Division, Sächsische Reserve ...., die Reims eroberte, I, 63; 12. Div. II, 221; 16. Div, I, 356; -de-fer II, 241; Amerikanische, III, 273; 28. Badische, III, 193 (Karte). 200. 246. 259; Brandenburgische, III, 56; Kanadische I, 317; Englische, III, 30. 36. 243. 245. 250; Französische III, 243; Rheinländische, III, 234; Westfälische, III, 234.
Dixmuiden I, 195. 197. 200. 209. 210. 211; II, 71. 120; III, 85.
von Dommes, Oberst, II, 300 Z. 20.
Domremy I, 60.
Doms-Bach III, 191. 204.
Don I, 283, 284.
Donalies, Major, II, 7.
Doncourt II, 183.
Donjon II, 346.
Donon I, 18. 216. 237. 242. 252; Erstürmung I, 217.
Doppelhöhe 60. III, 92.
Doré, Maler, I, 158.
Dormoise II, 30; -Tal II, 44.
Douai I, 338. 343. 345. 346. 353. 356. 368. 388; II, 53; III, 20. 39. 49 (Abb.). 220.
Douaumont II, 175. 176. 177. 179. 186. 199. 205; III, 15. 58. 65.
Doulcon II, 207. 208.
Dover I, 190. 191.
Downs I, 191.
Dreiling, Pater, Prof. Dr., III, 186. 187.
Dreslincourt III, 199.
Drillantcourt II, 236.
Drival, Archäolog II, 359. 360.
Dubois de Courval, II, 104.
Du Mont, Geh. R., Dr. Neven I, 149.
Dun I, 49. 52. 53. 98. 374; II, 165. 179. 181. 206. 207. 221. 224 (Abb.).

Duperdussin, Flugzeugfabrik, I, 69.
Dünen, Verteidigungswerke in den Dünen, I, 176 (Abb.). 177 (Abb.); III, Abb. X, 16 (Abb.).
von E...., Exz., siehe von Eberhard.
E...., Generaloberst, siehe von Einem;
E....., Stabsarzt Dr. E., siehe Engels.
E...., siehe Esch.
E...., Prof. Dr., siehe Ewald.
Eau Blanche II, 253, 258.
von Eberhard, General, I, 221 Z. 32.
Ecurie I, 342.
Eifel I, 45; III, 89.
von Einem, Generaloberst, I, 265 Z. 3. 268; II, 18.
Eisenbahnwesen II, 147 ff.
Eitel Friedrich, Prinz I, 267; II, 12. 104.
Eix-Bach II, 190.
Elewyt I, 113.
Ellora I, 178.
Elsaß II, 131. 132.
von Emmich, General, I, 19. 25; II, 1.
Ems, I, 16. 19. 45; -Tal I, 20.
Engels, Stabsarzt Dr., 116 Z. 5.
Entente III, 141. 162.
Eparges, Les, I, 374; II, 202. 203.
Epéhy III, 206.
Epernay III. 232, 262. 263. 264.
Epinal I, 18. 50. 95. 96. 218. 240.
Eponina II, 365.
Eppeghem I, 113.
Eppeville II, 339.
Erches III, 199. 201. 202. 204.
Erler, Fritz, Maler II, 282.
Esch I, 45 Z. 34. 55 Z. 9.
Escorial, Schloß, I, 303.
Esnes II, 207. 225. 229. 239.
Essarts III, 22.
Essey I, 383.
Essigny-le-Grand III, 175; 177.
Estaires III, 169.
Estrées II, 303. 305; III, 224. 225. 226.
Etain II, 71. 180. 181. 184. 185. 187. 190. 191. 195.
Etalon III, 200.
Etang-de-Lachaussée I, 384; II, 180.
Eterpigny II, 280; Kriegsbrücke I, 288 (Abb.).
Etreillers III, 175.
Eulenburg, Fürst, II, 138. 141.
Eupen II, 253.
Eutin I, 1. 4. 5. 6. 131. 411; II, 145; III, 2.
Evegnée II, 6.
Evening Sun I, 161.
Ewald, Prof. Dr. II, 132 Z. 28.
van Eyck, Maler, I, 182.

F...., Hauptmann, siehe Fetzer.
von F..., Oberst, siehe von Fischer.
F..., Exz., siehe Fleck.
F.., Major, siehe Fließbach.
F..., Oberleutnant, siehe Fluch.
F....., siehe Folembray.
Fagne, La, II, 253.
Faidherbe, General, I, 304; II, 342.
von Falkenhausen, Generaloberst, I, 259.
Fampoux III, 31.
Farbus III, 31.
Fayet III, 191. 192.
Feldartillerieregiment 82 III, 101.
Feldzug, Rumänischer II, 382; III, 1.
Fénélon II, 324; -Tor, Cambrai II, 321 (Abb.).
Ferdinand von Aragonien II, 320.
Fère-en-Tardenois III, 249. 250. 256. 257. 259.
Fernand, Bürgermeister, I, 90.
Fesselballon I, 49 (Abb.); II, 145 (Abb.).
Festner, Vizefeldwebel, Flieger III, 49.
Fetzer, Hauptmann, II, 359.
Feuchy III, 31.
Fichtelberg III, 60. 61.
Figaro, über Neuve Chapelle, I, 281.
Filain III, 243.
Fille morte, I, 401; II, 239; Kreuzverteilung an die Sieger von, I, 400 (Abb.).
von Fischer, Oberst, I, 100 Z. 10.
Fismes III. 246. 249. 250. 255.
Fize-Fontaine I, 35.

Flabas II, 181.
Flandern-Armee III, 153. 169; -Schlacht 1917 III, 57. 121. 128. 128 (Abb.). 129. 129 (Abb.). 131. 135. 141—145. 153. 161. 163. 175.
Fleck, General, I, 268. 271. 272; II, 11. 12. 35. 44. 113 (Abb.). 349.
Fléron, Fort, I, 25. 27. 30; II, 5. 6.
Fleury II, 178.
Fließbach, Major, II, 114 Z. 24.
Flirey I, 374. 382. 388. 395.
Fluch, Oberleutnant, I, 231 Z. 15.
Flucquières III, 175.
Flugzeug, Abgeschossenes englisches, III, 81 (Abb.); Abgeschossenes französisches, I, 369 (Abb.); II, 49 (Abb.).
Foameix II, 185. 193 (Abb.).
Forges I, 45; II, 236.
Frankfurter Zeitung I, 14.
Franz I., franz. König II, 321.
Französisch-Lothringen I, 19.
Fredegunde von Neustrien I, 157; II, 79.
French, John, I, 163. 275, 281.
Frenssen, Gustav, I, 126.
Fresnes II, 181. 182. 199. 200. 202. 203. 204.
Fresnoy III, 36. 37.
Frezenberg III, 132. 146.
Frieden von Brest-Litowsk III, 163; mit Rumänien III, 163; Westfälischer, II, 171.
Froissart, Jean, II, 255. 256. 257. 258; III, 45.
Fromezey II, 190, 215.
Fußartillerieregiment 55 III, 202.
Foch, General, II, 27; III, 168. 169. 200. 252. 264. 265.
Folembray I, 156 Z. 3. 158 Z. 35. 159 Z. 28.
Fonchette III, 200.
Fontaine III, 34. 35. 37.
Fontane III, 40.
de Fontenay, Marquis, II, 260.
Fontenoy I, 172.
Fôret de Hesse II, 220.
Forges II, 211. 212. 213. 221. 234. 235; -Bach II, 164. 205. 220. 225. 227. 228. 229. 230. 232. 234. 236. 237; 240; III, 126; -Grund III, 126; -Wald II, 211. 214. 220. 235. 238.
von Förster, Major, I, 387; II, 114.
Forster, Maschinengewehrschütze, II, 311.
Fouday (Brensch-Urbach) I, 216.
Foureaux-Wald II, 312. 317. 318; III, 211. 226.
Frankl, Leutnant, II, 306.

von G...., Exz., siehe von Gaede.
von G..., Exz. Freiherr, siehe von Gayl.
von G..., Oberstleutnant, siehe von Gluczewski.
von G....., Major, siehe von Goßler.
G...., Major, siehe Grüner.
von Gaede, General, II, 381 Z. 11.
van Gallwitz, General, II, 295.
Gambetta I, 133.
Gänserücken II, 216. 221. 235.
Garde-Infanteriedivision, 4., II, 303 Z. 15.
Garde-Grenadierregiment, 4., III, 154.
Garde-Reservekorps III, 24. 25. 279; Kreuzverteilung an die Sommekämpfer des G., II, 320 (Abb.); Generalkommando III, 24. 25.
Gaudri, Höfling, II, 82.
Gautier de Mortague II, 86.
Gavrelle III, 31. 33. 34. 35. 36. 37.
von Gayl, Freiherr, General, I, 383 Z. 21. 385 (Abb.). 387. 388. 397; II, 173. 299.
Gazette des Ardennes I, 263.
von Gebhard, Eduard, II, 377.
Gebser, Leutnant, I, 286. 289.
Gebweiler II, 121.
Gefangene, Englische, II, 285; III, 37; Französische, II, 30. 241 (Abb.). Vgl. auch Mühlhausen, Verdun.
Generalstab, Großer, I, 8. 13. 14. 18; Nachrichtenabteilung III b des, I, 14.
Génicourt I, 98.
Gent I, 144. 151. 191; III, 278.
Germonville, siehe Ouvrage de G.

Geschützgießerei, Spandauer, I, 310.
Gheluved III, 143.
Gheluvelt III, 89. 136.
Gheluwe III, 88.
Gironville I, 98.
Givenchy I, 278. 282. 283; III, 29.
Givet I, 77, 78. 82. 83. 84. 85; II, 253. 254; Artilleriewirkung I, 81 (Abb.). 96 (Abb.); Deutsche Maasbrücke I, 112 (Abb.).
von Gluczewski, Oberstleutnant, III, 59. 72 Z. 12 u. 25. 65 Z. 15 u. 23. 66 Z. 7. 67 Z. 35. 74 Z. 11 u. 19. 74 (Anm. 2). 75 Z. 7.
Goeben, Heeresführer von 1870/71, I, 304; Familie von, III, 40.
von der Goltz, Freiherr, Generalgouverneur von Belgien, I, 77. 90. 94. 95. 97; III, 101.
Gommécourt II, 277. 278; III, 15. 156; Verteidiger von, General Freiherr von Süßkind II, 288 (Abb.).
Goncourts, Die, II, 262.
Gondrexange I, 257.
Gorlice II, 27.
von Goßler, Major, II, 270 Z. 15.
Goethe, „Champagne in Frankreich", II, 172.
Goeulzin, Schloß, III, 32. 49 (Abb.).
Gravelingen I, 289.
Gravelotte I, 376; II, 183.
s'Gravenstafel I, 315.
Gregor von Tours II, 323.
Grenadiere, Die ..., am Hochberg III, 68.
Grenze, Schweizer, III, 19. 273.
„Grete, Faule", I, 32.
Grévillers II, 312; III, 24.
Gris-Nez, Kap, I. 276.
Grodno I, 413.
Gronen, Leutnant, II, 343, 344.
Grüner, Major, II, 225 Z. 24. 227 Z. 20. 228 Z. 23. 232 Z. 29.
Guibert von Nogent II, 82. 83.
de Guise, Lieutenant-Général, I, 146.
Guise III, 172.
Guizot, Historiker, I, 304, II, 81.
Gürzenich-Konzert II, 138.
Gussainville, Schloß, II, 198. 199.
Gwalior II, 78.

von H...., siehe von Hausen.
H..., Art.-Oberlt, siehe Henke.
H...., Major. siehe Hermsdorff.
von H...., Baron, siehe von Hirschfeld.
H..., Hauptmann, siehe Hoffmann.
von H..., Leutnant, siehe von Höslin.
von H..., Rittmeister, siehe von Humbracht.
von H...., Exz., siehe von Hoehn.
Haanebek-Flüßchen I, 335.
Hadrianswälle I, 151.
Haigh, Sir Douglas, III, 129. 130. 138.
Halanzy I, 46,
Hallue II, 342.
Ham II, 339. 340. 341. 345. 346. 349; III, 20. 167. 178. 195; 1870 II, 342 ff.; Turm des Connétable II, 346. 353 (Abb.); Der Überfall von H. 1870 II, 343; Zitadelle, Gefängnis Napoleons III. II, 336 (Abb.).
Handels-Unterseeboot Deutschland II, 326.
Hantz, Col du, I, 222. 227.
Hardaumont II, 176. 177. 205; siehe auch Ouvrage de H.
Hartmannsweilerkopf I, 366; II, 119. 121. 122. 123. 124. 128. 129. 130. 131. 134. 137. 380; Granatwirkung II, 128 (Abb.); vgl. auch Mühlhausen.
Harville II, 200.
Haeseler, Graf, I, 91.
Haeser II, 280.
Hasselt I, 132.
Hattonchâtel I, 103, 374. 384; II, 180.
Hattonville I, 98.
Haucourt II, 216. 217. 220. 221. 222. 225. 226. 227. 228. 229. 237. 240.
Haudiomont I, 102; II, 191. 199.
Haumont II, 167. 170. 171; Wald, Artilleriewirkung II, 161 (Abb.).
Hauptquartier, siehe auch Armeen; Großes,

I, 14. 15. 16. 20. 43. 45. 69. 133. 134. 153. 235. 301; II, 10. 14. 15. 35; III, 155. 166. 234. 267. 277; Sitz des Generalstabs I, 368 (Abb.); Wohnung des Kaisers I, 368 (Abb.).
Haus, Rotes, II, 8.
von Hausen, Generaloberst Frhr., I, 44. 50. 54 Z. 31. 59 Z. 4. 77.
Haushofer I, 54.
Havasagentur III, 248.
Havrincourt, Park, III, 25; Schloß III, 25. 33. 207 (Abb.).
Hazavant, Ferme bei St. Benoit, I, 369 Z. 12.
Hébuterne II, 46.
Heckengrund III, 125. 127.
Hedin, Sven, I, 134. 135.
Heeresleitung, Oberste, III, 18. 19. 21. 33. 52. 54. 84. 101. 133. 142. 153. 155. 156. 157. 161. 165. 166. 168. 169. 170. 171. 252. 263. 264.
von Heeringen, Generaloberst, I, 44; II, 93.
Hegeler, Kriegsberichterstatter III, 235.
Heidelberg I, 74.
Heims, Maler I, 52.
Heinrich II. von Frankreich I, 303; II, 171, 255; IV. von Frankreich II, 84. 100; III, 232.
Helgoland II, 78.
Hem-Cléry II, 306.
Hénin-Liétard I, 358; -sur-Cojeul III, 31.
Henke, Artillerie-Oberleutnant I, 267 Z. 11.
Hennemont II, 199.
Henri-Chapelle, Dorf, I, 22.
Henriot II, 85.
Herenthage III, 89.
Herero-Krieg II, 287.
Herly III, 200.
Herméville II, 190. 191. 195. 199. 215; Französische Lagerhütte im Wald, II, 192 (Abb.).
Hermies II, 359 ff.; Kirche II, 352 (Abb.).
Hermsdorff, Major I, 159 Z. 32. 160 Z. 3.
Hertling, Reichskanzler III, 171.
Herzog, Rudolf I, 255. 396.
Herzog von Württemberg, siehe Albrecht, Herzog von Württemberg; Armee, siehe Armee.
Het Sas I, 314.
Heudicourt I, 384.
Hexenkessel III, 84.
Hexensattel III, 60.
Heyl, Sergeant, II, 75.
Heyst I, 185.
von Hindenburg, Generalfeldmarschall, I, 19. 130. 131. 209. 352; II, 334. 382; III, 17. 19. 26. 27. 102. 105. 154. 161. 166. 176. 260. 265. 266; Regiment v. H., III, 101. 104. 109. 120. 239. 240.
von Hirschfeld, Generalleutnant Baron, I, 90 Z 5.
Hirson II, 254; III, 166.
Hirtzstein II, 137.
Hochberg III, 57. 58. 60. 61. 66. 67. 68. 84. 162.
Hochebene, Lothringische, I, 236. 237. 253.
Hochländer-Regimenter III, 65.
von Hochwächter, Rittmeister, III, 171.
Höcker, Paul Oskar, I, 292.
Hoffmann, Hauptmann, II, 18 Z. 1.
Höhe 60 III, 92; H. 70 II, 270; H. 132 II, 56, 111; H. 175 III, 247; H. 191 II, 18; H. 196 I, 267. 270. 271. 415; II, 12. 18. 36. 44. 111; H. 199 I, 415; II, 18. 20. 30. 36; H. 265 II, 211. 236; H. 281 II, 284; H. 304 II, 207. 212. 216. 217. 220. 222. 227. 228. 230. 232. 233. 234; III, 15. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 239; H. 371 I, 259; H. 542 I, 238. 239. 245. 246. 248; H. 671 I, 230 Z. 12; H. 717 I, 249; H. 748 I, 231.
Hohenzollernkurfürst, Erster, I, 32.
Hohenzollernwerk II, 273.
Hohes Venn II, 253.
Höhlen I, 161 (Abb.). 169. 178; II, 78. 359 ff.; III, 112. 241.
Höhlenwohnungen II, 80 (Abb.).

Hoehn, Generalleutnant, Ritter von, I, 265 Z. 27; 266 Z. 33.
von Hoiningen, gen. Huene, General, Gouverneur von Antwerpen I, 143 Z. 9. (statt irrig Freiherr von S....)
Hollebeke I, 313; III, 85. 86. 88. 132. 139.
Hollogne I, 34.
Holnon-Höhe III, 194; -Wald III, 174. 177. 191. 193. 194. 206.
Homer II, 141. 142. 143. 144. 145.
Hooge III, 89. 132.
von Höslin, Leutnant, II, 307 Z. 31.
Houthhulster Wald III, 143.
Howah-Soldaten III, 256.
Hugo, Victor I, 13. 28. 40.
Hugo von Francien II, 113; III, 233.
Hühnerfarm einer Intendantur II, 96 (Abb.).
Hulluch II, 273; III, 130.
von Humbracht, Rittmeister I, 64 Z. 2. 5. 23. u. 32; 65 Z. 2. u. 20.
Hunnenschlacht auf den katalanischen Feldern III, 257.
Hurlus II, 18.
Hurtebise-Ferme III, 100. 110.
Hutier, General von, Exz. III, 165. 209 (Abb.).
Huy, Festung, I, 35. 36. 38. 40.
Hyencourt-le-Petit III, 199.

J..., Fähnrich I, 64 Z. 10 u. 31.
J..., Hauptmann, siehe Isenburg.
Ile-de-France I, 168; II, 79; III, 231. 232. 233. 234. 239. 240. 246. 248. 253. 255. 263.
Ilias II, 138 ff.
Illies I, 283. 284. 288. 289.
Ill-Tal II, 136.
L'Illustration, Französische Hetz-Karrikaturen I, 67.
Immelmann, Flieger II, 333; III, 41.
Infanterie-Division, 4., II, 234 Z. 2; 13., III, 121; Badische, Nr. 28, III, 190. 245. 249.
Infanterie-Regiment, 2. Masurisches, Nr. 147; III, 101; J.-R. 27 II, 5; J.-R. 56 I, 278 Z. 23; J.-R. 113 III, 84; J.-R. 130 III, 65. 74; J.-R. 162 II, 5; Sächsisches J.-R. 192, II, 228 Z. 20; Bremisches J.-R. III, 35.
Ingon-Bach III, 199.
Isenburg, Hauptmann, Stabsadjutant I, 225 Z. 18.
Isonzo-Front III, 143.
Isonzoschlacht III, 141. 163. 251.
Italien I, 152; III, 143.
Iwangorod II, 4.
von J...., Leutnant, siehe von Joest.
Jäger 14, II, 5.
Jäger-Bataillon, 9., I, 277 Z. 35; 85.
Jambes, Vorstadt, I, 37. 38. 39.
Jaulgonne III, 258.
Joffre, General I, 161. 163. 165. 177. 181. 183. 261. 266. 267. 289. 338. 339. 374. 388; II, 22. 23. 24. 25. 27. 28. 29. 44. 278; III, 50. 155. 156.
Johannes von Burgund II, 342.
Josephine, Kaiserin, II, 262. 349.
von Joest, Leutnant, I, 359 Z. 25.
Journal des Débats I, 165, 176.
Jouy-sous-les-Côtes I, 98.
Jungfrau von Orléans I, 60. 61. 62; II, 347; Denkmäler I, 61. 62 (Abb.). 305; II, 62. 65.
Jura, Schweizer, I, 216; II, 134. 136; III, 188. 228.
Jury, Bois du, I, 389. 395.
Juvincourt III, 56. 123.

K....., Hauptmann, siehe Käfer.
K...., Hauptmann, siehe Karut.
von K..., General, siehe von Klaar.
von K...., Generalleutnant, siehe von Knörzer.
K..., Leutnant, siehe Koch.
K..., Leutnant, siehe Kunzmann.
K...., Pionierhauptmann, siehe Kuntze.
K....., Husar, I, 64 Z. 11.
Käfer, Hauptmann, I, 116 Z. 30.
Kairo II, 265.

Kaiser Wilhelm II., I, 2. 3. 4. 6. 8. 9. 13. 15. 31. 45. 70. 79. 135. 243. 313; II, 149. 243. 333. 357. 379. 381. 382. 383. 384; III, 13. 41. 154. 171. 277 ff.
Kaiserreich, Weströmisches, III, 233.
Kalkschmidt, Kriegsberichterstatter, III, 235.
Kanadier I, 318; III, 135. 139.
Kanal, Französischer, I, 256 (Abb.).
Karl V., Kaiser, II, 171. 254. 255. 321.
Karl VI., franz. König, II, 258.
Karl VII., franz. König, I, 60.
Karl X., franz. König, II, 347.
Karl der Einfältige, III, 233.
Karl der Große I, 60. 304; II, 79.
Karl der Kühne, II, 254.
Karl, Herzog von Niederlothringen, II, 80.
Karolinger I, 157; II, 79. 80; III, 233.
Karthago II, 297.
Karut, Hauptmann I, 392 Z. 21.
Katakomben II, 315. 364; III, 180.
Katsch, Kriegsberichterstatter, I, 155. 174.
Keilberg III, 59. 66. 68. 74.
Keller, Gottfried, I, 76.
Kemmel-Berg III, 169. 260.
Kerfselaere III, 314.
Kessel, Fort, I, 115. 138.
von Kessel, Oberst, III, 24.
Killinger, Flieger III, 13.
Kino II, 94. 273 (Abb.). 291.
Kitchener II, 20.
Klaar, von, General I, 290 Z. 33.
Klein, Leutnant, III, 49.
Klein-Zillebeke III, 89.
Klimt, Maler, II, 250.
Kohlke, Leutnant, III, 105. 106.
von Kluck, Generaloberst, I, 44. 72. 151. 154. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166; Armee, I, 153. 154. 155. 156. 159. 176. 181. 354.
von Klützow, Frau, II, 6.
Knocke I, 185; II, 131.
von Knörzer, Generalleutnant I, 223 Z. 8.
Koch, Leutnant, I, 215 Z. 27.
Kolbe, Villa, I, 161 (Abb.).
Koll I, 140.
Köln II, 138. 158; III, 113.
Kölnische Zeitung siehe Zeitung, Kölnische.
König von Bayern I, 225; II, 149; von Sachsen I, 256; 259.
Koningshoyckt, Fort, I, 115. 138.
Korps, 9., I, 176; 3. Märkisches, II, 110; Kanadische, III, 135.
Kortrijk III, 2. 133.
Köster, Dr., Kriegsberichterstatter III, 235.
Kreuznach III, 166.
Krieg der Worte, siehe Cincinnatus.
Kriegsberichterstatter I, 7. 8. 14. 16 (Abb.). 21. 45. 116; II, 162; III, 165. 171. 270; -Quartier III, 28. 277. 280.
Kriegspressеamt III, 171.
Kriegszeitung, Liller, I, 292.
Kronprinz, Deutscher, I, 44. 45. 46. 79. 294. 400; II, 237. 380; III, 280; Hauptquartier I, 135.
Kronprinzen-Armee I, 99. 400; II, 212.
Kronprinz Rupprecht von Bayern, siehe Rupprecht.
Kronprinz, Sächsischer I, 59.
Krupp I, 19. 103. 109. 115. 122. 136 bis 138; Kleiner, I, 312 ff.
Kuntze, Pionierhauptmann, I, 389 Z. 27.
Kunzmann, Leutnant, III, 127 Z. 16.
Künzer, Hauptmann, III, 197.

L..., General, siehe von Lochow.
L....., Hauptmann, siehe Lübke.
La Bassée, I, 276. 278. 283. 284. 289. 290. 414; II, 20. 21; Kirche I, 289 (Abb.)
Labordère I, 402.
La Fère, 343; III, 165. 166. 169. 175. 177. 256.
Laffaux III, 53. 54. 55. 162. 232; -Ecke III, 143.
Lagarde I, 237 257. 258.
de Lameth, Graf, II, 104.
Lamoricière, General, II, 347.
de Landrecourt, Fort, II, 176.
Lange, Hauptmann, II, 383.

Langemarck I, 314. 335; III, 136. 139. 146; Kirche, I, 336 (Abb.). 352.
„Langer Max", siehe „Max".
Langres II, 365.
Laon I, 156. 157; II, 77—86. 88. 89. 91. 93. 94. 96. 97. 98. 100. 103. 111. 113. 207. 362; III, Titelbild. 18. 20. 52. 99. 100. 102. 104. 105. 133. 143. 186. 229. 232. 237. 239. 244. 250. 251; Höhlenbewohner, II, 80 (Abb.); Kathedrale, I, 157. 158; II, Titelbild. 81. 86; III, 235; Ostteil, II, 80 (Abb.); =Soissons=Paris, Eisenbahnlinie; III, 235.
La Tour, Maler, I, 307 f.
Lause=Champagne (Champagne pouilleuse), I, 257 (Abb.); II, 57.
Lavedan, Henri, II, 69.
Le Brun, Malerin, II, 260.
Lecointe, General II, 342. 343.
Leffincourt I, 58.
Leibgrenadierregiment, 8. Brandenburg., III, 58.
Leibregiment, Badisches, Nr. 109, III, 196.
Leman, General, I, 29. 31.
Lenkballon „Alsace" I, 401 (Abb.). 415; II, 32. 34.
Lens I, 276. 344. 345; II, 273; III, 29. 31. 33. 34. 35. 37. 135. 229; Friedhof, II, 273 (Abb.).
Leonardo da Vinci II, 92.
Leopold II, König, III, 89.
Lewald I, 150.
Leyden I, 156; II, 79. 207.
Liancourt III, 200.
Libau III, 13.
Lierre, Fort, I, 115. 136.
Ließe, Heeresgruppe, III, 116.
Liévin III, 33.
Lille I, 151. 181. 274. 275. 276. 282. 283. 284. 288. 289. 290. 291. 292. 295. 314. 338. 359. 388; II, 158; III, 20. 166. 169; Mil.=Eisenbahndirektionen II, 156.
von Lindequist, Generalleutnant, III, 220.
Lion d'Or, Hotel, I, 62. 63. 68. 69. 70; II, 65.
Liouville I, 98. 108. 111. 384; II, 164.
Lives I, 37. 38.
Lixhe I, 132.
Lizerne, Dorf, I, 315.
Lloyd George III, 164.
von Lochow, General I, 353 Z. 8; II, 110.
Lokalanzeiger, Berliner, II, Geleitwort.
Lombardsijde III, 130.
Loncin, Fort, I, 29. 30. 31. 33. 34.
Longueval, Dorf, III, 66.
Longuyon I, 53. 214.
Longwy I, 44. 46. 47. 53; II, 172; Deutsche Sturmstellung vor, I, 33 (Abb.).
Löns, Hermann, II, 339.
Loos II, 273; III, 15. 29.
Loretto II, 27.
Lorettohöhe I, 338. 339. 340. 342. 344. 346. 348. 352. 354. 359. 361. 364. 374. 375. 397; II, 115. 240. 272. 276.
von Loßberg, Generalmajor, III, 144 (Abb.). 153. 155. 156. 157. 158.
Lötzen III, 101.
Lothringen I, 33. 44. 154. 236. 251; II, 79.
Lothringen, Schlacht von, I, 17. 216. 252.
Loti, Pierre, II, 69.
Louis von Luxemburg II, 346. 347.
Louise von Savoyen II, 321.
Löwe, Goldener, s. Lion d'Or.
Löwen I, 93. 113. 114. 116. 131. 149. 412.
Löwenburg II, 145.
Lübke, Hauptmann, I, 282 Z. 16.
Ludendorff, General, III, 17. 18. 33. 37. 154. 161. 166. 174. 260. 265. 266. 267. 268; „Kriegserinnerungen", III, Geleitwort VII. 142. 173. 268.
Ludwig IV. (d'Outremer) II, 80.
Ludwig V. (Fainéant) II, 80.
Ludwig XI. II, 342.
Ludwig XII. II, 320.
Ludwig XIII. I, 61.

Ludwig XIV. I, 82; II, 70. 321; III, 233.
Ludwig XV. I, 66. 307; III, 240.
Ludwig XVI. III, 99.
Ludwig von Bourbon II, 347.
Ludwig der Fromme I, 60.
Ludwig das Kind II, 80.
Ludwig der Dicke II, 82.
Ludwig Philipp II, 347; III, 233.
Ludwigslust, Waldlager, III, 109.
Luginsland III, 60. 61. 67. 69. 72.
Lugdunum Nemorum I, 156; II, 79.
Lunéville I, 50. 109. 236. 237. 240.
Lutterbach II, 132.
Lüttich I, 10. 19. 22. 25. 27. 31. 32. 33. 34. 35. 40. 41. 42. 45. 47. 85. 132; II, 1. 2. 3. 4. 5. 156; III, 277. 279. 380; Friedhof Walburge, Deutsche Feldpredigt an belg. Gräbern, II, 1 (Abb.); Gedenktafel II, 1 (Abb.); Justizpalast I, 32 (Abb.).
von Lützow, Freiherr, III, 74.
Lützow, Regiment, II, 8.
Luvigny I, 243 Z. 19. 257 (Abb.).
Luxemburg I, 52. 53. 215.
Ly-Fontaine III, 175. 177.
Lyon I, 156; II, 79. 207.
Lys I, 276. 289. 314; III, 85. 101. 130. 145 (Abb.). 169. 278.

M....., Hauptmann d. R., siehe Marbersteig.
M...., Hauptmann, siehe Meyer.
M...., Leutnant, siehe Martini.
M...., siehe Montmédy.
M...., siehe Mouzay.
Maas I, 27. 33. 34. 35. 38. 39. 40. 41. 44. 45. 49. 77. 78. 79. 82. 98. 99. 100. 106. 110. 124. 132. 214. 237. 314. 369. 374. 378. 384. 387. 388. 401; II, 79. 163. 164. 165. 171. 172. 173. 174. 176. 179. 180. 206. 210. 211. 212. 214. 215. 216. 216. 218. 219. 220. 221. 224. 230. 234. 236. 240 (Abb.). 253; -brücken I, 80 (Abb.). 112 (Abb.); II, 153; Eisenbahnbrücke bei Révin I, 33 (Abb.); -Höhen II, 162. 165. 181. 182. 199. 205. 207. 235; -Landschaft II, 176 (Abb.); -Überschwemmung II, 240 (Abb.).
Machault I, 58.
Machiavell II, 320.
Mackensen, Generaloberst, I, 352.
Madagaskar, Howahs aus, III, 256.
Maison-Blanche I, 342; de Champagne II, 36.
Maisonette II, 306; III, 224.
Maissemy III. 177.
Maizeray II, 200; Schützengraben von II, 161 (Abb.).
Malancourt I, 45; II, 164. 205. 207. 212. 213. 216. 217. 219. 220. 221. 222. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 232. 237. 240.
Malmaison, Fort, III, 240. 245.
Malmédy II, 253.
Manchester, Dechant von III, 30.
Manheulles II, 199. 200. 202.
Mannoury, General I, 165.
Manonviller I, 50. 109. 258.
Maure, Dorf II, 58 Z. 21.
Marc, Maler II, 198.
Marchais, Schloß I, 353 (Abb.); II, 78; III, 116. 133.
Marchéville II, 199.
de la Marck, Kardinal I, 27.
Marbersteig, Hauptmann d. R., I, 69 Z. 6.
Margarete von Österreich II, 321.
Mariakerke I, 192.
Mariembourg II, 254.
Marie-Thérèse, Befestigungswerk I, 400.
Marinekorps I, 316.
Markirch I, 216. 227; II, 121. 131.
de Marle, Thomas, II, 83.
Marle III, 231. 239; A.O.K., III, 234. 237.
Marne I, 60. 164. 165; III, 170. 231. 239. 243. 252. 253. 255. 256. 257. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265.

272; =Ardre=Bogen III, 263; =Bogen III, 264. 268; =Schlacht I, 72. 77. 153. 161. 181. 377; Vorstoß bis zur III, 240 (Abb.).
Marquilliers I, 284 Z. 31.
Marre, Fort, II, 214.
Mars=la=Tour I, 99. 100. 304. 376.
Marschall von Altengottern, Freih. General, II, 298. 303. 304 (Abb.). 317. 320 (Abb.); III, 24. 279.
Marschall, Korps II, 318.
Martell, Karl, II, 104.
Martin, Befestigungswerk I, 402.
Martini, Leutnant. I, 64 Z. 9.
Martinique III, 81.
Marville I, 53.
v. d. Marwitz, General, III, 165.
Massiges I, 261. 263; II, 30. 115; III, 14.
Masuren, Ostpreußische, III, 105; =Schlacht I, 235.
Matigny III, 192. 195. 197.
Matin, Zeitung I, 224.
Maubeuge I, 33. 44. 88. 92. 257.
Mauer, Chinesische I, 152. 387; III, 108.
Maurepas II, 300. 308.
„Max, der lange", (Riesengeschütz), II, 370.
Maximilian von Habsburg II, 254. 320.
Maywald=Höhle III, 112.
Mecheln I, 113. 116. 117. 118. 120. 121. 122. 131. 136. 142; III, 90; Kathedrale I, 148; III, 90.
Meerbusen, Rigaischer, III, 141.
Mélac II, 70.
Memling, Hans, I, 182.
Meldehund III, 92. 96. 97 (Abb.).
Menehould I, 262.
Menhir II, 340. 341; bei Ham, La Pierre qui pousse, II, 352 (Abb.).
Menin III, 132. 140. 141.
Mercier, Kardinal, I, 118.
Méricourt III, 33.
Merowinger I, 157; II, 113. 323; III, 231. 233.
Merville III, 169.
Mesnil I, 263. 270; II, 18. 30; =St. Nicaise III, 199; Butte de I, 415.
Messina I, 23.
Messines III, 86. 169.
Meßter, Firma, II, 95.
Metz I, 17. 18. 19. 78. 97. 98. 99. 107. 112. 215. 293. 278. 379. 388; II, 171. 172. 175. 182. 182. 185. 190. 194.
Meurthe=Linie I, 237; =Tal I, 236. 239.
Meyer, Hauptmann, II, 18 Z. 2. 40.
Mézières, Alte Befestigungen, II, 257 (Abb.); Französische Kinder, II, 272 (Abb.); =Charleville, II, Geleitwort; III, 54. 273 (Abb.).
Michaelsen, Dr., I, 125. 126.
Middelkerke I, 192. 193. 193 Z. 7; III, 8. 9.
Middendorf, Gardegrenadier, II, 74.
Militär=Attachés der auswärtigen Staaten I, 16. 18. 20. 36. 38.
Militär=Eisenbahnpräsident II, 156.
Militär=Generaldirektion der Eisenbahnen in Brüssel II, 155. 156.
Mirabeau II, 347.
Missy, Dorf, II, 111. 234.
Mobilmachung I, 3—6. 9. 10. 16. 45. 48; II, 147. 148. 180; III, 101.
von Moltke, Generaloberst, Chef des Generalstabes, I, 115.
Monaco, Fürst von, II, 78; III, 133.
Monacu=Ferme II, 306.
Moncel, Schloß, I, 376.
Monchy III, 31. 32. 39; =le Preux III, 31.
Moncy, Marschall von, II, 347.
Mondon I, 237.
Mons I, 78.
Montauban II, 287.
Montblainville I, 404.
Mont Cornillet III, 57. 60. 61. 66. 74. 84. 107.
Montdidier III, 166. 167. 170. 191. 204. 224. 259. 268.

Montereau III, 232.
Montfaucon I, 50. 51. 52. 53; II, 164. 212. 213. 225.
Mont Haut, siehe Hochberg.
Monthenault III, 120. 239.
Monthois II, 38.
Montigny III, 263.
Montmédy I, 46. 47. 48 Z. 10. 49 Z. 1, 52. 53; II, 207; Festungsgeschütz I, 48 (Abb.); Umgehungsbahn I, 48 (Abb.).
Mont-Notre-Dame III, 256.
Mont Olympe bei Charleville II, 10.
Mont Pelé III, 81.
Mont Sec I, 389.
Moorseele III, 88. 91.
Moorslede III, 91.
Moreau, Marschall, II, 104.
Moresnet, Neutral-, I, 22; Preußisch-. I, 22.
Morgemoulin II, 188. 190. 215.
Moritz von Sachsen II, 171.
Moronvilliers III, 53. 56. 58. 59. 66. 108.
Mort Homme, siehe auch Toter Mann, II, 212. 239.
Mosel I, 20. 53. 97. 98. 221. 237. 314. 369. 373. 374. 377. 378. 379. 380. 388; II, 173. 180. 183. 194. 206; Landschaft zwischen Maas und II, 176 (Abb.).
Motormörser, Österr.-ungar. 30,5-cm, I, 111. 115. 124. 138.
Moulainville, Fort II, 176.
Moulin de l'Homme mort, I, 401.
Mouquet, Gutshof, II, 314. 315. 317. 318; III, 226.
Mourmelon le Grand, III, 50.
Mouffy, III, 245.
Mouzay II, 215 Z. 30.
Muches für Katakomben II, 364. 367.
von Mudra, General, I, 401.
Mülhausen I, 216; II, 120. 123. 125. 130. 132. 135. 137. 380; Französ. Gefangene vom Hartmannsweilerkopf II, 129 (Abb.).
Müller, Oberst, Berichterstatter, I, 240. 241.
von Mumm, Sektfabriken, II, 65.
Museen, Französische, I, 307; II, 347; III, 21.

N..., General, siehe Neuber.
N....., Hauptmann, siehe Neumann.
N...., Major, siehe Nicolai.
von der Nahmer, Dr., II, 343.
Namur I, 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 44. 47. 66. 77. 78. 85. 86. 88. 89. 90. 146; II, 1, 3. 153; Mauer-anschläge I, 97 (Abb.); Provinz I, 86.
Nancy I, 44; II, 241.
Nantes II, 46.
Nanteuil I, 166.
Napoleon I., II, 84. 104. 347. 348. 349.
Napoleon Bonaparte, Prinz, später Kaiser Napoleon III.; II, 347—349.
Narbonne-Lara, Herzogin von, III, 99. 100.
Nesle III, 20. 167. 200.
Nethe, Fluß I, 115. 119. 124; -Abschnitt I, 116; -Linie I, 129.
Neuber, General, I, 243 Z. 19. 248 Z. 15. 257.
Neufchâteau I, 78; II, 179. 180.
Neuflize, Schloß, III, 52.
Neumann, Hauptmann, I, 174 Z. 33. 175 Z. 10; bayrischer Soldat, I, 233 f.
Neustrien III, 233.
Neuve-Chapelle I, 274. 275. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 287. 288. 289. 290. 293. 295. 326. 338. 339. 340. 341; II, 168.
Neuville I, 342. 347. 352.
de Neuville, Alfred, Maler I, 304.
Neuville-St. Vaast III, 31.
Neuville Vitasse III, 29.
New York-Times III, 209.
Nicolai, Major, dann Oberstleutnant, I, 18 Z. 4. 20 Z. 22. 52 Z. 6 u. 12. 55 Z. 13. 58; III, 171.
Niedersachsen, Truppen aus, III, 124.
Nieuport I, 193. 194. 196; II, 346; III, 9. 130. 154.

Nieuws van den Dag III, 26.
Nimwegen, Friede von, 1679, II, 321.
Nivelle, General, III, 50. 51. 52. 54. 57.
Nogent, Schloß, I, 174 Z. 28; -l'Abesse, Fort, I, 65.
Nonnenwerth, Insel, I, 397.
Nordsee I, 213. 289; II, 150; III, 1. 19. 188. 210. 228. 273.
Nordvogesen I, 288.
von Norman, General, II, 299.
Normannen II, 80. 100. 316. 365.
Notre Dame de Lorette, Wallfahrtskapelle, I, 339. 342. 346.
Nowo-Georgiewsk I, 130. 413.
Noyon I, 176. 177. 178; II, 91. 113. 207. 362; III, 20. 50. 167. 231. 235; Deutsches Soldatengrab II, 129 (Abb.).

von O...., Oberst Freiherr, siehe von Oldershausen.
Oberburnhaupt I, 222.
Oberelsaß I, 97; III, 102.
Obst, Maler, I, 53. 54. 55.
Oise III, 20. 175. 177. 231; Departement, I, 155; Niederung III, 32 (Abb.).
Oldenburg, Truppen aus, III, 124.
von Oldershausen, Freiherr, Oberst, II, 45. 114.
Olita I, 413.
Omignon-Bach III, 177.
Oppy III, 33. 34. 35. 36. 37. 130.
Orlau III, 102.
Orléans I, 60.
Orléannais III, 233.
Ornes II, 164.
Orne-Tal II, 190. 192. 195; Drahthindernisse im, II, 208 (Abb.).
Ortelsburg III, 106.
Orval, Abtei, II, 64 (Abb.).
Osborn, Dr., Kriegsberichterstatter, III, 58.
Osel III, 143.
Ossowiez I, 413.
Ostende I, 144. 150. 151. 185. 191. 192; II, 158; III, 8. 130.
Ostgalizien, Durchbruch in, 1917, III, 173.
Ostini, Fritz von, I, 199.
Ostpreußen III, 101. 105. 106.
Oudinot, General, II, 70.
Ourcq-Fluß I, 165; III, 255. 257.
Ourscamp II, 71.
Ouvrage von Hardaumont II, 176; de Bezonvaux II, 176; de Germonville II, 176.
Overdevaert I, 113.
Ovillers II, 278.

P...., Hauptmann, siehe Pauli.
P...., Kamerad, siehe Pietsch, Kriegsberichterstatter.
P....., Oberleutnant, siehe Prondzynski.
Papst Benedict II, 72; Pius X., I, 17; Julius II., II, 320; Stephan, I, 60.
Paissy III, 245.
Pareid II, 200.
Pargny, Somme-Niederung II, 289 (Abb.).
Paris I, 32, 33. 54. 59. 72. 96. 97. 114. 154. 155. 163. 165. 223. 258; II, 86. 172. 174. 175. 179. 185. 260. 261. 263. 264. 323. 342; III, 183. 231. 232. 233.
Paroches, Les, Fort, I, 98. 104. 109. 110; II, 164; Dorf, I, 110. 384.
Parroy I, 239.
Parux I, 238. 250. 257 Z. 9.
Parvillers III, 201.
Passariano II, 348. 349.
Paschendaele I, 313; III, 85. 136. 143.
Pauli, Hauptmann I, 134 Z. 6.
Péronne II, 277. 278. 304 (Abb.). 306. 343. 345; III, 20. 165. 167. 195. 224. 225 (Abb.). 230.
Perthes I, 261. 263; II, 18. 115.
von Petersdorf, General, III, 144.
Pfettershausen II, 131.
Pfirt II, 36. 131. 136.
Pforte, Burgundische, II, 133. 134., siehe auch Trouée de Belfort.
Pharao III, 56.
Philipp II. von Spanien I, 303.
Philippa von Hennegau II, 256.
Picardie I, 168; III, 19.

Pierre, La, qui pousse II, 341.
Pierrepont III, 204.
Pietsch, Hauptmann a. D., Kriegsberichterstatter, I, 52. 71. 155. 174. 236; II, 125 Z. 14.
Piglhein, Maler, I, 389.
Pilkem I, 314; III, 132.
Pill-boxes (Betonunterstände) III, 136.
Pinon, Ort, II, 104; III, 243. 247; Schloß, II, 97 (Abb.). 102. 103. 105; Gärten II, 97 (Abb.); Eroberte Geschütze II, 112 (Abb.); Schlafzimmer II, 112 (Abb.).
Pinthevile II, 202.
Pipin der Kurze, II, 113. 233. 341.
Plaine I, 236; -Abschnitt I, 250; -Gebiet I, 243; -Tal I, 237. 238. 239. 242. 248. 249.
von Platen, Major, III, 159.
Platz, Potsdamer, siehe Potsdamer Platz.
von Plessen, Generaloberst, III, 123.
von Plüschow, Flieger, III, 13.
Pöhlberg III, 59. 60. 66.
Pola III, 163.
Poix, Fürst von, II, 104; Fürstin von, II, 104. 108.
Poelkapelle I, 313. 328. 334 Z. 29; III, 143; Blick in zerschossenes Haus I, 337 (Abb.); Kantine I, 321 (Abb.).
Polignac, Prinz von, II, 347.
Pommery-Hügel II, 65.
Pompadour, Marquise von, I, 308.
Pontavert III, 248.
Pont-Faverger I, 63; III, 58. 62. 77. 78.
Pont-à-Mousson I, 377. 379. 380; II, 181. 182.
Poperinghe III, 85. 138.
Potte III, 199.
Potsdamer Platz III, 101, 102. 109. 110. 112. 116. 239. 241.
Pouilleuse, La Champagne, I, 260.
Pozières II, 314, 318; III, 211. 226.
Prémontré, Abtei, II, 103.
Priesterwald I, 374. 377. 380. 381. 388. 392. 397. 406.; II, 115. 119. 128. 182. 200. 276.
Prix-Ferme II, 317.
Prins von Buchau, Freiherr, Divisionsgeneral, III, 192. 245. 259.
Prondzynski, Oberleutnant, I, 190 Z. 33.
Prosnes II, 18, 24; III, 59.
Prouvais III, 55. 56.
Prüllage, Johannes, Vikar, II, 74. 75.
Prunay III, 262.

von Q..., General, siehe von Quast.
von Quast, General, I, 176 Z. 19, III, 169.
Quéant III, 29. 35. 36. 207.
Quentin de La Tour, siehe La Tour.
Quesnoy, le, -en-Senterre, III, 201.

R...., Hauptmann, siehe Richter.
R...., Major, siehe Richter.
v. R....., siehe v. Rohrscheidt.
R...., Hauptmann, siehe Roennebeck.
R....., Husar, I, 64 Z. 11.
Rabenwald, siehe Bois des Corbeaux.
Rabodeaubach I, 227. 236.
Raffécourt, Mühle, II, 221. 236.
Raon-l'Étape I, 238.
Raon-sur-Plaine I, 242.
Reger, Max, I, 159.
Regiment 16., I, 277 Z. 34; 22. R., II, 226 Z. 7. 228 Z. 18. 229 Z. 19. 233 Z. 5; 28. R., II, 114; 29. R., II, 44. 45. 55 Z. 34; 40. R., I, 348 Z. 20; Feldartillerie-R. 62., II, 75; 65. R., II, 44. 45; 68. R., II, 111; 111. R., I, 348 Z. 17. 349 Z. 11; 142. R., I, 348 Z. 20; 148. R., III, 125; 156. R., II, 225 Z. 20. 227 Z. 20. 228 Z. 18 u. 24. 229 Z. 19. 232 Z. 29. 233 Z. 6; 374. R., III, 124; Hindenburg III, 101 ff.; Hohenzollernsches, 40., III, 197; Lippisches, 55., III, 110; Schlesisches, 58., III, 93; Westfälisches, 16., III, 110; 55., III, 110; 56., III, 110. 112. 113; 57., III, 112.
Regimenter, Niedersächsische, III, 123; Ostpreußische, III, 103; Pommersche, III, 122. 123; Posensche, III, 122;

Schlesische, III, 122; Westpreußische, III, 122. 123.
Regnéville II, 205. 211. 212. 235. 236.
Regniowez I, 68.
Reims I, 50. 52 ff. 80 (Abb.). 94. 144. 261; II, 11. 24. 33. 62 ff. 64 (Abb.). 65 (Abb.). 84. 88. 113; III, 14. 18. 27. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 75. 80. 90. 100. 170. 185. 186. 188. 220. 229. 232. 247. 249. 251. 257. 261. 262. 263. 264. 267; Abwehrschlacht bei, III, 52; Aus R. rückkehrende Bauern I, 65 (Abb.). 72; Kathedrale I, 60. 61. 62. 63. 67. 71. 73. 120; II, 62. 63. 64 (Abb.). 65 (Abb.). 69. 71. 76. 86. 87. 89; III, 185. 186. 232. 235; Vogelschau II, 65 (Abb.).
Reiterregiment, 3. Bayerisches II, 307.
Renaudin, Schloß, I, 353 (Abb.).
Rennstieg III, 99.
Reserve-Division, 11., II, 221; 14. R.D., III, 234; 18. R.D., III, 32. 39.
Reservekorps, VII., Generalkommando, III, 52; VIII., II, 35; Schlesisches, II, 233.
Reserveregiment, 10., II, 229 Z. 22; Res.R. 22, II, 234 Z. 5; Res.R. 23, II, 234 Z. 5; 136 Z. 13. 241 Z. 1.
Reserve-Infanterieregiment 38, II, 236; Res.J.R. 51, II, 236; Res.J.R. 156, II, 234 Z. 5.
Rethel I, 50. 59. 65 (Abb.). 71; II, 32. 33. 158; III, 263. 273 (Abb.).
Retinne II, 5. 6.
Retourne, Fluß I, 63.
Révin, gesprengte Eisenbahnbrücke, I, 33 (Abb.).
Rhein I, 20. 77. 99. 387.
Rheinbreitbach I, 397.
Rheinebene I, 221. 250.
Rhein-Marne-Kanal I, 237. 251. 257. 258.
Rhein-Rhone-Kanal II, 133.
Riaville II, 202. 203.
Richebourg I, 341.
Richier, Luigi, Bildhauer, II, 185.
Richter, Hauptmann dann Major, Nachrichtenoffizier I, 55. 240 Z. 17. 249 Z. 34.
v. Richthofen, Freiherr, Rittmeister, Flieger II, 334. 357, im Trauerzug Boelckes mit dessen Orden, 369 (Abb.); III, 39 ff. 41. 43—46. 48. 49. 80 (Abb.); Jagdstaffel III, 33. 39 ff. 65 (Abb.); Ferdinand Freiherr, Geograph III, 40; Lothar, Leutnant, Flieger III, 43. 49.
Richthofen, Familie von, III, 40.
von Riemann, General I, 268.
Riesenkanone, Deutsche, die Paris beschoß III, 183.
Riga III, 149.
Rigo (Zigeuner) II, 253. 264. 265. 266.
Riom, Graf von, II, 347.
Ripont III, 262.
Robespierre II, 260.
Rocroi I, 68. 69; II, 253.
von Roeder, General, III, 219.
Roederer, Kellerei II, 65.
von Rohrscheidt, Major I, 16 Z. 13. 133 Z. 30. 153 Z. 26.
Rolandslied I, 304; III, 253.
Roloff, Dr. Professor II, 349.
Rom, Beschießung durch Oudinot II, 70.
Romagne-sur-Montfaucon II, 221.
Romsée, Dorf, II, 5.
Roennebeck, Hauptmann I. 359 Z. 10 u. 11. 363 Z. 8. 366 Z. 15. 368 Z. 8.
Roosebeke, Schlacht bei, II, 258.
Roß, Colin, Berichterstatter III, 38. 58. 171.
von Rotenhan, Freiherr, I, 227. 249.
Rotes Haus, siehe Haus, Rotes.
Roubaix-Tourcoing I, 291.
Roulers I, 316. 319. 320; III, 144; Gefangene in R., I, 320 (Abb.).
Roupy III, 177.
Rouvroy-en-Santerre III, 201.
Roeux III, 31. 32. 34—37. 48 (Abb.).
Roye III, 20; Peterskirche II, 71.
du Rozellier, Fort, II, 176.
Rubens I, 92. 147.
Rumänien I, 20; II, 379.

Rupprecht, Kronprinz von Bayern I, 17. 18. 44. 49. 275. 293ff.; II, 356; III, 154. 279.

von S...., Freiherr, siehe von Hoiningen.
S..., Oberleutnant, siehe Schaucke.
S...., Kraftwagenführer, siehe Schulz.
von S...., Hauptmann, siehe von Sonneburg.
von S...., General, siehe von Suckow.
Saarburg I, 18. 250. 251. 257; -Dieuze I, 18.
Saar-Kohlenkanal I, 258.
Sabinus, Lingonenführer, II, 365.
Sailly III, 32. 39; -Saillisel III, 123.
St. Benoit I, 107. 108; Schloß, I, 273 (Abb.).
St. Dié I, 50. 227. 237. 240.
St. Eloi I, 280; III, 85. 86. 88.
St. Georges I, 34.
St. Gobain II, 103; III, 54. 168. 231.
St. Hilaire III, 53.
St. Hubert I, 75. 402.
St. Jahnshoek III, 135.
St. Jean-des-Vignes, Abtei, II, 114; III, 235.
St. Julien I, 315. 318. 334; III, 136. 146.
St. Léger III, 144.
St. Martin, Kirche, II, 99.
St. Maurice I, 104. 106; II, 192. 193. 195. 199; Park des Schlößchens, in der Woëvre, II, 192 (Abb.).
St. Médard III, 236.
St. Michelberg II, 210.
St. Mihiel I, 100. 110. 124. 374. 384. 388; II, 164. 182. 185; III, 229.
St. Morel, Bahnhof, Soldatenmalereien, II, 160 (Abb.).
St. Pierre auf Martinique I, 23; III, 81. 82.
St. Pierre-Vaast-Wald II, 288 (Abb.); III, 123.
St. Privat I, 376; III, 154.
St. Quentin I, 50. 296ff. 310 (hier B. genannt); II, 91. 113. 291 (ohne Nennung). 343. 344; III, 20. 165. 166. 172. 174. 177 (Abb.). 178. 179. 180. 182. 185. 186. 187. 188. 191. 206. 207. 210. 224. 228. 252. 259; B.... (Deckname für St. Quentin), I, 310; Basilika, I, 297ff. 302. 304 (Abb.); II, 256 (Abb.); III, 179. 182. 184—186. 188. 189. 192 (Abb.). 235; Durchbruch westlich von, III, 160 (Abb.). 161; (Deckbezeichnung B...) Kleiner Krupp, I, 305 (Abb.); Denkmal des Jeanne d'Arc, I, 304 (Abb.); Markt und Rathaus II, 256 (Abb.); III, 176 (Abb.); Marktplatz II, 256 (Abb.); Schlachten bei, I, 303. 305; Zerstörung durch die Gegner, III, 178ff.
St. Thierry, Fort, III, 251. 252.
St. Vaast-Wald, Artilleriekampf, II, 288 (Abb.).
St. Vast III, 236.
Salomon, Maire, II, 359ff.
Saloniki II, 54.
Sambre I, 33. 44.
Samogneux II, 235.
von Sauberzweig, General, III, 173. 209 (Abb.).
Saulchoy III, 201. 202. 203. 204.
Savy III, 177.
Scarpe III, 31. 32. 34. 35. 36. 48 (Abb.).
Sch...., Leutnant, siehe Schmidt.
von Sch..., General, siehe von Schöttel.
Sch..., Flieger, siehe Schroeder.
Schäfer, Leutnant, III, 42. 46. 47. 48. 49.
Schaller, Hauptmann, II, 42.
Schaucke, Oberleutnant, II, 125 Z. 18.
Schelde I, 114. 144. 145. 145 (Abb.). 148. 276; -Front III, 278; -Gebiet, I, 289.
Scherenfernrohr III, 9.
Scherl Verlag, I, 14.
Schenermann, Kriegsberichterstatter, I, 302.
Schiemann, Theodor, II, 94.
Schiller, „Jungfrau von Orleans", I, 61.

Schirmeck I, 18. 216. 217. 218. 242.
Schloß ....., siehe Nogent.
Schlubach I, 177.
Schlüsselburg III, 13.
von Schmettow, Korps, III, 264.
Schmidt, Leutnant, I, 134 Z. 6; Hauptmann, III, 192.
Schoebel, Maler, I, 53. 54. 55.
v. Schöttel, General, II, 323 Z. 25.
Schroeder, Flieger, I, 190 Z. 10.
von Schroeder, Admiral, I, 143 Z. 9; III, 2.
Schulz, Kraftwagenführer, I, 155 Z. 28.
Schweinefarm eines Reserve-Korps, II, 96 (Abb.).
Schweizerzipfel II, 131. 136.
Schwilden, Hauptmann, III, 147. 148. 149. 150.
Seclin, Feldlazarett, I, 282. 283. 284.
Sedan I, 33. 156; II, 85. 206.
Seebrügge I, 185. 188. 189; III, 6. 8. 130; Mole III, 1 (Abb.).
Seemine, Angeschwemmte, I, 176 (Abb.).
Seen, Masurische, III, 101. 102.
Seidengemälde, Chinesische, II, 248 ff.
Seiler, Gardegrenadier, II, 74. 75.
Seine II, 79. 206; III, 231. 232.
Seinebecken II, 78.
Semois I, 44.
Senlis I, 165.
Sennheim I, 222; II, 131.
Senones I, 223. 226. 227. 234. 239. 243. 244. 249.
Senonesgegend I, 245.
Septsarges I, 50.
Seraing, Eisenwerkstätten von, I, 40. 41.
Serre I, 156; II, 78.
Servon I, 404.
Shaw, Bernard I, 165.
Siebengebirge I, 397; II, 145.
Siegfriedbewegung III, 17 (Karte). 20 ff. 28. 52. 144. 195. 229.
Siegfriedstellung III, 18. 19. 20. 33. 53. 54. 55. 174. 178. 180. 191. 207. 208. 228. 242; Oise-Niederung vor der, III, 32 (Abb.).
Sigwart, B. (Fürst Eulenburg), II, 138.
Sillery II, 64.
Simons, Geh. Baurat (1870) II, 343.
Sissonne III, 123.
Sivry-la-Perche II, 207; -sur-Meuse II, 165. 210.
Sixt von Armin, Friedrich, General, Führer der 4. Armee III, 144 (Abb.). 153. 154. 279.
Skagerrak, Schlacht im, II, 290.
Soissons I, 167. 172. 174. 241. 353; II, 56. 103. 105. 110. 111. 112. 113; III, 19. 20. 24. 25. 26. 28. 53. 54. 58. 65. 99. 100. 143. 170. 229. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 247. 248. 249. 251. 263. 264. 265. 272; Kathedrale II, 113; III, 235; -Laon, Heerstraße III, 100.
Soliman II., II, 321.
Soldatenmalereien, Komische, I, 288 (Abb.); II, 160 (Abb.).
Somme I, 288 (Abb.); II, 280. 284. 292. 294. 298. 299. 309. 339. 342. 370; III, 17. 27. 32. 37. 156. 158. 167. 175. 178. 191. 195. 196. 199. 200. 206. 209. 224. 226; Abendstimmung II, 305 (Abb.); Badende Soldaten II, 289 (Abb.); -Front II, 295. 317. 345. 351. 353; III, 16; Feldtelephon II, 320 (Abb.); -Gebiet II, 335. 362; III, 17.
Somme-Kanal III, 136; -Niederung II, 293. 339; III, 195. 196. 209 (Abb.); -Schlacht II, 276. 285. 288 (Abb.). 303. 313. 320. 340. 341. 360. 368. 372; III, 1. 15. 16. 27. 32. 41. 50. 65. 94. 95. 123. 154. 167. 174. 175. 190. 191. 194. 206. 211; -Stellung III, 201. 202. 204; -Übergang III, 192.
von Sonneburg, Hauptmann, II, 303 Z. 16.
„Sonnenkönig", siehe Ludwig XIV.
Sonain I, 261; II, 18; III, 14.
Souchez I, 339. 342. 344. 346. 352.

356. 359. 361. 365. 368. 391. 397; III, 29. 31.
Soupir III, 54.
Souville-Schlucht III, 15.
Soyécourt II, 277. 278; III, 15.
Spa III, 166, 266. 280.
Spirding-See III, 101.
Spohr, Marga, Opernsängerin I, 159; II, 92.
Spontin I, 68.
St..., Oberst, siehe Stadthagen.
St...., Professor, siehe Starck.
St..., Divisions-Pfarrer, siehe Stelter.
von St...., Oberleutnant Freiherr, siehe von Sternecker.
St...., Major, siehe Stielow.
St...., Husar, I, 64 Z. 11.
von Stabs, General, III, 116.
Stadthagen, Oberst, I, 245 Z. 29. 247 Z. 25. 248 Z. 15.
Starck, Professor, Chefarzt, II, 326 Z. 14.
Steenstraate I, 314. 315; III, 130.
Stein, Dr. Fritz, I, 159; II, 91.
von Stein, Generalquartiermeister, I, 43. 305.
Steinbach I, 222; II, 131.
Stelter, Divisions-Pfarrer, II, 356 Z. 7.
Stenay I, 49. 52. 54. 55. 58. 71. 72; II, 179. 180. 185; Feldpoststation I, 64 (Abb.).
von Sternecker, Oberleutnant Freiherr, I, 64 Z. 9 u. 16.
Stiege, Zaberner, I, 250. 251.
Strack, Hauptmann, III, 104.
von Strantz, General, I, 100 Z. 9.
Stielow, Major, I, 199 Z. 32.
Straßburg I, 78. 215. 219. 221.
Sturmbataillon 7, III, 101.
Stützwerk Alsace II. 232.
Stützwerk Lorraine II, 232.
von Suckow, General, I, 63 Z. 15. 65 Z. 5 u. 19. 70 Z. 12; Brigade, II, 63.
Südvogesen I, 44. 234. 274.
Suippes I, 58; III, 55. 59. 62; -Tal III, 53. 56. 59.
Suessonen II, 113; III, 233.
Süßkind, General Freiherr von, II, 288 (Abb.).
Syagrius, Statthalter, I, 60; II, 113; III, 233.

T...., Dorf, siehe Tartiers.
Tagliamento III, 163.
Tagnon, Wald, I, 401 (Abb.); II, 33.
Tahure I, 415; II, 30. 36. 41. 43 Z. 12. 44. 45. 48. 53; Butte de II, 30.
Tallien, Bürger, II, 260. 262. 263.
Tallien, Madame (Prinzessin v. Chimay), II, 260. 261. 263. 264.
Tannenberg, Schlacht bei, III, 102.
Tardenois, Landschaft, III, 255.
Tartiers, Dorf, I, 167 Z. 24.
Tattegrain, Maler, I, 306.
Tavannes, Fort, II, 176.
Temps, III, 173.
Termitenhügel II, 217. 227. 228. 229. 230. 233. 234. 237; III, 124. 125. 126.
Termonde I, 114.
Thann II, 121. 132.
Thélus III, 31.
Thiaucourt I, 388; Gesprengte Eisenbahnbrücke I, 385 (Abb.); Friedhof, I, 385 (Abb.).
Thielt I, 181. 195.
Thiepval II, 308. 314. 317. 318; III, 226.
Thierry, Augustin, Historiker, II, 81.
Thierry, Château, III, 258.
Thiers, Historiker, II, 261.
Thildonck, Kloster, I, 131. 132. 140.
Thillois III, 251. 252.
Thonrout I, 195.
Thronfolgerpaar, Österr. I, 2.
Thüringerwald, „Rennstieg" III, 99.
Tilloy III, 30. 31.
Times I, 275.
Tobien, Baumeister (1870), II, 343. 344.
Toter Mann II, 211. 212. 213. 214. 216. 220. 234. 235. 237. 238. 239. 240; II, 205; III, 15. 125. 126.

Toul I, 18. 94. 97. 98. 100. 107. 112. 374; II, 163. 164. 171. 180. 181. 185.
Tournay II, 254.
Tracy I, 165.
Trichtergelände III, 97 (Abb.). 128.
Trier I, 52.
Trieſt III, 163.
Trommelfeuer I, 340. 344. 414; II, 10. 11. 12. 15. 22. 23. 28. 29. 53. 166. 170. 224. 276. 277. 278. 284; III, 31. 34. 35. 38. 52. 53. 86. 87. 96. 209. 246.
Trouée de Belfort I, 216; II, 133. 134. 137, ſiehe auch Burgundiſche Pforte.
Troyon I, 98. 104. 105; II, 164; III, 54.
Tſe-king-kwan I, 387; II, 114. 299.
Türck, Musketier, I, 286. 289 (Abb.).
Turennes II, 342.

Überſchwemmung, Künſtliche, der Yſer I, 200; Maas-, II, 240 (Abb.).
U-Boot „Deutſchland" II, 329; -Feier II, 326; -Krieg I, 89; III, 7. 35. 130. 143.
Ullſtein Verlag I, 14.
Ungewitter, Prof., Maler I, 53. 54. 58.
Unterſeeboot, Deutſches, I, 177 (Abb.). 189 Z. 35.
Unterſeeboote III, 12. 141.
Unterſeebootkrieg, ſiehe U-Bootkrieg.
Unverzagt, Oberſt, II, 55 ff.
Urvillers III, 174. 177 (Abb.). 180. 181. 182.

Vailly III, 54. 55. 93. 234. 249. 257 (Abb.).
Val I, 237. 253.
Valenciennes I, 345; II, 235. 255; III, 166.
Varennes I, 45. 55. 99. 374; II, 164. 212. 225.
Vauban I, 82. 378; II, 172.
Vaughan, Baronin III, 89.
Vaux II, 193. 203. 205; Fort II, 176. 186. 187. 188. 203; III, 15.
Vauxaillon III, 54. 245. 251.
Vélu II, 336; Schloß, Lazarettpark I, 352 (Abb.).
Vendeuil III, 177.
Vendreſſe III, 54.
Venedig III, 163.
Vercingetorix I, 304.
Verdun I, 44. 45. 94. 95. 96. 97. 98. 100. 102. 103. 107. 374; II, 162 ff. 170. 171. 172. 173. 175. 177. 179. 181. 182. 190. 194. 199. 205. 206. 207. 210. 211. 213. 214. 216. 218. 224. 225. 228. 240. 276. 298; III, 50. 66. 90. 123. 124. 129. 142. 162. 168. 190. 192. 229; Befeſtigungswerke II, 176; Vorderſtes deutſches Drahthindernis vor, II, 176 (Abb.); Franzöſiſche Gefangene II, 177 (Abb.); Gelände vor, II, 177; Kathedrale II, 171. 210; Offenſive, deutſche II, 162 ff. 294; III, 15; Schützengräben II, 193 (Abb.); Vertrag von, II, 79.
Verdurette I, 237.
Vergeot-Camus, Eleonore, II, 347.
Verlaine, Dorf I, 34.
Vermand, Flecken I, 302.
Vermandois, Grafſchaft I, 302.
Verne, Jules I, 137.
Veroneſe, Maler II, 87.
von Verſen, General, III, 111, 115.
Verwaltungsrat für Eiſenbahnen, Brüſſel II, 157.
Vesle II, 65; III, 246. 247. 248. 249. 251. 254. 255. 265; -Höhen III, 250. 251; -Tal III, 246. 251. 255.
Veslud III, 116. 121.
Veſpaſian, Kaiſer, II, 365.
Vezonſe I, 236. 237. 252. 253.
Victoire, Madame, franzöſiſche Prinzeſſin, III, 100.
de Viel-Caſtel, Graf, II, 349.
Villaconblay II, 52.
Ville-en-Woëvre II, 195, 199.
Villeroy II, 70.
Villers-Cotterets III, 261.

Vimy-Höhen I, 339. 346. 348. 359. 361; III, 31. 32.
Vionville I, 376.
Virton I, 46.
Vogelherd, Befestigungswerk II, 234.
Vogesen I, 18. 19. 44. 213. 215. 216. 221. 222. 227. 235. 242. 250. 252. 253. 293; II, 120. 121. 125. 134; III, 231; Ablösung I, 241 (Abb.); Adlerfelsen I, 240 (Abb.); Blockhütten I, 225 (Abb.); Feldgottesdienst I, 224 (Abb.); -Kamm I, 236; II, 131; Schützengraben I, 225 (Abb.); Waldlichtung I, 209 (Abb.).
Vollmöller, Hans, Flieger I, 176.
Voß, Johann Heinrich, II, 138. 145.
Vouziers I, 54. 55. 58. 400. 409; II, 14. 15. 17. 20. 26. 30. 32. 33. 35; Deutsches Soldatengeschäft II, 48 (Abb.); Kirche II, 32 (Abb.); Leichtverwundete aus der Champagneschlacht II, 1 (Abb.); Markt II, 32 (Abb.); Soldatengräber II, 49 (Abb.); Straße II, 33 (Abb.).
Vregny, Hochfläche von, II, 110. 111. 235.
de Vriendt, Cornelius I, 143.

von W..., Leutnant, siehe von Waldecker.
W...., Hauptmann, siehe Weiffert.
W...., Leutnant, siehe Weiffert.
W...., Hauptmann, siehe Wetzel.
Wagner, Fort, I, 378.
Wahnschaffe, Staatsbeamter I, 150.
Walburge, Friedhof II, 7.
von Waldecker, Leutnant, I, 64 Z. 9 u. 32.
Waldersee, Graf, Feldmarschall I, 387.
Waelhem, Dorf, I, 125; Fort, I, 115. 116. 119. 123. 124. 126. 129 (Abb.). 131; Marine-Infanterie vor, I, 114. 128 (Abb.).
Wancourt III, 31.
Wandré, Kirchhof, II, 8.
Warq II, 194. 200. 216.
Ward, Clara, (Prinzessin von Chimay) II, 264. 265.
Warlencourt III, 213.
Warneton III, 85.
Warsage I, 132.
Warschau II, 3; III, 102.
Warsy III, 204.
Wasserflugzeuge I, 192 (Abb.). 193 (Abb.).
Waterloo I, 91. 92. 304. 345; „butte", I, 345.
Watronville II, 199.
Wattweiler II, 122. 124. 131.
Wavre, Fort, I, 122; -Ste.-Catherine I, 115. 136. 139; -Ste.-Catherine, Fort, Artilleriewirkung, I, 144 (Abb.).
Weiffert, Leutnant d. R., später Hauptmann, I, 250 Z. 24; II, 184 Z. 32. 215 Z. 31.
Weiler I, 216.
Wellington I, 92.
Wenduyne I, 185; III, 8
Werner, Hofschauspieler, I, 211.
Westende I, 193; III, 8. 9.
Westroosebeke, Dorf, I, 322 Z. 5.
Wetzel, Hauptmann, I, 200 Z. 5. 206. Z. 23.
Wicres I, 286 Z. 6.
von Widdern, Oberst, Cardinal II, 343.
Wiertz, Anton, Maler I, 77.
Wilhelm, König, I, 17.
von Willisen, Major, III, 207. 210.
Wilson III, 277.
Winterberg III, 54. 240. 241. 245.
Winterschlacht, siehe Champagne-Winterschlacht.
Wintzingerode, General (1814) II, 84.
Witry-les-Reims, Fort, I, 64. 65.
Woëvre, Ebene, I, 98. 101. 111. 112. 373; II, 71. 163. 164. 176. 179. 180. 181. 182. 184. 185. 188. 193. 194. 199. 205. 206. 215; Franz. Minentrichter in der, II, 209 (Abb.).
Woinville I, 112.
Wolff, Leutnant, III, 42. 46. 49.
Wüllner, Dr., Ludwig, II, 138. 139. 141.
von Wundt, Generalleutnant, III, 32. 39.
von Wussow, General, II, 6.

Wytschaete-Bogen III, 85. 86. 87. 88. 90. 93. 94. 96. 98. 129. 134. 157. 169; Trichtergelände III, 97 (Abb.).

X...., siehe Middelkerke.

Ypern, I, 196. 276. 280. 313. 314. 315. 316. 319. 320. 322. 323. 326. 334 (Abb.). 337. 339. 345. 348. 352. 366. 414; II, 20. 115. 119. 258. 276; III, 85. 86. 88. 89. 90. 91. 93. 121. 129. 131. 132. 135. 136. 138. 140. 141. 143. 154. 169 (Karte). 252; -Bogen, II, 27; III, 160; -Comines-Kanal, III, 86; -Front, I, 412; III, 130; Kanal, I, 314; -Menin, Straße, III, 135; Rast vom Kampf in einer Kirche bei, I, 321 (Abb.); -Roulers, Eisenbahn, III, 132. 145; -Schlacht, III, 127; Englischer Schützengraben vor, I, 336 (Abb.); Unterstände in zerschossenem Dorf bei, I, 336 (Abb.); Verwundetentransport bei, I, 320 (Abb.).

Ysenburg, Rittm. Prinz, Adjutant, II, 304 (Abb.); III, 279.

Yser, I, 151. 314; III, 2. 85. 130. 154; -Kanal, II, 120; -Linie, I, 193. 195. 200; -Überschwemmung, I, 205. 213. 313; Überschwemmungsgebiete, I, Titelbild. 320.

Z...., Graf, siehe Graf Zech.

Z....., Trompeter, I, 64 Z. 10.

Zabern I, 250.

Zandvoorde I, 313; III, 85. 89. 143.

Zech, Graf, I, 225 Z. 27.

Zeebrugge, siehe Seebrügge.

Zeitung, Frankfurter, I, 14; Leipziger Illustrierte, I, 52; Kölnische, I, VI. 7. 14. 149. 162; II, Geleitwort. 13. 46. 72. 343. 373. 379; III, 122. 130. 161. 190. 271.

Zeppelin, Luftschiff, I, 42; II, 32. 45.

Zillebeke III, 85. 91. 92.

Zone des Schweigens, II, 16.

Zonnebeke III, 85. 91. 146.

Zülpich, I, 21.

.... I, 174 Zeile 28 bedeutet Nogent.

.... I, 243 Zeile 19 bedeutet Luvigny.

.... I, 257 Zeile 9 bedeutet Parux.

.... I, 284 Zeile 7 v. u. bedeutet Annoeulin.

.... I, 284 Zeile 5 v. u. bedeutet Marquilliers.

.... I, 286 Zeile 6 v. o. bedeutet Wicres.

.... I, 322 Zeile 5 bedeutet Westroosebeke.

.... I, 334 Zeile 29 bedeutet Poelkapelle.

.... I, 369 Zeile 12 bedeutet Hazavant.

.... II, 58 Zeile 21 bedeutet Manre.

## Berichtigung.

von Hoiningen genannt Huene, General, am 10. 10. 1914 zum ersten Gouverneur von Antwerpen ernannt, aber bis zum 13. 10. 1914 durch Admiral von Schroeder vertreten, I, 143 Z. 9.

von S...., Freiherr, irrtümlich für von Hoiningen, siehe d.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Werke von Professor Dr. Georg Wegener:

# Der Wall von Eisen und Feuer.

Erster Teil:

## Ein Jahr an der Westfront.

In Leinen gebunden 20 ℳ

Von der Nordsee bis zu den Vogesen reicht der Schauplatz des Buches. Wie im Sturm führt es uns von den ersten Tagen der Begeisterung durch alle Phasen des ersten Jahres des ungeheuren Kampfes im Westen. Scharf umrissene Bilder zeichnet es von allen den Stätten und Ereignissen, deren Namen allein schon zu einem unsterblichen Heldenlied zusammenklingen: Lorettohöhe und Ypern, Souchez und Antwerpen, Reims, Champagne, Vogesen und Argonnen. Der Rausch wundervollen Hoffens neben allem Schwerem liegt über diesem Stück Geschichte, das bis in seine einzelnen Heldentaten hinein kein Deutscher jemals vergessen sollte.

Zweiter Teil:

## Champagne – Verdun – Somme.

In Halbleinen gebunden 20 ℳ

Die heroischen Kämpfe in der Champagne im Herbst 1915, der Angriff auf Verdun und die furchtbare Schlacht an der Somme 1916 bilden die drei gewaltigen Höhepunkte dieses Kriegsabschnittes, dessen Darstellung sich durch des Verfassers packende Gestaltungskraft und glänzende Schilderungskunst zu einem einheitlichen Kriegsdrama erschütternder Art zusammenschließt. Wie der vorhergehende Band ist auch dieser reich an kostbaren Einzelschilderungen ernster wie auch versöhnenderer Art.

# Der Zaubermantel.

Erinnerungen eines Weltreisenden.

Zweite Auflage.

In modernem Batikband 36 ℳ, in Halbleinenband 40 ℳ

Ein Buch des Sehnens, das uns hinausträgt aus dem Dunkel und der Not der Gegenwart auf den Flügeln persönlicher Erinnerungen an schönste, froheste oder eigenartigste Eindrücke und Begegnungen. Ein ungewöhnliches Werk.

Von diesem Werk erscheint in der neuen Sammlung „Reisen und Abenteuer" eine verkürzte, mit vielen Abbildungen und einer Karte ausgestattete Ausgabe unter dem Titel

## Erinnerungen eines Weltreisenden.

Gebunden 12 ℳ

Auch diese Ausgabe bietet all die Vorzüge, die den „Zaubermantel" zu einer vielbegehrten Lektüre gemacht haben.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 055093279